



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Praktische Anleitung zur Behandlung des Lesebuches für die Oberklassen der Volksschule

Erläuterungen der epischen Gedichte des Lesebuches

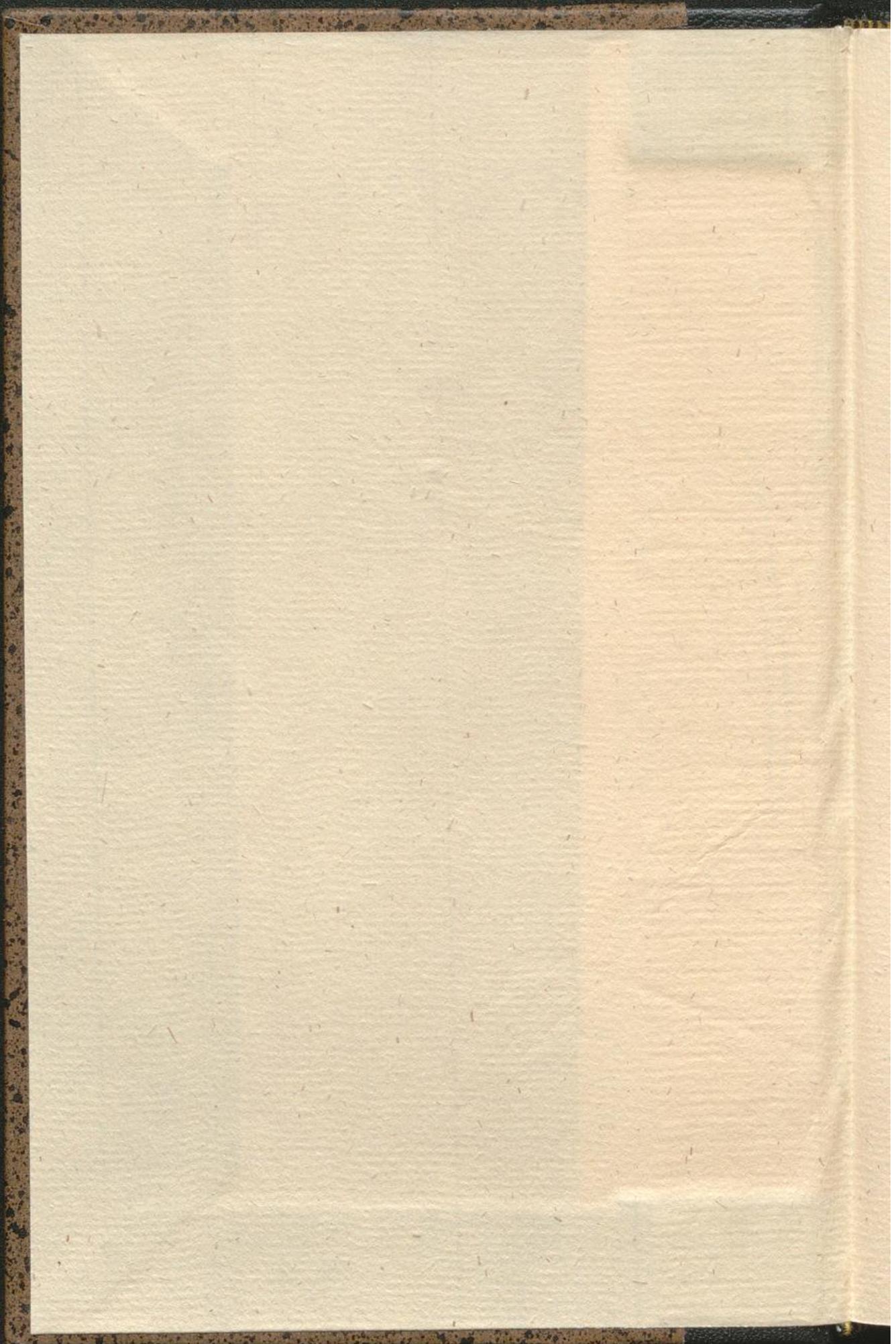
Leineweber, Heinrich

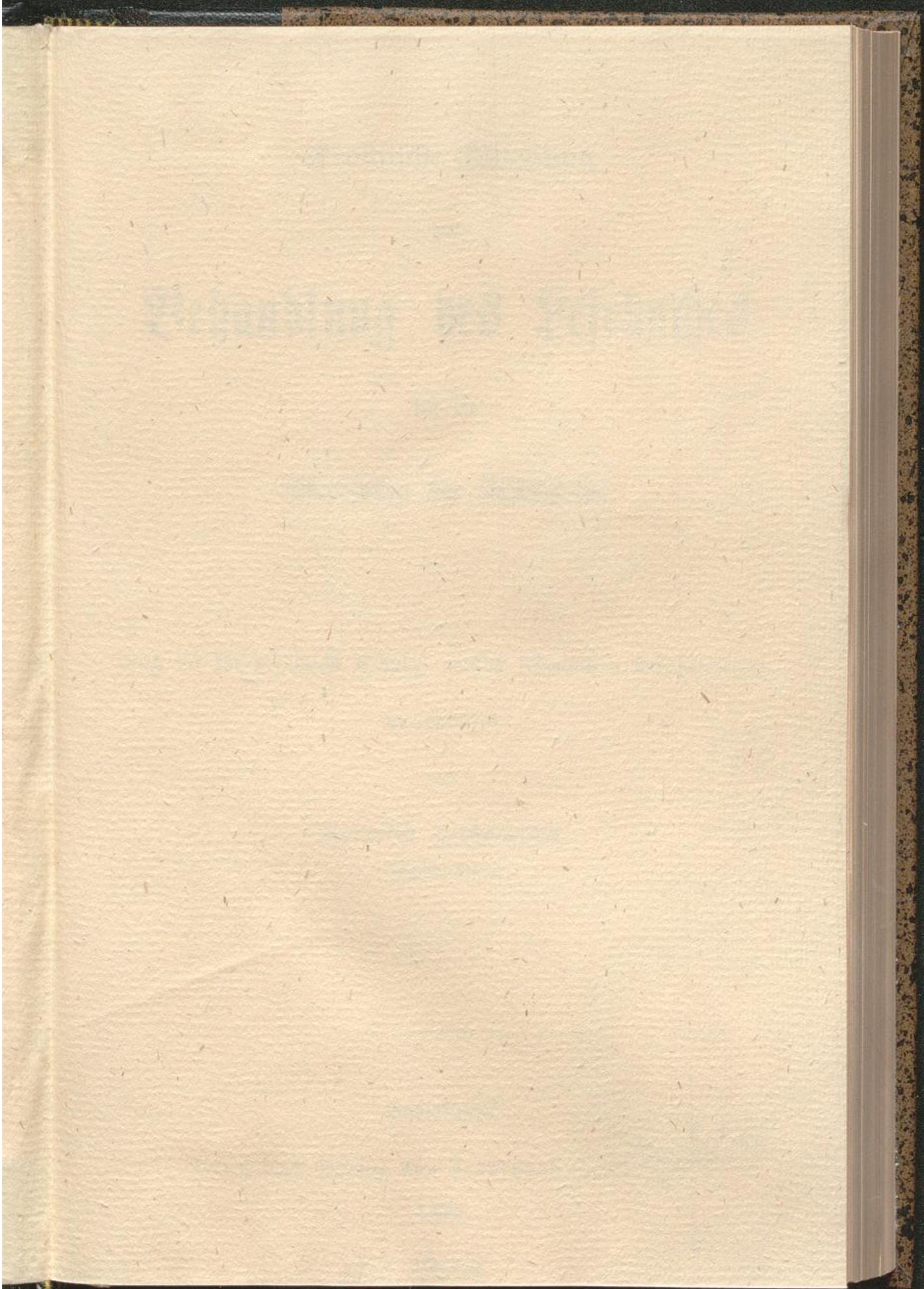
Paderborn, 1881

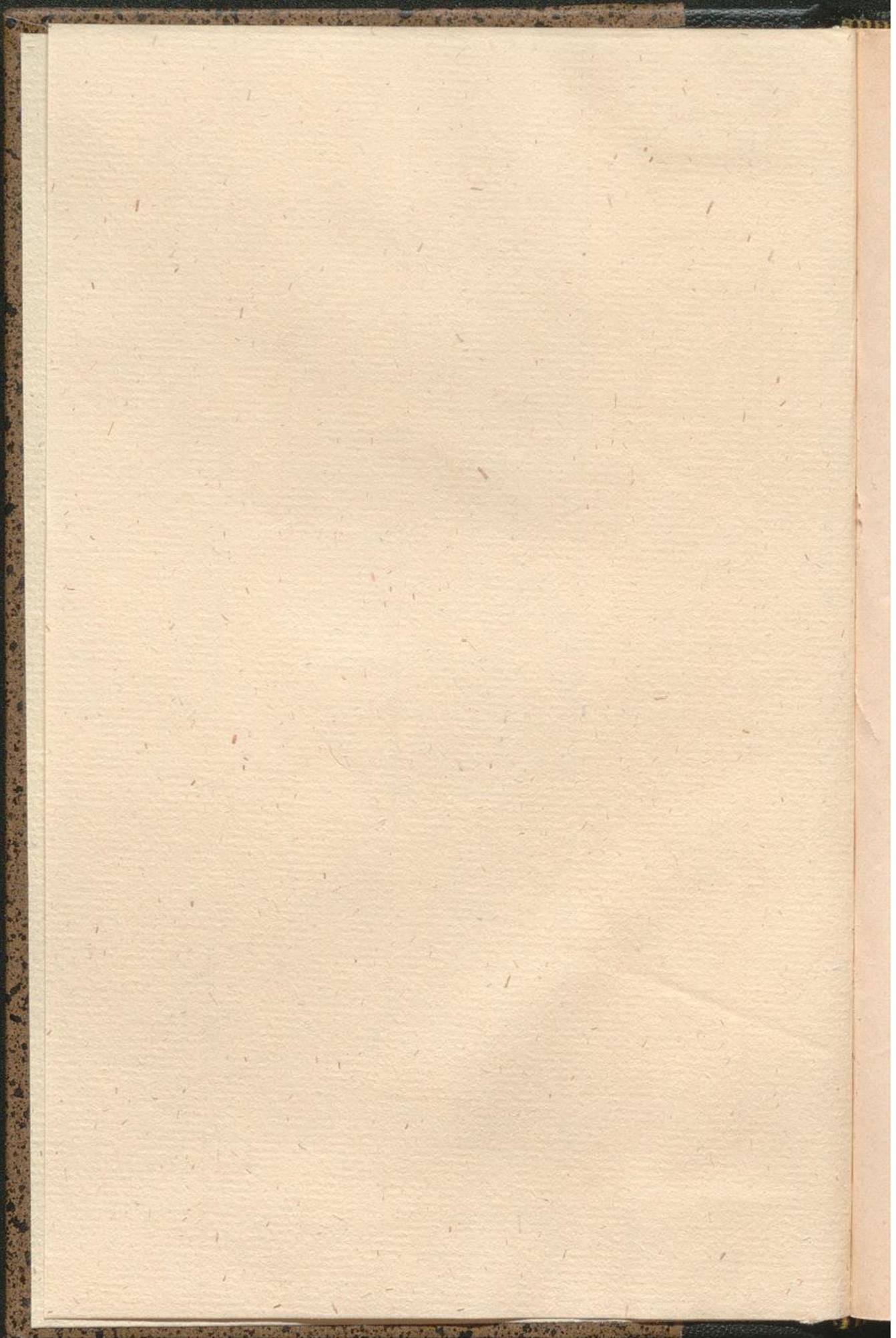
[urn:nbn:de:hbz:466:1-63834](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-63834)



4
2







Praktische Anleitung

zur

Behandlung des Lesebuches

für die

Oberklassen der Volksschule.

Von

Heinrich Leineweber,
Seminarlehrer.

Zweiter Band:

Erläuterung der epischen Gedichte des Lesebuches.

Paderborn.

Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.

1881.

Erste Abtheilung
Beschreibung des Reichthums

Verzeichnis der Bücher

Verzeichnis der Handschriften

Verzeichnis der Kupferstiche

Verzeichnis der
Verzeichnisse

Vorwort.

Dem ersten Bändchen der „Anleitung“ ist von den verschiedensten Seiten eine Anerkennung zu teil geworden, wie ich sie nicht zu hoffen wagte, und zahlreich sind die an mich ergangenen freundlichen Aufforderungen, den in Aussicht gestellten zweiten Teil möglichst bald erscheinen zu lassen. Um den vielseitig gehegten Wünschen frühestens zu begegnen, habe ich mich entschlossen, die Bearbeitung des poetischen Lesestoffes in zwei Bänden herauszugeben; der eine, sämtliche epische Gedichte des Lesebuches für die Oberklassen enthaltend, liegt hiermit vor, und der andere, der sämtliche lyrische Dichtungen bringen wird, erscheint binnen kurzer Frist.

In Bezug auf die Einrichtung des vorliegenden zweiten Bändchens sei auf folgendes aufmerksam gemacht:

a) Entsprechend dem Wunsche vieler Kollegen sind auch die darin behandelten Musterstücke aufgenommen und nach den Dichtungsarten geordnet.

b) Die einzelnen Strophen der Gedichte sind numeriert; bei den nicht strophisch gegliederten Stücken ist die Gedankenordnung äußerlich durch Abschnitte kenntlich gemacht, welche gleichfalls numeriert sind.

Indem ich im übrigen auf das Vorwort im ersten Teile der „Anleitung“ verweise, bemerke ich nur noch, daß in dem gegenwärtigen Bändchen, mehr noch als in dem ersten, besondere Rücksicht auf die schriftlichen Übungen genommen ist, und daß letztere sämtlich ausgeführt sind.

Möge der vorliegende zweite Band eine ebenso freundliche Aufnahme und eine gleich günstige Beurteilung erfahren, wie sie dem ersten zu teil geworden.

Der Verfasser.

Verzeichniss der behandelten Gedichte.

Nr.		Seite
I. Fabeln.		
1.	Der Hirsch und der Fuchs, von G. E. Lessing	1
2.	Der Kuckuck und die Lerche, von Friedr. v. Hagedorn	4
3.	Der Kuckuck, von Christian Fürchtegott Gellert	8
4.	Der Hirsch, von J. W. L. Gleim	12
5.	Das Wiesel und die Hühner, von M. G. Lichtwer	15
6.	Die Stufenleiter, von Gottlieb Konrad Pfeffel	17
7.	Die Jünglinge, von A. G. Fröhlich	20
II. Parabeln.		
8.	Die Kreuzschau, von Adalbert v. Chamisso	24
9.	Tod und Leben, von Friedrich Rückert	28
III. Märchen.		
10.	Die Heinzelmännchen, von August Kopisch	34
IV. Sagen.		
11.	Heinrich der Vogler, von Joh. Nepomuk Vogl	40
12.	Barbarossa, von Friedrich Rückert	43
V. Legenden.		
13.	Der Mönch zu Heisterbach, von Wolfgang Müller	48
14.	Der gerettete Jüngling, von J. G. v. Herder	51
15.	Die wiedergefundenen Söhne, von J. G. v. Herder	55
VI. Idyllen.		
16.	Irin, von Ewald v. Kleist	60

VII. Poetische Erzählungen.

17. Johann, der Seifenfieder, von Friedr. v. Hagedorn	65
18. Der Bauer und sein Sohn, von Chr. F. Gellert	69
19. Der rechte Barbier, von Adalbert v. Chamisso	71
20. Die alte Waschfrau, von Adalbert v. Chamisso	74
21. Johanna Sebus, von Joh. Wolfgang v. Goethe	78
22. Der kleine Hydriot, von Wilhelm Müller	82
23. Kaiser Otto, von Heinrich v. Mühlner	84

VIII. Romanzen und Balladen.

24. Die Ruh, von Gottfried August Bürger	88
25. Erbkönig, von Joh. Wolfgang v. Goethe	93
26. Der Sänger, von Joh. Wolfgang v. Goethe	99
27. Der Graf von Habsburg, von Friedr. v. Schiller	104
28. Die Bürgschaft, von Friedr. v. Schiller	115
29. Der Kampf mit dem Drachen, von Friedr. v. Schiller	125
30. Schwäbische Kunde, von Ludwig Uhland	135
31. Der blinde König, von Ludwig Uhland	143
32. Die Rache, von Ludwig Uhland	146
33. Das Schloß am Meer, von Ludwig Uhland	150
34. Der Reiter und der Bodensee, von Gustav Schwab	154
35. Das Grab im Busento, von August Graf v. Platen	159
36. Die Sonne bringt es an den Tag, von Adalbert v. Chamisso	162

I. Fabeln.

1. Der Hirsch und der Fuchs.

Gotthold Ephraim Lessing.

1. „Hirsch, wahrlich, das begreif' ich nicht,
Hört' ich den Fuchs zum Hirsche sagen,
„Wie dir der Mut so sehr gebriecht;
Der kleinste Windhund kann dich jagen.“
2. Befieh dich doch, wie groß du bist!
Und sollt' es dir an Stärke fehlen?
Den größten Hund, so stark er ist,
Kann dein Geweih mit einem Stoß entseelen.
Uns Füchsen muß man wohl die Schwachheit übersehn;
Wir sind zu schwach zum Widerstehn.
Doch, daß ein Hirsch nicht weichen muß,
Ist sonnenklar. Hör' meinen Schluß!
Ist jemand stärker als sein Feind,
Der braucht sich nicht vor ihm zurückzuziehen.
Du bist den Hunden nun weit überlegen, Freund,
Und folglich darfst du niemals fliehen.“
3. „Gewiß, ich hab' es nie so reiflich überlegt;
Von nun an,“ sprach der Hirsch, „flieht man mich unbewegt,
Wenn Hund' und Jäger auf mich fallen,
Nun widersteh' ich allen.“
4. Zum Unglück, daß Dianens Schar
So nah mit ihren Hunden war.
Sie bellen; und sobald der Wald
Von ihrem Bellen wiederhallt,
Fliehn schnell der schwache Fuchs und starke Hirsch davon.
5. Natur thut allzeit mehr als Demonstration.

1. Kürzeste Inhaltsangabe.

Der Fuchs verwundert sich darüber, daß der Hirsch so mutlos ist, und sucht diesem zu beweisen, wie sehr er seinen Feinden überlegen sei. Der Hirsch glaubt alsbald an die eigene Stärke und nimmt sich vor, künftig allen zu widerstehen. Doch kaum hört er des Jägers Hunde bellen, so flieht er samt dem Fuchse eiligst davon.

2. Gliederung der Fabel.

1. Die Verwunderung des Fuchses über die Mutlosigkeit des Hirschens.
2. Die Beweisführung des Fuchses, daß der Hirsch vor keinem seiner Feinde zu fliehen brauche.
3. Das Herannahen der Jägerschar.
4. Die Flucht des Fuchses und Hirschens.
5. Die Moral der Fabel.

3. Zur Erörterung des Inhaltes.

Worüber verwundert sich der Fuchs? Auf welche Weise sucht er den Hirsch zum Glauben an die eigene Stärke und zum Widerstande gegen die feindlichen Hunde zu bewegen? In welcher Hinsicht ist der Hirsch den Hunden wirklich überlegen? (Körpergröße und Körperstärke.) — Welche Eigenschaften des Hundes, die gerade im Kampfe sehr wichtig sind, fehlen dagegen dem Hirsch gänzlich? — Physische Stärke allein verhilft nicht zum Siege. List muß mit der Stärke streiten. Großsein thut's nicht allein. Wer siegen will, muß neben Körperkraft und Körpergewandtheit vor allem Mut und Entschlossenheit besitzen. — Wie urteilst du über die Schlußfolgerung des Fuchses? — In den meisten Fällen ist es klüger und vernünftiger, dem Feinde aus dem Wege zu gehen, auch wenn man stärker ist als er. Weshalb? — Welche Absicht mochte der Fuchs dabei haben, als er den Hirsch zum Widerstande gegen die Feinde aufzureizen suchte? Wünschte er etwa, daß sein „Freund“ ein berühmter Held werde? Reizte er diesen vielleicht aus Schadenfreude zum Widerstande? Mit wem soll denn der Hirsch den Kampf aufnehmen? — Sie sind auch des Fuchses schlimmste Feinde, und gerade deshalb soll es der stärkere Hirsch mit ihnen aufnehmen. — Ist es dem Fuchse gelungen, den Hirsch zu überreden? — Welchen Vorsatz faßte dieser infolge des „sonnenklaren“ Beweises seitens des Fuchses? — Wenn die Jäger mit ihren Hunden herankommen, so ist das niemals erfreulich für einen Hirsch; weshalb aber war es gerade für diesen Hirsch ein Unglück, daß Dianens Schar, d. i. die Jägerschar, so nahe war? (Anwesenheit des Fuchses. — Laute Äußerung des gefaßten Entschlusses.) Inwiefern hätte der Hirsch es als ein Glück ansehen müssen, daß die Jäger herankamen? — Zeige, daß der Hirsch in seinem Entschlusse sehr bald wankend wurde! — Wie heißt der letzte Vers der Fabel? — Der Hirsch ist von Natur sehr bang und feig, ängstlich und scheu. Der Fuchs tadelt ihn seiner Mutlosigkeit wegen und sucht ihm zu beweisen, daß er stärker sei als seine Feinde und deshalb vor diesen niemals zu fliehen brauche. Der Hirsch kommt durch die klare Darlegung des Fuchses zum Glauben an die eigene Kraft und Stärke und nimmt sich vor, künftig allen Widerstand zu leisten. Doch als die Jäger mit ihren Hunden nahen, macht sich sofort seine ängstliche Natur geltend; er flieht, des klaren Beweises

des Fuchses gar nicht mehr gedenkend. Einen klaren Beweis oder eine anschauliche Darlegung nennt man mit einem fremden Worte Demonstration; demonstrieren heißt so viel als beweisen, darlegen. — Drücke nun den Schlußvers mit anderen Worten aus! — Das ist es, was die vorliegende Fabel veranschaulichen will. Die Moral derselben heißt also?¹⁾

4. Grundgedanke der Fabel.

„Natur thut allezeit mehr als Demonstration.“

5. Schriftliche Übungen.

Übertragung der Fabel in Prosa.

Ausführung:

Zu einem Hirsch, der ängstlich aus dem Dickicht des Waldes hervorkam, gesellte sich ein Fuchs und sagte zu ihm: „Ich begreife nicht, warum ihr Hirsche so furchtsam seid; der kleinste Windhund kann euch ja verjagen. Ihr seid doch so groß und stark! Euer Geweih kann den stärksten Hund mit einem Stoße töten. Wir Füchse können an Widerstand nicht denken; denn wir sind zu schwach dazu. Ein Hirsch indes muß niemals weichen; er ist seinen Feinden weit überlegen; folglich darf er nie feige fliehen.“ Der Hirsch antwortete: „Du hast recht, ich habe niemals daran gedacht, wie stark ich eigentlich bin. Von nun an will ich nicht mehr ängstlich fliehen, wenn die Feinde nahen, sondern will ihnen tapfer widerstehen.“ Noch hatte er diese Worte nicht vollendet, als in der Nähe Hörnerklang und Hundegebell erscholl. Sobald die beiden das vernahmen, ergriffen sie eiligst die Flucht.

6. Grundgedanke der bekanntesten Fabeln von Lessing.

1. Zeus und das Schaf.

Der schwache, aber fromme und rechtschaffene Mensch ist trotz der mancherlei Beleidigungen, welchen er ausgesetzt ist, glücklicher, als der Starke und Mächtige zu sein pflegt. — Unrecht leiden ist besser, als Unrecht thun. — „Warum leidet ihr nicht lieber Unrecht? Warum ertraget ihr nicht lieber Schaden?“ 1. Kor. 6, 7.

2. Zeus und das Pferd.

Wer sich vermisst, den Schöpfer zu meistern, verkennet sein eigenes Bestes. (Jovis = Genitiv von Zeus.)

3. Das Roß und der Stier.

Der Sieg über den Schwachen und Wehrlosen bringt keine Ehre.

¹⁾ Über die Fabel im allgemeinen vergleiche Nr. 51 im ersten Bande der „Anleitung“.

4. Der Hamster und die Ameise.

Nichts ist thörichter als der Geiz; denn niemand lebet davon, daß er viele Güter hat.

5. Die Gans.

Strebe nicht nach einer Stellung im Leben, zu der dir die Befähigung fehlt.

6. Der Tanzbär.

Wer sich die Gunst hochstehender Personen dadurch zu erwerben sucht, daß er ihnen schmeichelt und vor ihnen den niedrigen Kriecher spielt, der ist „ein ehrlos erbärmlicher Wicht“.

7. Der Besitzer des Bogens.

Zweckmäßigkeit geht über Schönheit.

2. Der Kuckuck und die Lerche.

Friedrich v. Hagedorn.

- | | |
|--|---|
| 1. Der Kuckuck fragt die Lerche:
„Wie kommt es, sage mir,
Daß die gereiften Störche
Nicht schlauer sind als wir?“ | 2. „Sie sollen uns beweisen,
Erwidert sie und lacht,
„Daß nicht das viele Reisen
Die Dummen klüger macht.“ |
|--|---|

1. Bemerkungen.

Die Fabel ist so einfach und klar, daß sie einer Erläuterung nicht bedarf. Nur darauf könnte wohl eigens hingewiesen werden, daß nicht die „Dummen“ allein, sondern auch viele, die gescheit sein wollen, auf Reisen nichts lernen und profitieren. Wer für das Sehens- und Wissenswerte nicht Auge noch Ohr hat, der mag reisen so oft und so weit er wolle, er wird dadurch nicht klüger und erfahrener. Das Reisen also verschafft nicht allen Welt- und Menschenkenntnis. „Wenn jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen“, singt der biedere Claudius; manche wissen indes von den fremden Städten und Ländern, die sie gesehen, nicht viel mehr zu erzählen, als was der weitgereiste Storch darüber dem Fuchse aufzählte.

2. Zur Lehre von den poetischen Formen.

1. Der Lehrer trage die Fabel mit scharfer Hervorhebung der betonten Silben vor und frage alsdann die Kinder: Was ist euch bei dem Lesen aufgefallen? Wie wechseln die Silben der Betonung nach ab? (Auf eine tonlose folgt immer eine betonte.) — Wie viel betonte Silben kommen in jeder Zeile vor? — Die betonten Silben nennt man Tonhebungen und bezeichnet sie durch einen wagerechten Strich (—); die tonlosen Silben heißen Tonsenkungen, und als

Zeichen für dieselben dient ein Häkchen (∪). In jedem Gedichte müssen betonte und tonlose Silben in bestimmter Folge wiederkehren. Den regelmäßigen Wechsel von Tonhebungen und Tonsenkungen nennt man Rhythmus. In unserem Gedichte folgt auf die Tonsenkung jedesmal eine Tonhebung. Die Verbindung von Tonhebung und Tonsenkung zu einer Einheit ergibt den Versfuß. Stellen wir die erste Strophe der Fabel in Zeichen dar, so erhalten wir folgendes Muster:

Der	Kuf		kuf	fragt		die	Ver		che	z.
∪	—		∪	—		∪	—		∪	
∪	—		∪	—		∪	—		∪	
∪	—		∪	—		∪	—		∪	
∪	—		∪	—		∪	—		∪	

So ein Muster oder Schema wie das vorstehende, nach dem die Verse und Strophen eines Gedichtes gebildet sind, heißt sein Versmaß oder Metrum. Untersucht, ob in der zweiten Strophe der Fabel die Aufeinanderfolge der Silben ebenso ist, als in der ersten! — Ein Versfuß, der aus einer Tonsenkung und einer Tonhebung besteht, wird Jambus (∪ —) genannt; er ist ein zweisilbiger Versfuß. Jede Zeile unseres Gedichtes besteht aus drei Jamben; es hat also jambisches Versmaß oder ist, wie man auch sagt, in Jamben geschrieben.

Der Jambus kommt in vielen Gedichten vor, namentlich in Liedern, z. B.

Johann,		der	mun		tre	Sei		fensie		der	z.	
∪	—		∪	—		∪	—		∪	—		∪
Ein	gu		ter	dum		mer	Bau		ernkna		be	z.
∪	—		∪	—		∪	—		∪	—		∪
Was	rennt		das	Volk,		was	wälzt		sich	dort	z.	
∪	—		∪	—		∪	—		∪	—		∪
Was	frag'		ich	viel		nach	Geld		und	Gut	z.	
∪	—		∪	—		∪	—		∪	—		∪
Bei	ei		nem	Wir		te	wun		dermild	z.		
∪	—		∪	—		∪	—		∪	—		∪
Ich	bin		vom	Berg		der	Hir		tenknab	z.		
∪	—		∪	—		∪	—		∪	—		∪

2. In der „Kapelle“ von Uhland und in vielen andern Gedichten ist die Aufeinanderfolge der Silben eine umgekehrte, da kommt erst die Tonhebung, und darauf folgt jedesmal eine Tonsenkung. Hebung und Senkung als Einheit gedacht bilden den Trochäus (— ∪).

Droben		stehet		die	Ka		pelle	z.		
—	∪		—	∪		—	∪		—	∪
Preisend		mit	viel		schönen		Keden	z.		
—	∪		—	∪		—	∪		—	∪

Sah ein | Knab' ein | Közlein | stehn 2c.

— u | — u | — u | —

Sohn, da | hast du | meinen | Speer 2c.

— u | — u | — u | —

3. In anderen Gedichten folgen auf eine Tonhebung zwei Tonsetzungen. Die Verbindung von einer Hebung und zwei Senkungen zu einer Einheit heißt Daktylus (— u u). Diesen Versfuß hat Körner angewandt in dem „Gebet während der Schlacht“. Das Metrum dieses Gedichtes stellt sich also dar:

Vater, ich | rufe dich 2c.

— u u | — u u | — u u | — u
 — u u | — u u | — u u | — u
 — u u | — u u | — u u | — u
 — u u | — u u | — u u | — u

4. Auch die umgekehrte Aufeinanderfolge kommt vor, z. B.

Und es wal | let und sie | det und brau | set und zischt,

u u — | u u — | u u — | u u —

Wie wenn Was | ser mit Feu | er sich mengt.

u u — | u u — | u u —

Die Verbindung von einer Hebung mit zwei vorangehenden Senkungen wird Anapäst (u u —) genannt. Diesen Versfuß wendet Arndt in dem bekannten Liede von den „Sternlein“ an; die Strophen dieses Gedichtes sind nach folgendem Schema gebaut:

Und die Son | ne, sie mach | te den wei | ten Mitt 2c.

u u — | u u — | u u — | u —
 u u — | u — | u u — | u —
 u u — | u — | u u — | u —
 u u — | u u — | u u — | u —
 u u — | u u — | u u —

5. Verse, in denen ein und derselbe Versfuß wiederkehrt, heißen einfache, solche, in denen verschiedene Versfüße vorkommen, gemischte Verse. Am häufigsten treten der Jambus und Anapäst verbunden auf, z. B.

Frau Mag | dalis weint | auf ihr lez | tes Stück Brot 2c.

u — | u u — | u u — | u u —

Wer rei | tet so spät | durch Nacht | und Wind 2c.

u — | u u — | u — | u —

Zu Di | onys, | dem Tyran | nen, schlich 2c.

u — | u — | u u — | u —

Zu Na | chen in sei | ner Kai | serpracht 2c.

u — | u u — | u — | u —

Der Knecht | hat erslo | chen den ed | len Herrn 2c.

u — | u u — | u u — | u —

3. Das Hühndgen und der Diamant.

Die irdischen Güter können nicht beglücken, wofern der Mensch sie nicht zu genießen und zu benutzen versteht. — „Daß das Glück ihm günstig sei, was hilft's dem Stöffel? Denn regnet's Brei, fehlt ihm der Löffel.“ — Das wirklich Wertvolle weiß nur derjenige zu schätzen, der einen für das Edle und Schöne aufgeschlossenen Sinn hat.

3. Der Kuckuck.

Christian Fürchtegott Gellert.

1. Der Kuckuck sprach mit einem Star,
Der aus der Stadt entflohen war.
„Was spricht man,“ fing er an zu schreien,
„Dort über unsre Melodeien?
Was spricht man von der Nachtigall?“
„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder.“
„Und von der Lerche?“ rief er wieder.
„Die halbe Stadt lobt ihrer Lieder Schall.“
„Und von der Amsel?“ fuhr er fort.
„Auch diese lobt man hier und dort.“
2. „Ich muß dich doch noch etwas fragen.
Was,“ rief er, „spricht man denn von mir?“
„Das,“ sprach der Star, „kann ich nicht sagen;
Denn keine Seele red't von dir.“
3. „So will ich,“ fuhr er fort, „mich an dem Undank rächen
Und ewig von mir selber sprechen.“

1. Kurze Angabe des Inhaltes.

Der Kuckuck erkundigt sich bei einem Star, welcher der Stadt entflohen, was man in der letzteren von der Nachtigall, von der Lerche und der Amsel halte und sage. Er erhält zur Antwort, daß jeder der genannten Vögel gelobt werde, der eine mehr, der andere weniger. Als er erfährt, daß von ihm und seinem Gesange niemand redet, wird er unwillig und nimmt sich vor, den undankbaren Menschen zum Ärger stets seinen Namen zu rufen.

2. Gliederung der Fabel.

Die Fabel umfaßt eine Anzahl Fragen und eine Anzahl Antworten.

Übersichtliche Gliederung.

1. Die Fragen des Kuckucks nach dem Urtheile der Menschen über die übrigen Vögel.
2. Die Antwort des Stares.

3. Die Fragen des Kuckucks nach dem Urtheile der Menschen über ihn selbst.
4. Die Antwort des Stares.
5. Der Vorsatz des Kuckucks.

3. Fragen und Aufgaben zur Vermittelung des Verständnisses und Belebung des Inhaltes.

1. In welcher Jahreszeit hat das Gespräch zwischen Kuckuck und Star stattgefunden? (Im Frühling oder Sommer.) — Warum darf man nicht an den Herbst oder Winter denken? Weshalb wendet der Kuckuck sich an den Star? Nach welcher Vögel Lob erkundigt er sich der Reihe nach? Beschreibe kurz die genannten Sänger! Welches Urtheil fällen die Menschen über jeden dieser Vögel? Welchem spenden sie das meiste Lob? — Beachte die Abstufung in dem Lobe der Menschen: „Die ganze Stadt“ — „die halbe Stadt“ — „hier und dort“! Was heißt es: „Auch diese lobt man hier und dort“? Fasse das Urtheil der Menschen über die drei Vögel zusammen, indem du mit demjenigen über die Amstel beginnst! Aus welchem Grunde fragt der Kuckuck nach dem Urtheile der Menschen über ihn selbst? Welche Antwort erhielt er, und welche hatte er erwartet? Was soll es heißen: „Keine Seele redet von dir“? Mit welchen Worten giebt der Kuckuck seinen Unwillen über die Menschen zu erkennen? Wodurch will er sich an den Menschen rächen? Weshalb also ruft der Kuckuck stets seinen Namen?

2. Der Kuckuck glaubt, sein Gesang sei so schön wie derjenige anderer Vögel, und deshalb will er gleicherweise gelobt werden wie diese. So machen es auch manche Menschen; sie wollen ebenfalls gelobt werden, ohne daß sie es verdienen, und sind ärgerlich, wenn niemand ihre vermeintlichen Vorzüge anerkennen will. Weil aber andere an ihnen nichts zu loben finden, so loben und rühmen sie sich selber; über das Eigenlob haben wir indes ein Sprichwort, das durchaus nicht wohlklingt.

3. Die vorliegende Fabel kann als eine Erklärung der Thatsache angesehen werden, daß der Kuckuck immer seinen Namen ruft. Er thut es danach aus Ruhmredigkeit und um die Menschen zu ärgern, weil diese ihn nicht loben. Ich glaube indes, der Kuckuck ruft stets nur seinen Namen, weil er weiter nichts weiß, weil er weiter nichts gelernt hat; anderenfalls würde er doch einmal ein anderes Lied anstimmen; denkt ihr nicht auch so? Wie ist es aber gekommen, daß der Kuckuck nur seinen Namen gelernt hat? — Das ist so zugegangen: Als die Welt erschaffen war, sangen alle Vögel noch recht so, wie ihnen der Schnabel gewachsen war, alles durcheinander, ohne Melodie und ohne Harmonie, ohne Takt und Ausdruck, krächzend, schnurrend, pfeifend, kurzum ohne Sinn und Verstand. Der liebe Herrgott nun, der jedem so gern eine Freude macht, sandte drei Engel

auf die Erde, damit sie der Vögel Lehrmeister würden. Die musizierten ganz herrlich und sprachen zu den Vögeln: „Nun gebt acht! jetzt wollen wir euch singen lehren.“ Da setzten sich viele Vögel ringsum auf die Zweige oder noch näher, horchten zu, was jene ihnen vorspielten, und versuchten dann mit Hilfe ihrer freundlichen Lehrmeister, es nachzusingen. Das thaten einige; aber gar manche flatterhaste Bürschchen, denen die kleinste Mühe zu schwer wurde, schlugen die Gottesgabe in den Wind, hatten nur wenig acht darauf und flogen weg, wenn es ihnen zu lange dauerte. Zu diesen leichtsinnigen Gesellen zählte — außer dem Raben, dem Pfau u. a. — auch der Kuckuck. Die haben alle, wie ganz natürlich, nur wenig oder gar nichts behalten, und sie krächzen und schreien darum heutzutage noch, daß es ein Spott und eine Schande ist. — Viele andere jedoch horchten wohl auf, sangen's nach, was die Engel ihnen vorspielten, übten sich fleißig und hielten's in Ehren als das Herrlichste, was ihnen Gott zur eigenen Freude und zur Erquickung der Menschen hatte zu teil werden lassen. So ein lieber, bescheidener Vogel war damals die Nachtigall, und daher hat sie noch heutzutage ihre schmelzenden, wundersamen Melodien und Lieder. Denn was ein jeder Vogel damals gelernt und sich eingepägt hat, das ist so wieder auf seine Nachkommen übergegangen und hat sich vererbt von Kinde zum Kinde.

4. Grundgedanke der Fabel.

Vieles Reden von sich selbst ist ein sicheres Zeichen der Unfähigkeit.

5. Zur Lehre von den poetischen Formen.

1. Die Wörter „Star“ und „war“ haben gleichen Klang, ebenso die beiden letzten Silben der dritten und vierten Zeile. Der Gleichklang bezieht sich in manchen Versen nur auf die letzte, in andern auf die zwei letzten Silben. In „Star“ und „war“ ist „a“ der tönende Laut; in beiden Wörtern folgt dem „a“ dasselbe, nämlich ein „r“; was ihm vorangeht, ist verschieden, einmal ein „St“, das andere Mal ein „w“; völlig gleich klingen die Wörter „Star“ und „war“ erst von dem „a“ ab. Streicht man in „schreien“ und „Melodeien“ die Zeichen, welche vor dem „ei“ stehen, so bleibt in beiden Fällen „eien“ übrig; in „eien“ ist der tönende Laut das „ei“; in den genannten Wörtern folgt dem „ei“ dasselbe (en); es geht ihm aber ungleichartiges voran. Den Gleichklang betonter Silben in den Vokalen und Konsonanten (mit Ausnahme der Anlaute) nennt man Reim. Er entsteht dadurch, daß in mehreren Wörtern demselben Vokal gleiches folgt, aber ungleiches vorangeht.

2. Der Reim ist männlich (einsilbig), wenn er sich nur auf die letzte Hebung bezieht, z. B. Star, war; fort, dort; mir, dir; — er

ist weiblich (zweifilbig), wenn auf die Hebung noch eine Senkung folgt, z. B. Lieder, wieder; fragen, sagen; rächen, sprechen.

3. Nach der Stellung der Reimwörter giebt es:

a) gepaarte oder ungetrennte Reime, wenn die 1. und 2., die 3. und 4. Zeile zc. sich reimen, z. B. „Die Rache“ und „Siegfrieds Schwert“ von Uhland, „Erlkönig“ von Göthe; b) gekreuzte Reime, wenn die 1. und 3., die 2. und 4. Zeile sich reimen, z. B. „Einkehr“ von Uhland, „Die Kuh“ von Bürger; c) unterbrochene Reime, wenn reimlose und gereimte Zeilen abwechseln, z. B. „Der reichste Fürst“ und „Wanderlied“ von Kerner, „Der feste Mann“ von Arndt; d) einschließende oder umarmende Reime, wenn die 1. und 4., die 2. und 3. Zeile sich reimen, z. B. „Schäfers Sonntaglied“ von Uhland, „Bei dem Grabe meines Vaters“ von Claudius, „Die Bürgerschaft“ von Schiller.

4. Außerdem unterscheidet man noch: a) Stimmreim oder Assonanz, d. i. der Gleichklang der Vokale in aufeinanderfolgenden Wörtern, z. B.: „Die Schollen rollten Stoß auf Stoß. (Bürger.) „Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal.“ (Göthe.) b) Stabreim oder Alliteration, d. i. der Gleichklang der Konsonanten am Anfange mehrerer aufeinanderfolgenden Wörter, z. B.: „Und hohler und hohler hört man's heulen.“ (Schiller.) „Es dröhnt und dröhnte dumpf heran.“ (Bürger.) „Wo Liebe labt und lebt, ist lieb das Leben.“ (Schlegel.)

6. Schriftliche Übungen.

1. Inhaltsangabe der Fabel.
2. Warum der Ruckuck stets seinen Namen ruft. (Oder: Wie die Vögel singen lernten.)

3. Übertragung der Fabel in Prosa.

Ausführung:

Ein Star war seinem Besitzer davongeflogen und kam wieder in den Wald, den er seit Jahr und Tag nicht gesehen hatte. Hier traf er bald manchen Bekannten, unter andern auch den Ruckuck. Dieser, obwohl sonst ein scheuer Vogel, war doch neugierig, zu wissen, was die Menschen von dem Gesange der Vögel hielten. Er fragte daher den Star, was er darüber gehört habe. „Vor allen Dingen,“ sagte er, „möchte ich wissen, was man von der Nachtigall spricht.“ „Si, rief der Star, es giebt wohl niemand, der sie nicht bewunderte! — „Und was hält man von der Lerche?“ fuhr der Ruckuck fort. — „Nun, auch diese wird überall gepriesen; es giebt wenige, die sich an ihrem herrlichen Morgenliede nicht erfreut hätten. — „Und was sagt man von der Amsel?“ — Wer sie gehört hat, weiß sie auch zu schätzen; ich habe sie stets loben hören. — „Nun,“ sprach der Ruckuck, „erlaubst du mir wohl noch eine Frage. Was hält man denn von meiner

Stimme?" — Von deiner Stimme? sprach der Star, das kann ich dir nicht sagen; ich wüßte keine Menschenseele, die dich als Singvogel betrachtete. — „Pfui!“ rief der Kuckuck, „das ist schändlich. So will ich mich an dem Undank rächen und nur von mir selber reden.“ Seitdem lebt der Kuckuck ganz einsam im Walde und ruft stets seinen eigenen Namen. (Rudolph.)

4. Übertragung einzelner Sätze der Fabel aus der direkten in die indirekte Rede.

Andeutungen:

Der Kuckuck begann: „Was sagt man in der Stadt von unsern Liedern?“ Der Kuckuck fragte, was man in der Stadt von ihren Liedern sage. — Der Kuckuck fuhr fort: „Was spricht man von der Nachtigall?“ Der Kuckuck wollte wissen, was man von der Nachtigall sage. — Der Star antwortete: „Die ganze Stadt lobt ihre Lieder.“ Der Star erwiderte, die ganze Stadt lobe ihre Lieder. Die ganze Stadt lobe ihre Lieder, versetzte der Star zc. — Die in dem Hauptsatz in Anwendung kommenden Zeitwörter sind: sprechen, sagen, erwidern, entgegnen, versetzen, rufen, meinen, fragen, antworten u. s. w. Diese Wörter können bei der direkten und indirekten Rede stehen mit Ausnahme von „sprechen“, das nur bei der wörtlich angeführten Rede gebraucht werden darf. Also: Gott sprach (sagte, befahl, gebot zc.): „Es werde Licht!“ — und: Gott sagte (befahl, gebot zc.), es solle Licht werden; aber nicht: Gott sprach, es solle Licht werden.

7. Grundgedanke der bekanntesten Fabeln von Gellert.

1. Der Feisig und die Nachtigall.

Aus äußerer Schönheit und Kleiderpracht kann man nicht auf geistige Vorzüge schließen. — Das Kleid macht nicht den Mann. — Es ist nicht alles Gold, was glänzt. — Der Schein trügt.

2. Phylax.

Der Geizhals bleibt im Tode karg, und das Sterben wird ihm schwer, weil er sich nicht von seinen Gütern trennen kann.

3. Die Bienen.

Einigkeit, ein festes Band, hält zusammen Leut' und Land. — „Aus der Kräfte schön vereintem Streben erhebt sich, wirkend, erst das wahre Leben.“

4. Der Hirsch.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim.

1. Ein Hirsch bewunderte sein prächtiges Geweih
Am Spiegel einer klaren Quelle.
„Wie prächtig! auf derselben Stelle,
Wo Königskronen stehn! und wie so stolz, so frei!

Auch ist mein ganzer Leib vollkommen, nur allein
Die Beine nicht; die sollten stärker sein!"

2. Und als er sie besieht mit ernstlichem Gesicht,
Hört er im nahen Busch ein Jägerhorn erschallen,
Hört nah und fern die Büchsen knallen,
Erschrickt und flieht. Nun aber hilft ihm nicht
Das prächtige Geweih dem nahen Tod entfliehn,
Nicht sein vollkomm'ner Leib; die Beine retten ihn.
Die reißen, wie ein Pfeil, die prächtige Gestalt
Mit sich durchs weite Feld und fliegen in den Wald.
Hier aber halten ihn im vogelschnellen Lauf
An starken Zweigen oft die vierzehn Enden auf.
Er reißt sich los und lernet erst im Fliehn,
Das Nützliche dem Schönen vorzuziehn.

1. Erläuterung.

Mit den vierzehn Enden sind die vierzehn Zacken des Geweihes gemeint; der Hirsch war also ein Vierzehnder. Je nach dem Lebensalter des Hirsches erhält auch sein Geweih eine andere Gestalt. Im ersten Jahre besteht es aus einer einfachen Stange; das Tier selbst wird danach vom Jäger Spießer genannt. Im zweiten Jahre wird die neue Hauptstange höher und erhält am untern Teile nach vorn gerichtet die Augensprosse. Das Tier heißt Gabler. Im dritten Jahre kommt außer dem Augensproß noch eine Mittelstange zum Vorschein; im vierten Jahre teilt sich die obere Spitze in zwei Enden. Der Hirsch heißt nach der Gesamtzahl der Geweih-Enden Sechsender und Ahtender. Im fünften Jahre bildet sich außerdem noch zwischen der Augen- und Mittelsprosse eine kleinere schwächere Sprosse, die Eissprosse. Der Hirsch ist dann ein Zehnder und wird als jagdbar betrachtet. In den späteren Lebensjahren teilt sich die Krone des Geweihes noch in vielfacher Weise, so daß man Zwölfender, Vierzehnder u. s. w. unterscheidet.

2. Kürzeste Inhaltsangabe.

Ein Hirsch kommt auf der Flucht vor der ihn verfolgenden Jägerschar zu der Einsicht, daß seine flinken Beine mehr wert sind als sein prächtiges Geweih, und daß das Nützliche dem Schönen vorzuziehen.

3. Gliederung der Fabel.

1. Was der Hirsch an seinem Körper zu loben und zu tadeln findet.
2. Was den Hirsch fliehen macht.
3. Wodurch ihm die Flucht ermöglicht, und wodurch sie ihm erschwert wird.
4. Was derselbe auf der Flucht einsehen lernt.

4. Vermittelung des Verständnisses.

Was lobt und was tadelt der Hirsch an seinem Körper? Warum preist er sein Geweih? Beweise, daß dem Hirsche die flinken Beine nützlicher sind als das prächtige Geweih! — Wer auf Dinge und Eigenschaften mehr Wert legt, als sie wirklich haben, der ist eitel. Weshalb kann der Hirsch eitel genannt werden? Sprich dich darüber aus, wie der Hirsch zu der Einsicht kam, daß seine schlanken Beine ihm nützlicher seien, als sein stattliches Geweih! Was lernte der Hirsch auf der Flucht einsehen? Was ermöglichte und was erschwerte ihm die Flucht? Ist er seinen Nachfolgern glücklich entronnen? Wie anders hätte der Ausgang für den Hirsch sein können? (Er entkommt seinen Feinden bis in den Wald; hier hält ihn aber sein Geweih im schnellen Laufe auf; endlich bleibt er gar hängen an den Ästen eines Baumes; die Hunde eilen herbei und reißen ihn nieder.) — Der Hirsch ist eitel auf sein stattliches Geweih; die schlanken, flinken Beine unterschätzt er anfänglich. Im Leben geht's ähnlich. Auch die Menschen ziehen das Schöne dem Notwendigen und Nützlichen vor; auch sie halten manches für wertvoller als es wirklich ist; auch sie sehen manche für ihre Freunde an, die ihre Feinde sind, und umgekehrt; auch die Menschen kommen erst zur Zeit der Gefahr und Not zu der Einsicht, daß das Nützliche den Vorzug vor dem Schönen verdient.

5. Grundgedanke der Fabel.

Das Nützliche verdient dem Schönen vorgezogen zu werden.

6. Schriftliche Übungen.

Übertraget die Fabel in Prosa und nehmt dabei die Wendung, daß der Hirsch schließlich ergriffen wird.

Ausführung:

Der Hirsch.

Ein Hirsch trank aus einem klaren Gewässer und erblickte in demselben sein Bild. „Fürwahr,“ rief er, „die Natur meint es nicht böse mit mir, wenigstens mit meinem Kopfe nicht! Wie prächtig ist das Geweih, das ihn schmückt! Nur meine Schenkel könnten etwas besser sein, und ich würde dann an vortrefflicher Gestalt allen Tieren trozbieten.“

Indem er dies sprach, hörte er Jagdhörner in der Ferne ertönen und sah die Hunde schon, die mit Bellen auf ihn zueilten. Er flog über die Felder hinweg und ließ seine Verfolger weit hinter sich zurück. Jetzt kam er in den Wald; aber indem er sich ins Dickicht retten wollte, blieb er mit dem Geweih an den Ästen eines Baumes hängen; die Hunde kamen herbei und rissen ihn nieder. „Ach,“

seufzte er, indem er verschied, „ich Unglücklicher habe thörichter Weise meine Freunde für Feinde und meinen Feind für einen Freund gehalten! Die Schenkel, die ich tadelte, hatten mich beinahe gerettet, aber das Geweih, das ich pries, hat mich ins Verderben gestürzt.“ — (N. G. Meißner.)

7. Grundgedanke der bekanntesten Fabeln von Gleim.

1. Die Gärtnerin und die Biene.

Eigne dir das Gute anderer an, ohne von ihren bösen Gewohnheiten etwas anzunehmen! Genieße das Vergnügen mit Vorsicht; denn oft ist bei den irdischen Freuden die Schlange unter Blumen verborgen.

2. Der Löwe und der Fuchs.

Wenn Neid und Unwissenheit zu Gericht sitzen, darf kein günstiges Urtheil erwartet werden. Beurteilen sie dich also falsch, so muß dir das gleichgültig sein; denn sie verstehen dich nicht zu beurteilen.

3. Die Grille und die Ameise.

Wer nur dem Vergnügen oder höheren Genüssen nachgeht und dabei unterläßt, für die unentbehrlichen Unterhaltungsmittel zu sorgen und an die Zukunft zu denken, der muß zuletzt darben.

4. Der Adler und die Lerche.

Welchem Stande und welcher Lebenssphäre ein Mensch auch angehören mag, — er ist verehrungswürdig und Gott angenehm, wofern er in dem ihm angewiesenen Wirkungskreise seine Pflicht thut.

5. Das Wiesel und die Hühner.

Magnus Gottfried Vachtwer.

Nach Recht und Urtheil, mit dem Brügel,
Ward vor dem frohen Hausgeflügel
Ein Dieb und andrer Tullian,
Ein schlimmes Wiesel, abgethan. —
Ein Hof voll Hühner sah ihn leiden
Und gackerte dabei vor Freuden. —
Nur eine Henne blieb betrübt
Und sprach: „Man bricht des Räubers Glieder;
Allein die That ist schon verübt, —
Wer giebt mir meine Kinder wieder?“

1. Kürzeste Inhaltsangabe.

Ein schlimmes Wiesel wird angesichts der Hühner zu Tode geprügelt. Die Icktern freuen sich seiner Leiden; nur die Henne bleibt betrübt und sagt, durch das strenge Gericht über den Räuber werde der Schaden, den er ihr zugefügt, nicht gehoben.

2. Erläuterungen.

1. Lips Tullian, auch Philipp Mengstein, Elias Erasmus Schönknecht und der Wachmeister genannt, einer der berühmtesten Raubmörder, geb. 1675 zu Straßburg, wurde 1715 zu Dresden hingerichtet.

2. Das Wiesel wurde abgethan, es wurde getötet, zu Tode geschlagen.

3. Gliederung der Fabel.

1. Strafe des Wiefels.
2. Freude der Hühner über sein Unglück.
3. Verhalten der Henne bei seinem Tode.

4. Grundgedanke der Fabel.

Durch die Rache, die jemand an seinem Feinde nimmt, wird der Schaden, den dieser uns zugefügt, nicht gehoben. — (Warum ist es a) unvernünftig, b) unchristlich, sich an seinem Feinde zu rächen?)

5. Schriftliche Übungen.

1. Übertragung der Fabel in Prosa.

Ausführung:

Ein Wiesel, das unter dem Geflügel eines Bauernhofes großen Schaden angerichtet hatte, wurde endlich gefangen und von den Knechten zu Tode geprügelt. Die Hühner freuten sich dessen, gackerten laut und sahen der Todesvollstreckung zu, ohne das geringste Mitleid mit dem armen Wiesel zu haben. Nur eine Henne blieb betrübt und sprach: „Durch den Tod, welchen der freche Dieb erleidet, wird die böse That, welche er verübt, nicht gehoben. Ich halte es für unvernünftig, mich an ihm zu rächen; denn dadurch bekomme ich keines meiner Kinder, welche er umgebracht, wieder zurück.“

2. Der Marder und die Tauben. (Nachbildung.)

Ausführung:

Ein Marder hatte sich im Fangeisen gefangen und litt unsägliche Schmerzen. Mehrere Tauben erblickten den unglücklichen Wicht und riefen: „Freude! Freude! Der Marder sitzt im Fangeisen und leidet nun für seine Dieberei große Pein. Kommt, laßt uns seine Qual mit ansehen und ihn verspotten!“ Wie gesagt, so gethan. Nur eine alte Taube zog sich betrübt zurück und sagte: „Ich meine, es sei unedel und niederträchtig, sich an einem unglücklichen Feinde zu rächen; auch halte ich's für ganz unvernünftig, weil dadurch der angerichtete Schaden nicht wieder gutgemacht wird.“

3. Der Dieb und die Bestohlenen.

(Übertragung der Fabel auf menschliche Verhältnisse.)

Ausführung:

Ein Dieb, der verschiedenen Bewohnern eines Dorfes dies und jenes entwendet hatte, wurde endlich ertappt und zur nächsten Stadt abgeführt, um dem dortigen Gefängnis übergeben zu werden. Auf dem Wege durch das Dorf, ja noch weit vor dasselbe, folgten ihm diejenigen, die er früher bestohlen, und überhäuften ihn mit Spott und Hohn. Ein Bauer indes, der den Dieb abführen sah, empfand Mitleid mit dem Unglücklichen und verspottete ihn nicht, obwohl dieser ihm ein wertvolles Andenken entwendet hatte. Er dachte bei sich: „Die thörichten Leute! Was kann es helfen, den Bösewicht zu verlachen und zu beschimpfen; dadurch bekommt niemand einen Heller des Gestohlenen zurück. Zudem ist es unedel und unchristlich, sich über des Nächsten Unglück zu freuen, sollte dieser auch unser größter Feind sein.“

6. Grundgedanke der bekanntesten Fabeln von Lichtwer.

1. Der Fuchs und der Esel.

In Thaten liegt die beste Probe. — Willst du bei Gelegenheit einer That nicht lächerlich erscheinen, so hüte dich vor eitler Selbstüberhebung.

2. Der Hänfling.

Wer am unabhängigsten ist, der ist am glücklichsten. — Das Glück der Unabhängigkeit ist am sichersten im Mittelstande zu finden; daher: Mittelstand, bester Stand.

6. Die Stufenleiter.

Gottlieb Konrad Pfeffel.

1. Ein schlauer Sperling haschte sich
Ein blaues Mückchen. „Weh mir Armen!“
Rief es, „ach Herr, verschone mich,
Laß meiner Jugend dich erbarmen!“
„Nein,“ sprach der Mörder, „du bist mein;
Denn ich bin groß und du bist klein.“
2. Ein Sperber fand ihn bei dem Schmaus;
So leicht wird kaum ein Floh gefangen,
Als Junker Spaß. „Gieb,“ rief er aus,
„Mich frei; was hab' ich denn begangen?“
„Nein,“ sprach der Mörder, „du bist mein;
Denn ich bin groß und du bist klein.“

3. Ein Adler sah den Gauch und schoß
Auf ihn herab und riß den Rücken
Ihm auf. „Herr König, laß mich los!“
Rief er, „du hast mich ja in Stücken.“
„Nein,“ sprach der Mörder, „du bist mein;
Denn ich bin groß und du bist klein.“
4. Schnell kam ein Pfeil vom nahen Bühl
Dem Adler in die Brust geflogen.
„Warum,“ rief er, indem er fiel,
Zum Jäger, „tötest mich dein Bogen?“
„Ei,“ sprach der Mörder, „du bist mein;
Denn ich bin groß und du bist klein.“

1. Erläuterungen.

1. Du bist mein, d. h. du bist in meiner Gewalt.
2. Der Sperber ist ein bei uns häufig vorkommender, äußerst mordsüchtiger Raubvogel.
3. Gauch ist sowohl der Kuckuck als auch daneben einer, der Mangel an Verstand äußert; hier: einfältiges, dummes Tier.
4. Bühl, altertümliche Form für Hügel.

2. Kurze Angabe des Inhaltes.

Eine Fliege wird von einem Sperling gefangen und verzehrt, der Sperling von einem Sperber, der Sperber von einem Adler und dieser endlich von einem Jäger mittels eines Pfeiles erschossen. Jedes der ergriffenen Tiere fleht um sein Leben, wird jedoch mit den Worten abgewiesen: „Du bist mein; denn ich bin groß und du bist klein.“

3. Besprechung der Fabel.

Wie heißen die Tiere, welche uns in dieser Fabel vorgeführt werden? Welches ist das schwächste, welches das stärkste unter den genannten Tieren? Wer ist noch mächtiger als der Adler? Worin besteht das gemeinsame Schicksal der Tiere? Sieh an, von wem jedes der genannten Tiere ergriffen wird! Mit welchen Worten fleht jedes derselben um sein Leben? Durch welchen Hinweis unterstützt jedes der Tiere die Bitte um Schonung seines Lebens? (Die Mücke erinnert an ihre Jugend und Hilflosigkeit; sie wendet sich an das Mitleid des Sperlings. Dieser weist hin auf seine Unschuld und Harmlosigkeit; er appelliert an das Gerechtigkeitsgefühl des Sperbers. Dieser erinnert an die Gräßlichkeit des Mordes; er wendet sich hauptsächlich an den Edelmut und die Großmut des Königs unter den Vögeln. Der Adler weist hin auf die Zweck- und Nutzlosigkeit seines Todes für den Jäger; er richtet sich mit seiner Bitte an des letztern Verstand und Vernunft.) — Mit welchen Worten wird jedes der Tiere abgewiesen? Zeige, daß ein stufenmäßiges Fortschreiten der Macht und

Gewaltthätigkeit stattfindet! Inwiefern paßt die Überschrift zu der Fabel? Mit welchen Worten rechtfertigen die Mörder ihre Gewaltthat? („Du bist mein; denn ich bin groß und du bist klein.“) — Das heißt mit andern Worten: Ich bin stärker und mächtiger als du; folglich kann ich über dich herrschen und mit dir machen, was mir beliebt; als der Stärkere habe ich die Gewalt über dich. — Das ist aber keineswegs ein richtiger Grundsatz, und gleichwohl huldigen viele Menschen demselben. Die Stärkeren und Mächtigeren meinen, weil sie im Besitz der Gewalt sind, auch immer das Recht über andere zu haben. Das ist jedoch ganz falsch und auch ganz unchristlich gedacht; leider ist es aber so, daß in der Welt gewöhnlich das Recht des Stärkeren gilt. Der zuletzt erwähnte Erfahrungssatz wird in unserer Fabel sehr treffend ausgeführt.

Der Dichter Hagedorn veranschaulicht denselben Satz durch folgende kurze Verse:

„Ein Marder fraß den Auerhahn;
Den Marder würgt ein Fuchs; den Fuchs des Wolfes Zahn.“

4. Grundgedanke der Fabel.

In der Welt gilt das Recht des Stärkeren.

5. Zur Lehre von den poetischen Formen.

Unser Gedicht ist in vier unter sich gleiche Abschnitte geteilt, von denen jeder für sich ein kleines Ganzes bildet. Man nennt ihn Strophe. Ihr gebrauchet für einen solchen bisher meistens den Namen „Vers“. Wie werdet ihr also künftig sagen müssen? Aus wie viel Zeilen besteht nun jede Strophe? Sie ist also sechszeilig. Die Zeilen eines Gedichtes nennt man Verse. Darum kann man auch erklären: Die Strophe ist die Verbindung mehrerer Verse zu einem Ganzen. Daß der Vers oder die Zeile durch Aneinanderreihung von 2, 3, 4 und mehr Versfüßen entsteht, ist euch bereits bekannt. Wie viel Verse hat jede Strophe unsers Gedichtes? Wie viel Verse hat das ganze Gedicht?

6. Schriftliche Übungen.

Übertragung des Gedichtes in die ungebundene Rede.

Ausführung:

Einst saß ein Sperling auf dem Aste eines Apfelbaumes und fing eine Mücke. Die Mücke jammerte und wehklagte, aber vergebens. Der unbarmherzige Sperling hatte durchaus nicht Lust, seine Beute fahren zu lassen, und stillvergnügt rief er aus: „Du bist mein; denn ich bin stärker und mächtiger als du.“ Während der Sperling seinen Braten verzehrte, ergriff ihn ein Sperber. Ganz entrüstet rief der Sperling: „Gieb mich doch frei! Was habe ich begangen?“ Aber der stolze Sperber sagte: „Nein, nein, daraus wird nichts! Du bist

der Schwache, ich bin der Starke; also bleibst du in meiner Gewalt“ und biß ihm den Kopf ab. Doch auch der Sperber erfreute sich nicht lange seines Sieges; denn plötzlich stürzte sich ein Adler auf ihn herab. Da half kein Widerstand und kein Flehen; der König der Vögel antwortete dem zerfleischten Sperber: „Es ist nicht anders; ich bin mächtiger als du.“ Allein der Adler war auch noch nicht der Stärkste. Ehe er sich's versah, flog ihm eine Kugel durch die Brust. Wehren konnte er sich nicht; aber er beschwerte sich doch, daß der Jäger ihn ohne Ursache erschiesse. Der Jäger antwortete ihm indes: „Ich bin größer und habe mehr Macht als du.“

7. Grundgedanke der bekanntesten Fabeln von Pfeffel.

1. Ochs und Esel.

Menschen, die keine Weisheit besitzen, streiten und zanken am heftigsten und am meisten darüber.

2. Der Hund und die Kuh.

Der Neidische gönnt andern auch das nicht, was er selbst nicht gebrauchen kann.

3. Das Johanniswürmchen.

Es wird mancher verunglimpft, nicht, weil man an ihm etwas zu tadeln hätte, sondern um dadurch seine Vorzüge, welche man nicht erreichen kann, in Schatten zu stellen.

4. Der junge Hase.

Stolz und eitel auf geringfügige Thaten sein, ist ein sicheres Kennzeichen kleinlichen Geistes. — (Der „Held von Mancha“ ist Don Quixote [spr. Kichöte], der Held in einem Roman des spanischen Dichters Cervantes. „La Mancha“ [spr. La Mantsha], Landschaft in Neukastilien, ist die weltberühmte Heimat desselben.)

7. Die Jünglinge.

Abraham Emanuel Fröhlich.

1. „Laß uns,“ sprach ein Bach zum Fandern,
„Lustig durch die Thäler wandern!
Blumenmatten, Wald und Lieder
Rufen uns zu sich hernieder.“
2. „Warte doch!“ sprach der Geselle;
„Noch zu klein ist unsre Welle.
Du verlorest dich in Bälde
Auf dem breiten Sonnenfelde.“
3. Birg dich vor den gier'gen Strahlen,
Stärke dich in Vergesgründen;
Doppelt wirst du dann in Thalen
Freuden finden und verkünden!“ —

4. Doch, umsonst zurückgerufen,
Sprang von des Gebirges Stufen
Jener mit Gejauchz hinab
In sein frühes Freudengrab.
5. Und der andre suchte Nahrung
In des tiefen Schachts Verwahrung;
Und es sprudelt seine Quelle
Jezo von des Berges Schwelle,
Heilsam jedem, der begegnet,
Alle segnend, allgesegnet.

1. Kurze Inhaltsangabe.

Ein Bächlein, von Neugierde und Wanderlust erfüllt, überhört den wohlgemeinten Rat seines Gefellen, eilt ins Thal hinab und findet nach kurzer Freude sein frühes Grab. Das zweite klügere Bächlein tritt den Weg erst an, nachdem es sich durch die Quellen der Gebirge hinreichend verstärkt; sein Auszug ist ein glücklicher und gereicht ihm und andern zum Segen.

2. Gliederung der Fabel.

1. Aufforderung des ersten Bächleins.
2. Gegenvorstellung des zweiten Bächleins.
3. Schicksal des vergeblich gewarnten Bächleins.
4. Schicksal des zweiten klügeren Bächleins.

3. Deutung der Fabel.

Unter den Bächen ist das Jünglingsalter zu verstehen; die Bergesgründe, welche den Bächlein zum schützenden Aufenthalt dienen, sind die Schule und das Elternhaus; das Thal mit den einladenden Blumenmatten und verlockenden Liedern bedeutet das Weltleben, das mit seinen Reizen und Verführungen dem Jünglinge aus der Ferne zuwinkt. Das erste Bächlein ist ein Bild derjenigen Jünglinge, welche sich den Verlockungen des Lebens überlassen und sich in den Strudel der Vergnügungen stürzen, statt an dem Werke ihrer Ausbildung zu arbeiten. Das klügere Bächlein bedeutet diejenigen jungen Leute, welche den Versuchungen gegenüber standhaft bleiben und in dem Schachte der Wissenschaft so lange arbeiten, so lange an den Quellen der Religion und Tugend sich nähren und stärken, bis sie für die gefahrvolle Reise ins Leben vollständig gerüstet sind.

4. Grundgedanke der Fabel.

Die Jugend soll, ehe sie sich in die Gefahren des öffentlichen Lebens wagt, erst in der Stille und Zurückgezogenheit Nahrung suchen für Geist und Herz und die gefahrvolle Reise nicht eher antreten, bis sie in Wissenschaft und Tugend erstarkt ist. (Vinnig.)

5. Schriftliche Übungen.

1. Freie Wiedergabe der Fabel.
2. Deutung der Fabel.
3. Erweiterung der Fabel. Die Reise der Bächlein wird ausführlicher geschildert: beim ersten Bächlein die kurzen Freuden, besonders aber die Leiden, welche es bis zur Vereinigung mit dem Strome findet — beim zweiten Bächlein die Segnungen, welche es im Thale verbreitet.
4. Die beiden Jünglinge. (Übertragung der Fabel auf menschliche Verhältnisse.)

Ausführung:

(Schülerarbeit)

Zwei Brüder, Rudolf und Otto, befanden sich in einer Erziehungs- und Bildungsanstalt, in der sie in strenger Zucht und anstrengender Geistes-thätigkeit gehalten wurden. Rudolf studierte mit Lust und Eifer; Otto hingegen hatte keine Ausdauer und fühlte sich höchst unglücklich in der Anstalt. Es schien ihm hart, auf die vielen Freuden und Annehmlichkeiten des Lebens verzichten und die schönen Jugendjahre so einsam verleben zu müssen. Er faßte deshalb den Entschluß, sich den Fesseln des Anstaltslebens durch die Flucht zu entziehen. Um auch seinen Bruder zu bewegen, daß er die Anstalt verlasse, spiegelte er ihm vor, daß draußen tausend Freuden und Genüsse ihrer warteten. Doch Rudolf ließ sich nicht verlocken; er blieb standhaft und suchte seinen Bruder durch nachdrückliche und verständige Warnung von seinem Vorhaben abzubringen. Doch sein gutes Wort fand keinen guten Ort. Otto schlug die eindringlichen Ermahnungen in den Wind und führte seinen einmal gefaßten Entschluß aus. Er verließ heimlich die Anstalt und stürzte sich in den Strudel des Lebens. Die Welt mit ihren Freuden und Genüssen empfing ihn mit offenen Armen; er warf sich wonnetrunken hinein und war bald Sklave seiner Gaumen- und Sinnenlust, die ihn täglich tiefer in die schwarzen Höhlen des Lasters hinabzog. Doch Hab und Gut war in kurzer Zeit verschwendet, und da er nicht so viel gelernt hatte, um eine sichere Lebensstellung zu gewinnen, so sah er sich gezwungen, harte und niedrige Arbeiten zu verrichten, die seine Kraft verzehrten und seine Gesundheit zerstörten. Rudolf dagegen legte nach fleißigem, ausdauerndem Studium ein glänzendes Examen ab. Er erhielt eine einträgliche Stelle als Arzt, wirkte lange Jahre in seinem Berufe und wurde ein Wohlthäter der Menschheit. Nach einem glücklichen und zufriedenen Leben starb er, und sein Andenken blieb noch lange ein gesegnetes.

6. Grundgedanke der bekanntesten Fabeln von Fröhlich.

1. Ellengröße.

Die meisten Menschen legen den Hauptwert auf ein schönes Äußere.

2. Zucht.

Besser ist's, Zucht zu erwerben, denn zuchtlos verderben. —
„Vergebens werden ungebundene Geister nach der Vollendung reiner
Höhe streben.“

3. Strenge Barmherzigkeit.

Auch die Prüfungen des Lebens haben ihr Gutes. — Ohne
Kampf kein Sieg. — „Du kannst geliebt in ihm unmöglich auferstehn,
willst du in ihm vorerst nicht liebend untergehn.“ (Julius Sturm.)

4. Niederes Los.

In der Beschränkung liegt das Glück. — Auch die niederen
Stände haben ihre Freuden und Annehmlichkeiten. „Jeder Stand
hat seinen Frieden, jeder Stand hat seine Last. Genieße, was dir
Gott beschieden! Entbehre gern, was du nicht hast!“

II. Parabeln.

8. Die Kreuzschau.

Adalbert v. Chamisso.

1. Der Pilger, der die Höhen überstiegen,
Sah jenseits schon das ausgespannte Thal
In Abendglut vor seinen Füßen liegen.
2. Auf duft'ges Gras, im milden Sonnenstrahl
Streckt' er ermattet sich zur Ruhe nieder,
Indem er seinem Schöpfer sich befehlt.
3. Ihm fielen zu die matten Augenlider;
Doch seinen wachen Geist enthob ein Traum
Der ird'schen Hülle seiner trägen Glieder.
4. Der Schild der Sonne ward im Himmelsraum
Zu Gottes Angesicht, das Firmament
Zu seinem Kleid, das Land zu dessen Saum.
5. „Du wirfst dem, dessen Herz dich Vater nennt,
Nicht, Herr, im Zorn entziehen deinen Frieden,
Wenn seine Schwächen er vor dir bekennt.
6. Daß, wen ein Weib gebar, sein Kreuz hienieden
Auch duldend tragen muß, ich weiß es lange;
Doch sind der Menschen Last und Leid verschieden.
7. Mein Kreuz ist allzuschwer; sieh, ich verlange
Die Last nur angemessen meiner Kraft;
Ich unterliege, Herr, zu hartem Zwange.“
8. Wie er so sprach zum Höchsten kinderhaft,
Kam brausend her der Sturm, und es geschah,
Daß aufwärts er sich fühlte hingerafft.
9. Und wie er Boden faßte, fand er da
Sich einsam in der Mitte räum'ger Hallen,
Wo ringsum sonder Zahl er Kreuze sah.
10. Und eine Stimme hört' er dröhnend hallen:
„Hier aufgespeichert ist das Leid; du hast
Zu wählen unter diesen Kreuzen allen.“

11. Versuchend ging er da, ungeschlüssig fast,
Von einem Kreuz zum anderen umher,
Sich auszuprüfen die bequem're Last.
12. Dies Kreuz war ihm zu groß und das zu schwer;
So schwer und groß war jenes andre nicht,
Doch scharf von Kanten, drückt' es desto mehr.
13. Das dort, das warf wie Gold ein gleißend Licht.
Das lockt' ihn, unversucht es nicht zu lassen:
Dem goldnen Glanz entsprach auch das Gewicht.
14. Er mochte dieses heben, jenes fassen,
Zu keinem neigte noch sich seine Wahl;
Es wollte keines, keines für ihn passen.
15. Durchmustert hatt' er schon die ganze Zahl —
Verlor'ne Müh'! vergebens war's geschehen!
Durchmustern muß' er sie zum andernmal.
16. Und nun gewahrt' er, früher übersehen,
Ein Kreuz, das leidlicher ihm schien zu sein,
Und bei dem einen blieb er endlich stehen.
17. Ein schlichtes Marterholz, nicht leicht, allein
Ihm paßlich und gerecht nach Kraft und Maß:
„Herr,“ rief er, „so du willst, das Kreuz sei mein!“
18. Und wie er's prüfend mit den Augen maß —
Es war daselbe, das er sonst getragen,
Wogegen er zu murren sich vermaß.
Er lud es auf und trug's nun sonder Klagen.

1. Inhaltsangabe des Gedichtes.

Ein Pilger, der gegen Abend die Höhe eines Gebirges erreicht hat, von wo aus er das Thal weit ausgespannt zu seinen Füßen liegen sieht, streckt sich ermattet ins Gras, schläft ein und träumt. In himmlischer Majestät erscheint ihm Gott, an den er sich mit der Bitte wendet, sein allzuschweres Kreuz gegen ein seiner Kraft angemessenes zu tauschen. Kaum ist die Bitte ausgesprochen, so führt ihn ein Sturm nach oben mitten in eine weite Halle, in welcher ringsum zahllose Kreuze aufgestellt sind. Von einer Stimme aufgefordert, zu wählen, geht er prüfend von einem Kreuz zum andern, kann sich aber zu keiner Wahl entschließen, da das eine ihm zu groß, das andere zu schwer, ein drittes zu scharfkantig, kurz, keines ihm ganz passend erscheint. Es bleibt ihm nichts weiter übrig, als die Musterung nochmals vorzunehmen. Da bemerkt er ein früher übersehenes Kreuz, das zwar nicht ganz leicht ist, aber im Verhältnis zu seiner Kraft und Größe zu sein scheint. Um dieses Kreuz bittet er den Herrn. Aber bei genauer Betrachtung erkennt er in demselben sein eigenes, das er noch vor kurzem mit Murren getragen. Ruhig nimmt er es nun wieder auf und trägt es fortan mit Geduld. (Üben.)

2. Erläuterungen.

1. Kreuz bedeutet a) einen Balken mit Querholz, woran Verbrecher zur Todesstrafe angeheftet wurden, b) ist es das Zeichen unserer Erlösung, unserer Religion, unseres Glaubens, c) bezeichnet es das dem Christen als solchem widerfahrende Leiden oder zukommende Übel, d) endlich überhaupt so viel als empfindlich aufliegendes, beschwerendes Übel. — Jeder Mensch hat sein Kreuz zu tragen, der höchste wie der niedrigste, der reichste wie der ärmste; keiner kann dasselbe abschütteln; denn „wir müssen durch viele Trübsal in das Reich Gottes eingehen.“ Aus diesem Grunde sollte der Mensch die Leiden, welche Gott schickt, willig und freudig ertragen, zumal die Vorsehung jedem ein Kreuz auferlegt, das ganz seinen Kräften und Verhältnissen angemessen ist. Gleichwohl sind manche so vermessen, über das Kreuz, das Gott für sie bestimmt, zu murren; wäre es solchen Unzufriedenen vergönnt, selbst das Gewicht der zu tragenden Bürde sich zu wählen, sie könnten keine bequemere Last finden, als die sie bereits tragen. Einen Beweis für das Gesagte liefert uns jener Pilger, dem es im Traume gestattet wurde, selbst das Kreuz sich auszuwählen, und der nach langem Suchen und Prüfen schließlich eines ergriff, in welchem er bei genauer Betrachtung sein eigenes erkannte. — Des genannten Pilgers Traum hat der Dichter Chamisso poetisch dargestellt; das sehr schöne Gedicht, worin er das gethan, trägt die Überschrift: „Die Kreuzschau“. (Jetzt kann die Vorlesung des Gedichtes erfolgen.)

2. Kreuzschau = Prüfung, Musterung der Kreuze. Einen Gegenstand beschauen heißt ihn schärfer und mit Sorgfalt besehen, um ihn genauer kennen zu lernen. Das Dingwort „Schau“ kommt nur in Zusammensetzungen vor, wie: Umschau, Rückschau, Tierschau zc. Wenn Pferdeschau ist, so werden die Pferde nicht bloß besehen, sondern auch in anderer Weise untersucht; man läßt sie laufen, ziehen u. s. w. Der Pilger mustert die Kreuze nicht nur mit den Augen, sondern er prüft sie auch nach ihrem Gewicht, indem er manche derselben aufhebt.

3. Der irdischen Hülle. — Durch den Traum wurde sein Geist dem Leibe entrückt; letzterer wird häufig als Wohnung oder Hülle der Seele bezeichnet.

4. Gleißend Licht = augenblendendes Licht, — leerer, täuschender Schein.

5. Sonder Klagen = ohne Klagen. — „Dann kannst du sonder Furcht und Grau'n dem Tod ins Auge sehn.“ — „Sonder Rast und Ruhe.“

3. Gliederung des Gedichtes.

I. Des Pilgers Rast (Strophe 1—3).

1. Der Pilger auf der Höhe des Gebirges.

2. Er legt sich zur Ruhe nieder.

3. Er beginnt zu träumen.

II. Traum des Pilgers (Str. 4—17).

1. Die Bitte:

a. Erscheinung Gottes.

b. Vortrag der Bitte.

2. Die Erfüllung der Bitte:

a. Die Entrückung zur Kreuzeshalle.

b. Die Aufforderung zur Wahl.

c. Die Wahl:

α. erste Musterung.

β. zweite Musterung.

γ. Entscheidung.

III. Die Erkenntnis (Str. 18).

4. Grundgedanke des Gedichtes.

„Jeder soll mit dem ihm von Gott verliehenen Lose zufrieden sein, da Gottes Weisheit für jeden das beste zu wählen versteht. Wenn es allen Unzufriedenen überlassen würde, ihr Los sich selbst zu wählen, sie würden sicher in nicht gar langer Zeit zu der Einsicht gelangen, daß ein jeder ein seiner Kraft angemessenes Kreuz zu tragen hat. Ein gottergebenes Herz murren auch unter hartem Drucke des Schicksals nicht, da es dieses als ein göttliches Zuchtmittel betrachtet, das ihm zur Läuterung und Besserung gereichen soll.“

5. Form des Gedichtes.

Das Gedicht ist in Terzinen geschrieben. Die Terzine, eine italienische Strophenform, besteht aus drei immer wiederkehrenden Zeilen, von denen die erste mit der dritten reimt, die mittlere jedesmal für die folgende Strophe den Reim angiebt. Die Schlusstrophe hat zur Ergänzung des Mittelreimes vier Zeilen. Das Versmaß der Terzine ist gewöhnlich der fünffüßige Jambus. — Der italienische Dichter Dante (1265—1321) hat in dieser Strophe sein Werk: „Die göttliche Komödie“ verfaßt. Im Deutschen eignet sich die Terzine ihres allzu üppigen Reimes und schleppenden Ganges wegen für größere epische Dichtungen weniger. Von den neuern Dichtern haben diese Form Platen, Rückert, Chamisso, Sallet angewandt, am glücklichsten Chamisso, der in derselben 37 Gedichte verfaßt hat, darunter die „Kreuzschau“ und „Salas-y-Gomez“. — Der Gattung nach gehört unser Gedicht zu den Parabeln.¹⁾

6. Schriftliche Übungen.

Inhaltsangabe des Gedichtes.

¹⁾ Über das Wesen und die Behandlung der Parabel vergleiche Nr. 110 und Nr. 169 im ersten Bande der „Anleitung“.

7. Zur Vergleichung.

Die Bürde des Lebens.

1. Wäget das Schicksal Leben und Tod? Wie, oder ereilet
Jeden sein blindes Los, wie es die Urne gebeut?
Also fragt' ich, und sah im Gesicht die goldene Wage
Unüberschaubar hoch sinken und steigen im Kampf.
2. Bitternd trat ich zur Urne. Da rief die Stimme des Schicksals:
„Ziehe das Los!“ Ich zog bebend — mein eigenes Selbst.
Bürden lagen vor mir; ich prüfte die leichteste Bürde,
Und, o Wunder! ich sah, daß es die meinige war.

J. G. v. Herder.

9. Tod und Leben.

Friedrich Rückert.

1. Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt' ein Kamel am Halfterband.
Das Tier mit grimmigen Gebärden
Urpötzlich anfing scheu zu werden.
Und that so ganz entseztlich schnaufen,
Der Führer vor ihm mußt' entlaufen.
Er lief und einen Brunnen sah
Von ungefähr am Wege da.
Das Tier hört' er im Rücken schnauben,
Das mußt' ihm die Besinnung rauben.
Er in den Schacht des Brunnens kroch,
Er stürzte nicht, er schwebte noch.
2. Gewachsen war ein Brombeerstrauch
Aus des geborstnen Brunnens Bauch;
Daran der Mann sich fest that klammern
Und seinen Zustand drauf bejammern.
Er blickte in die Höh' und sah
Dort das Kamelhaupt furchtbar nah,
Das ihn wollt' oben fassen wieder.
Dann blickt' er in den Brunnen nieder;
Da sah am Grund er einen Drachen
Aufgähnen mit entsperrem Rachen,
Der drunten ihn verschlingen wollte,
Wenn er hinunterfallen sollte.
So schwebend in der beiden Mitte,
Da sah der Arme noch das dritte.
Wo in die Mauerspalle ging
Des Sträuchleins Wurzel, dran er hing,
Da sah er still ein Mäusepaar,
Schwarz eine, weiß die andre war.
Er sah die schwarze mit der weißen
Abwechselnd an der Wurzel beißen.
Sie nagten, zausten, gruben, wühlten,
Die Erd' ab von der Wurzel spülten;
Und wie sie rieselnd niederrann,
Der Drach' im Grund' aufblickte dann,

Zu sehn, wie bald mit seiner Bürde
Der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann in Angst und Furcht und Not,
Umfielt, umlagert und umdroht,
Im Stand des jammerhaften Schwebens,
Sah sich nach Rettung um vergebens.

3. Und da er also um sich blickte,
Sah er ein Zweiglein, welches nickte
Vom Brombeerstrauch mit reifen Beeren;
Da konnt' er doch der Lust nicht wehren.
Er sah nicht des Kameles Wut
Und nicht den Drachen in der Flut
Und nicht der Mäuse Tücke Spiel,
Als ihm die Beer' ins Auge fiel.
Er ließ das Tier von oben rauschen
Und unter sich den Drachen lauschen
Und neben sich die Mäuse nagen,
Griff nach den Beerlein mit Behagen,
Sie deuchten ihn zu essen gut,
Aß Beer' auf Beerlein wohlgemut,
Und durch die Süßigkeit im Essen
War alle seine Furcht vergessen. —

4. Du fragst: „Wer ist der thöricht' Mann,
Der so die Furcht veressen kann?“
So wiß, o Freund, der Mann bist du;
Bernimm die Deutung auch dazu.
Es ist der Drach' im Brunnengrund
Des Todes aufgesperrter Schlund!
Und das Kamel, das oben droht,
Es ist des Lebens Angst und Not.
Du bist's, der zwischen Tod und Leben
Am grünen Strauch der Welt mußt schweben.
Die beiden, so die Wurzel nagen,
Dich samt den Zweigen, die dich tragen,
Zu liefern in des Todes Macht,
Die Mäuse heißen Tag und Nacht.
Es nagt die schwarze wohl verborgen
Vom Abend heimlich bis zum Morgen,
Es nagt vom Morgen bis zum Abend
Die weiße, wurzeluntergrabend;
Und zwischen diesem Graus und Wust
Lockt dich die Beere Sinnenlust,
Daß du Kamel die Lebensnot,
Daß du im Grund den Drachen Tod,
Daß du die Mäuse Tag und Nacht
Vergiffest und auf nichts hast acht,
Als daß du recht viel Beerlein haschest,
Aus Grabes Brunnenripen naschest.

1. Quelle des Gedichtes.

Der Stoff der Parabel ist sehr alt und wahrscheinlich morgenländischen Ursprungs. Wir finden ihn im Mittelalter vielfach verarbeitet; das größte Ansehen erlangte die Bearbeitung des Dichters

Rudolf von Ems (um 1220), der die Erzählung in seinen „Barlaam und Josaphat“ aufnahm. Nach ihm hat Rückert seine Parabel gedichtet; er weicht aber von seiner Quelle in einigen Stücken ab. Bei Rudolf ist das verfolgende Tier das fabelhafte Einhorn; Rückert hat an dessen Stelle, ob mit Glück, ist fraglich, das Kamel gesetzt.

Bei Hugo von Trimberg, der denselben Stoff in seinem „Renner“ behandelt, ist es nicht ein Brunnen, wohin der Verfolgte flüchtet, sondern er kommt an einen steilen Felsrand, von dem er in einen See herabsieht.

2. Inhaltsangabe des Gedichtes.

Ein Mann führte ein Kamel am Halfterband. Das Tier wurde scheu und nötigte durch seine Wut den Führer zur Flucht. Derselbe suchte und fand Schutz im Schacht eines Brunnens; ein aus der Brunnenwand gewachsener Brombeerstrauch gab ihm Halt. Hier kam er zur Betrachtung seines Zustandes, den er bejammerte. Über sich erblickte er das Kamelhaupt; am Grunde des Brunnens sah er einen Drachen aufgähnen; endlich erblickte er noch ein Mäusepaar, das an der Wurzel des Strauches nagte, woran er sich festhielt. In dieser Angst und Not sehnte er sich nach Rettung; diese ist aber nirgend zu finden. — Man sollte meinen, daß in dieser Lage den Mann kein anderer Gedanke, als der an seine Not, und kein anderer Wunsch, als der nach seiner Rettung, erfüllt hätte. Doch was wird uns von seinem Verhalten erzählt? Er sieht die reifen Beeren, und es erwacht in ihm die Lust nach dem Genuß derselben; er greift nach den Beeren, findet Befriedigung im Genuß und vergißt darüber die ihm drohenden Gefahren gänzlich. Es scheint kaum möglich, daß ein Mensch sich in einer solchen Lage also verhält. Deshalb fügt der Dichter den Satz an: „Du fragst: wer ist der thöricht' Mann, der so die Furcht veressen kann?“ und setzt dann das ernste Wort hinzu: „So wiß, o Freund, der Mann bist du.“ Also in dem in der Parabel vorgeführten Manne soll ein jeder ein Abbild von sich sehen.

3. Erläuterungen.

1. Das Tier urplötzlich anfing scheu zu werden. — Das Kamel, gewöhnlich sanft und leicht zu lenken, wird unter Umständen ganz wütend, läßt sich dann nicht leiten und schlägt und beißt um sich.

2. Thät so ganz entsetzlich schnaufen; gebräuchlicher: thät so ganz zc.

3. Drache, fabelhaftes, großes Tier.

4. Mit entsperstem Rachen, mit aufgesperstem Rachen.

4. Gliederung des Gedichtes.

I. Die Erzählung.

1. Einleitung: Ursachen, welche den Mann in die gefährliche Lage im Brunnen versetzen.

2. Schilderung dieser Lage mit den sich steigenden Gefahren.
 3. Verhalten des Mannes den ihm von allen Seiten drohenden Gefahren gegenüber.
- II. Die Deutung der Erzählung, beginnend mit den Worten:
„Du fragst: wer ist der thöricht' Mann, der so die Furcht ver-
essen kann?“

5. Vermittelung des Verständnisses.

1. Um das Verständnis der Parabel zu erschließen, sind folgende Fragen zu erörtern:
 - a. In welcher Lage befindet sich der Mann, und inwiefern gleicht unsere Lage im Leben der des Mannes im Brunnen-
grund?
 - b. Wie verhält sich der Mann in der Gefahr, und inwiefern ist in dieser Hinsicht jeder Mensch ihm ähnlich?
2. Der Mann befand sich in einer höchst peinlichen Lage, die dadurch gesteigert wird, daß nach keiner Seite Erleichterung oder Rettung zu finden ist. Die Gefahren, welche den Mann umdrohen, bestehen in folgendem:
 - a. Der Zweig, den er als einzigen Halt erfaßt hat, ist mit Dornen besetzt; das Anklammern an denselben ist daher schon an sich schmerzlich und qualvoll. — Den schwanken, dornenvollen Brombeerranken gleicht das Leben mit seinen Sorgen und Lasten, mit seinem Kummer und Weh. — Wie der Mann im Brunnen sich an den Brombeerstrauch anklammert, so halten wir uns begierig fest an dem dornenvollen Zweige, den wir Leben nennen.
 - b. Oben droht wutschnaubend das verfolgende Tier. „Das Kamel, das oben droht, es ist des Lebens Angst und Not.“ — Wie der Mann im Brunnen vom schnaubenden Kamel geängstigt wurde, so wir von der Angst und Not des Lebens. Keiner ist frei von derselben. Die Not wohnt nicht bloß in den Hütten der Armen; auch „das Purpurkleid ist gefüttert mit Herzeleid.“
 - c. Unten am Boden des Brunnens, in den sich hinabfallen zu lassen schon an sich gefährlich genug sein würde, zeigt sich ein Drache, der mit aufgesperstem Rachen seine Beute erwartet. „Es ist der Drach' im Brunnengrund des Todes aufgesperrter Schlund.“ — Also: Wie auf den Mann im Brunnen der Drache lauert, so wartet unser der Tod. „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umgeben.“ Dem Tode kann niemand entinnen. Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben.
 - d. An der Wurzel des Sträuchleins, woran der Mann hing, nagte unaufhörlich und mit Erfolg ein Mäusepaar. „Die

beiden, so die Wurzel nagen, die Mäuse heißen Tag und Nacht.“ — Wie die schwarze und die weiße Maus abwechselnd an der Wurzel des Brombeerstrauches nagten und diesen dadurch fortwährend dem Falle näher brachten, so führt uns jeder Wechsel von Tag und Nacht dem unausbleiblichen Ende, dem Tode näher. Mit jedem Tage kommen wir einen Schritt weiter zum Grabe.

Zusammenfassung: Unsere Lage im Leben gleicht der des Mannes im Brunnengrund.

3. Wie verhält sich der Mann den ihn von allen Seiten bedrohenden Gefahren gegenüber?

a. Er sieht die reifen Beeren, und der Anblick derselben erregt in ihm die Genußsucht. — Die Beeren sind ein Bild der eitlen und nichtigen Freuden der Welt, durch welche wir zur Sinnenlust gereizt werden.

b. Der Mann überläßt sich der Lust des Essens und vergißt darüber die ihm drohenden Gefahren gänzlich. — „Er sah nicht des Kameles Wut und nicht den Drachen in der Flut, — aß Beer- auf Beerlein wohlgenut, und durch die Süßigkeit im Essen war alle seine Furcht vergessen.“ — Wie der Mann im Brunnengrund sich den Genuß der Beeren verschafft und darüber alle Not des Lebens vergißt, so suchen auch wir unter Mühe und Sorge das zu erlangen, was unsere Sinnenlust reizt, und vergessen im Taumel der Lust alle Angst des Lebens.

Zusammenfassung: Unser Verhalten in der gefahrumdrohten Lebenslage gleicht dem des Mannes im Brunnengrund.

6. Deutung der Parabel in zusammenfassender Form.

Der Mann im Stand des jammerhaften Schwebens ist der Mensch, die Menschheit; die uns umgebenden Gefahren sind die Not und Mühe des Lebens, der uns beständig drohende Tod, in dessen Schlund wir notwendig alle hinunterfallen, sobald der gefräßige Zahn der Zeit die Lebenswurzeln durchnagt hat. Jeder Tag, jede Stunde bringt uns diesem Ziele näher, wir wissen es; dennoch aber halten wir uns an dem schwanken und dornenvollen Zweige, den wir Leben nennen, begierig fest, geben uns den Genüssen und Freuden hin und vergessen darüber leichtsinniger Weise die Sorge und Not, die Flüchtigkeit der Zeit und das unausbleibliche Ende. (Sinnig.)

7. Grundgedanke der Parabel.

„Gieb dich den Genüssen des Lebens nicht in dem Maße hin, daß du darüber deine Bestimmung und dein Schicksal aus dem Auge verlierst, sondern halte dich stets gefaßt und bereit auf das Bos, das unerwartet jeden Augenblick dich aus dem Leben abfordern kann.“

8. Schriftliche Übungen.

1. Parallele zwischen dem Mann im Brunnen und dem Menschen.
2. Schilderung der Lage, in welcher der Mann sich befindet.
3. Das Verhalten des Mannes in der gefährlichen Lage.
4. Die Deutung der Parabel in zusammenfassender Form.

9. Zur Vergleichung.

1. Wie ein Schifflein auf dem Meer
Schwebt das Leben überm Tod,
Oben, unten, ringsumher
Von Gefahren stets umdroht.
2. Eine schwache Bretterwand
Trennet dich von deinem Grab;
Eines Hauches Unbestand
Wiegt dich schaukelnd auf und ab.
3. Seien Lüfte noch so klar,
Sei die Tiefe noch so still:
In Gefahr ist immerdar,
Wer durchs Leben schiffen will.

Fr. Rückert.

III. Märchen.

10. Die Heizelmännchen.

August Kopisch.

1. Wie war zu Köln es doch vordem
Mit Heizelmännchen so bequem!
Denn, war man faul, man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich.
Da kamen bei Nacht,
Eh' man's gedacht,
Die Männlein und schwärmten
Und klappten und lärmten
Und rupften
Und zupften
Und hüpfen und trabten
Und puzten und schabten.
Und eh' ein Faulpelz noch erwacht,
War all sein Tagwerk bereits gemacht.
2. Die Zimmerleute streckten sich
Hin auf die Spän' und reckten sich.
Indessen kam die Geisterschar
Und sah, was da zu zimmern war,
Nahm Meißel und Beil
Und die Säg' in Eil',
Und sägten und stachen
Und hieben und brachen,
Berappten
Und kappten,
Bisferten wie Falken
Und setzten die Balken.
Eh' sich's der Zimmermann versah,
Klapp, stand das ganze Haus schon fertig da.
3. Beim Bäckermeister war nicht Not,
Die Heizelmännchen backten Brot.
Die faulen Burschen legten sich,
Die Heizelmännchen regten sich
Und ächzten daher
Mit den Säcken schwer
Und kneteten tüchtig
Und wogen es richtig
Und hoben
Und schoben

Und fegten und backten
Und klopfen und hackten.
Die Burschen schnarchten noch im Chor,
Da rückte schon das Brot, das neue, vor.

4. Beim Fleischer ging es just so zu;
Gesell und Bursche lag in Ruh.
Indessen kamen die Männlein her
Und hackten das Schwein die Kreuz und Quer.
Das ging so geschwind
Wie die Mühl' im Wind.
Die klappten mit Beilen,
Die schnitzten an Speilen,
Die spülten,
Die wühlten
Und mengten und mischten
Und stopften und wischten.
Thut der Gesell die Augen auf,
Wapp, hing die Wurst schon da zum Ausverkauf.

5. Beim Schenken war es so: es trank
Der Küfer, bis er niedersank;
Am hohlen Fasse schlief er ein,
Die Männlein sorgten um den Wein
Und schwefelten fein
Alle Fässer ein
Und rollten und hoben
Mit Winden und Kloben
Und schwenkten
Und senkten
Und gossen und panschten
Und mengten und manschten,
Und eh' der Küfer noch erwacht,
War schon der Wein geschönt und fein gemacht.

6. Einst hatt' ein Schneider große Pein,
Der Staatsrock sollte fertig sein;
Warf hin das Zeug und legte sich
Hin auf das Ohr und pflegte sich.
Da schlüpfen sie frisch
In den Schneidertisch
Und schnitten und rückten
Und nähten und stückten
Und faßten
Und paßten
Und strichen und guckten
Und zupften und ruckten,
Und eh' mein Schneiderlein erwacht,
War Bürgermeisters Rock bereits gemacht.

7. Neugierig war des Schneiders Weib
Und macht sich diesen Zeitvertreib:
Streut Erbsen hin die andre Nacht.
Die Heinzelmännchen kommen sacht;
Eins fährt nun aus,
Schlägt hin im Haus,
Die gleiten von Stufen,
Die plumpen in Rufen,

Die fallen
Mit Schallen,
Die lärmten und schreien
Und vermaledeien.
Sie springt hinunter auf den Schall
Mit Licht — husch husch husch husch — verschwinden all'.

8. O weh, nun sind sie alle fort,
Und keines ist mehr hier am Ort,
Man kann nicht mehr wie sonst ruhn,
Man muß nun alles selber thun.
Ein jeder muß fein
Selbst fleißig sein
Und fragen und schaben
Und rennen und traben
Und schniegeln
Und biegehn
Und klopfen und hacken
Und kochen und backen.
Ach, daß es noch wie damals wär!
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her.

1. Vorbereitung der Auffassung.

Unsere ältesten Vorfahren waren Heiden; sie verehrten mehrere Götter. Letztere unterschieden sie in Götter ersten und Götter zweiten Ranges. Zu jenen, den Himmlischen, gehören Wotan, der oberste aller Götter und Allvater der Menschen, ferner Donar, der Donnergott, sowie Ziu, der Schwert- oder Kriegsgott. Die höhern Gottheiten leiten und lenken das Schicksal der Sterblichen; sie verleihen das Glück und senden das Unglück, schenken den Sieg und schicken den Tod, schleudern die Blitze und senden den wohlthätigen Regen; überhaupt bewirken sie alle wichtige und großartige Erscheinungen in der Natur und im Menschenleben. Anscheinend minder wichtige Erscheinungen in der Natur sahen unsere Vorfahren als Wirkungen niederer Gottheiten an. Es giebt viele Ereignisse und Veränderungen in der Natur, welche die Menschen nicht bewirken und auch nicht verhindern können, welche aber für die erhabenen Himmelsgötter zu kleinlich und zu geringfügig erscheinen. Diese Erscheinungen nun schrieb das deutsche Heidentum solchen Göttern zu, von welchen man annahm, sie hätten eine Mittelstellung zwischen den gewaltigen Gottheiten und dem ohnmächtigen Menschengeschlechte. Zu diesen Untergöttern, die man, der Auffassung der heidnischen Germanen gemäß, gewöhnlich als Mittelwesen bezeichnet, gehören die Feen, welche die Kelche der Blumen öffnen und schließen; die Nixen, welche mit süßen Reigen und lockenden Versprechungen schöne Jünglinge in die schauerliche Tiefe ziehen; die Elfen, welche das Reich der Lüfte beherrschen und die Kinderwelt bedrohen; die Zwerge, welche die unterirdischen Schätze bewahren; die Kobolde, welche das Poltern auf dem Hausboden verursachen. Die Kobolde heißen auch Wichte

oder Wichtelmänner; von dem Poltern, das sie bewirken, haben sie den Namen Poltergeister erhalten, und weil sie die Nähe der Menschen lieben und gern in deren Wohnungen sich aufhalten, werden sie auch Hausgeister genannt; endlich werden sie noch Heinzelmännchen, Hinzelmännchen geheißen, welche Namen gebildet sind von Heinze, Hinz, dem Vater. Die Heinzelmännchen dachte man sich als kleine, niedliche Wesen. Sie erscheinen nach der Auffassung unserer Vorfahren als sehr emsige, thätige und dienstbereite Männlein. In den Hausgeschäften erzeigen sie sich freundlich und geschäftig, vorzüglich in Küche und Stall; sie striegeln den Knechten die Pferde, geben dem Vieh Futter, ziehen Wasser aus dem Brunnen, reinigen den Stall zc.; den Mägden machen sie Feuer an, spalten und tragen Holz, lehren und fegen, putzen und krazen zc. Vor allem sind die kleinen Gesellen den Handwerkern zur Hand; was diese nicht vollendet haben, das machen die flinken Männlein fertig, und zwar während jene schlafen oder der Ruhe pflegen. — Es waren sehr fleißige Arbeiter, diese Wichtelmänner, und sie haben den Menschen so lang hilfreich zur Seite gestanden, bis böser Wille sie für immer aus den deutschen Städten und Dörfern vertrieb.

In dem Gedichte, das ich euch jetzt vorlesen will, wird die emsige Thätigkeit der freundlichen Heinzelmännchen in echt komischer und recht heiterer Weise dargestellt.

2. Erläuterungen.

1. Berappen heißt bei den Zimmerleuten einem Baume die Balkenform geben durch Absägen der Schale. Gebräuchlicher von den Maurern, bei welchen es heißt: eine Wand vor dem Dünchen mit Kalk oder Mörtel bewerfen.

2. Rappen = abhauen.

3. Bisieren = zielen, genau messen, in Richtung nehmen.

4. Klapp = ein Naturlaut; hier: schnell.

5. Speil = spiz zulaufendes Ding; hier: dünnes Stäbchen, spiz es Hölzchen, um damit die Würste zu schließen.

6. Wapp, ein den Naturlaut nachahmendes Wort.

7. Panschen, in einer Flüssigkeit herumrühren, wobei der Laut nachgeahmt wird, den man hört.

8. Manschen (von mengen) = mischen; in einer flüssigen nassen Sache mit den Händen wühlen, dieselbe untereinanderbringen.

9. Den Wein schönen = den Wein klären.

10. Eins fährt aus = es gleitet aus.

11. Vermaledeien = verwünschen, verfluchen.

3. Gliederung des Inhaltes.

I. Schilderung der guten, alten Zeit und Beschreibung der Thätigkeit der Heinzelmännchen im allgemeinen. (Str. 1.)

- II. Schilderung der Thätigkeit im besondern, d. h. der Arbeiten, welche die Heizelmännchen verrichten. (Str. 2—6.)
1. für die Zimmerleute (Str. 2),
 2. für den Bäcker (Str. 3),
 3. für den Fleischer (Str. 4),
 4. für den Küfer (Str. 5),
 5. für den Schneider (Str. 6).
- III. Ursache, weshalb die Heizelmännchen für immer ihre Thätigkeit einstellen. (Str. 7.)
- IV. Schilderung der bösen Zeit, die beginnt, nachdem die Heizelmännchen verschwunden sind. (Str. 8.)

4. Besprechung des Märchens.

Das Märchen ist in so schlichter und kindlicher Weise dargestellt, daß eine weitergehende Besprechung nicht von nöten ist. Man gebe den Kindern das allerliebste Blümchen aus der Zaubervelt als ein Ganzes, ohne es gleich darauf wieder zu zerrupfen und zu zerzupfen. Als das Wichtigste bei der Behandlung dieses Gedichtes erscheint mir die Vorbereitung auf den Inhalt desselben; ohne diese bleibt immerhin ein Schleier über dem Ganzen gelagert, und das Kind ist nicht befriedigt, falls derselbe nicht gelüftet wird. „Woher sind wohl die Heizelmännchen? wie sind sie wohl entstanden? wo haben die wohl zuerst gelebt?“ — das sind Fragen, die den meisten Schülern durch den Kopf gehen; man befriedige die Wißbegierde der Kleinen, beantworte ihre Fragen schon im voraus. Geschieht dies, so werden die Kinder mit ungeteilter Aufmerksamkeit dem Vorlesen des Märchens lauschen, das neben der Erklärung der schwierigen Ausdrücke das Einzige ist, was alsdann seitens des Lehrers hier zu thun ist. — Von gutem Vortrage unterstützt, bringt das Gedicht eine große Wirkung hervor. Das herzliche Lachen wird dabei nicht ausbleiben; aber „es ist dieses Lachen ein anderes, als das über einen Heineschen Witz“, wie Gude treffend bemerkt.

5. Form des Gedichtes.

Die „Heizelmännchen“ sind durch festen Strophenbau und lebendige, an Reim und Alliteration reiche Sprache ausgezeichnet. „Alle Thätigkeiten der Handwerker sind durch eine Menge passender Zeitwörter meisterhaft geschildert. Der Hauptreiz und das Komische des ganzen Gedichtes liegt gerade in der Wahl dieser Zeitwörter und in den Gegensätzen zwischen der fürsorglichen Geschäftigkeit der kleinen Wesen und den faulenzenden Menschen.“ Die vier ersten und die beiden letzten Verse jeder Strophe bilden den erzählenden Teil und sind jambisch, die dazwischenstehenden schildern die Thätigkeit der Heizelmännchen und bestehen aus Daktylen und Trochäen.¹⁾

¹⁾ Über das Wesen und die Behandlung des Märchens vergleiche Nr. 53 im ersten Bande der „Anleitung“.

6. Schriftliche Übungen.

Inhaltsangabe des Märchens von den „Heinzelmännchen“.

Ausführung:

Vor alters konnten sich die Kölner recht bequeme und gute Tage machen. Wem die Heinzelmännchen hold und gewogen waren, der brauchte sich um seine Arbeit oder sein Geschäft nicht zu kümmern. Diese fleißigen Männlein waren den Zimmerleuten zur Hand, arbeiteten in der Backstube, halfen dem Fleischer, besorgten die Geschäfte des Küfers und halfen manchem Schneider aus peinlicher Verlegenheit. Und gerade eines Schneiders Weib spielte den kleinen Gesellen einen sehr bösen Streich; darüber wurden sie höchst verdrießlich und verließen für immer die Stadt; mit ihnen war auch die schöne, gute Zeit dahin.

IV. Sagen.

11. Heinrich der Vogler.

Johann Nepomuk Vogl.

1. Herr Heinrich sitzt am Vogelherd
Recht froh und wohlgemut;
Aus tausend Perlen blinkt und blitzt
Der Morgenröte Blut.
2. In Wies' und Feld und Wald und Au —
Hörch, welch ein süßer Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
Die süße Nachtigall!
3. Herr Heinrich schaut so fröhlich drein:
„Wie schön ist heut die Welt!
Was gilt's? Heut giebt's 'nen guten Fang!“
Er lugt zum Himmelszelt.
4. Er lauscht und streicht sich von der Stirn
Das blondgelockte Haar:
„Ei doch! Was sprengt denn dort herauf
Für eine Reiterjhar?“
5. Der Staub wallt auf, der Hufschlag dröhnt,
Es naht der Waffen Klang.
„Daß Gott! Die Herrn verderben mir
Den ganzen Vogelfang!
6. Ei nun! — Was giebt's!“ — Es hält der Troß
Vorm Herzog plötzlich an.
Herr Heinrich tritt hervor und spricht:
„Wen sucht ihr, Herrn? Sagt an!“
7. Da schwenken sie die Fähnlein bunt
Und jauchzen: „Unsern Herrn! —
Hoch lebe Kaiser Heinrich! — Hoch
Des Sachsenlandes Stern!“

8. Dies rufend knien sie vor ihn hin
Und huldigen ihm still
Und rufen, als er staunend fragt:
„'S ist deutschen Reiches Will'!“
9. Da blickt Herr Heinrich tief bewegt
Hinauf zum Himmelszelt:
„Du gabst mir einen guten Fang! —
Herr Gott, wie dir's gefällt!“

1. Quelle des Gedichtes.

Dem Gedichte liegt kein geschichtliches Faktum, sondern die bekannte Erzählung zu Grunde, wonach die Gesandten des heimgegangenen Königs Konrad und der Großen des Reiches Heinrich beim Vogelherde antrafen; man sehe es deshalb nicht als die Mitteilung einer historischen Thatsache an, sondern als eine Sage, als ein Gedicht.

2. Erläuterungen.

1. Unter einem Vogelherde hat man sich umfassende Vorrichtungen zum Fange der Vögel zu denken. Solche Vorrichtungen, bestehend in Lockvögeln, Lockbüschen, Lockspeisen, Netzen und Schlaggarnen, wurden meistens auf einem abgesonderten, erhöhten Platz im Walde angelegt, um gewisse Vogelarten in Masse zu fangen. Man unterschied Finken-, Lerchen-, Meisen-, Schwalben- und andere Herde oder Hütten. Am großartigsten wurde früher der Vogelfang mit Netzen betrieben, aber nur für Küchenzwecke. Gegenwärtig werden nur mehr einzelne Vogelarten in Menge gefangen, wie Lerchen in Netzen, Drosseln in Dohnen. Vogelherde sind bei uns jetzt kaum mehr vorhanden, einesteils weil ihr Betrieb sich nicht verlohnt, anderntheils weil polizeiliche Vogelschutzverordnungen sie überall unterdrücken.

2. Eugen = scharf (forschend, spähend) sehen.

3. Daß Gott (ein ausrufender Satz, in welchem das Verb ausgelassen ist) = daß Gott mir helfe, — daß Gott sich erbarme, — möge Gott es verhüten, daß die Herren mir den Vogelfang verderben.

4. Troß = der heranziehende Haufe, die heransprengende Reiterchar.

3. Gliederung des Gedichtes.

I. Heinrich am Vogelherd. (Str. 1—3.)

1. Beschreibung des schönen Morgens.
2. Stimmung Heinrichs.

II. Der gute Fang. (Str. 4—9.)

1. Herannahen der Boten.
2. Botschaft von der Wahl.
3. Aufnahme von seiten Heinrichs.

4. Erörterung des Inhaltes.

Wo fand die mitgeteilte Begebenheit statt? Wiederhole, was ich euch über den Vogelherd gesagt habe! In welcher Tages- und Jahreszeit trug sich die Begebenheit zu? Zeige, daß es ein herrlicher Frühlingmorgen war! Warum war Herr Heinrich so froh und wohlgenut? Zu welchem Ausrufe veranlaßt ihn die fröhliche Stimmung? Woraus geht hervor, daß er den schönen Morgen als ein gutes Zeichen für sich deutete? Warum schaut er spähend zum Himmelszelt? (Um zu sehen, ob ihm das Wetter für seine Jagd treu bleiben werde.) — Erzähle, was Heinrich danach that, und was er wahrnahm! — Weshalb hatte es denn die Reiterſchar ſo eilig? Wie fanden ſie den Vogelherd am abgelegenen Orte? Warum fragen die Geſandten nicht erſt danach, ob der Vogelfänger „Herr Heinrich“ ſei? Weshalb erkannten ſie in jenem ſogleich ihren Herrn? Was teilt das Gedicht über Heinrichs Außeres mit? — Aus welchen Worten Heinrichs geht hervor, daß er unwillig darüber war, von den Herren geſtört zu werden? Wie lautet die Botſchaft, welche letztere ihm bringen? Weshalb nennen ſie ihn des „Sachsenlandes Stern“? In welcher Weiſe huldigen ihm die Reiter? Worüber erſtaunte Herr Heinrich? Wie drückt er ſeine Verwunderung aus? Welche ſchöne Eigenschaft Heinrichs offenbart ſich in dieſen Worten? Beweiſe, daß Heinrich ſeine Erwählung zum Oberhaupte des deutſchen Reiches als eine Fügung des Himmels anſah! — Erſt nachdem er überzeugt iſt: es iſt des Reiches Wille und Gottes Wille, nimmt er die ihm angetragene Würde an. — Welche Bedeutung hat „Fang“ in: „Heut giebt's 'nen guten Fang“? — welche in: „Du gabſt mir einen guten Fang“? — Heinrich wendet ſich bittend und dankend an Gott; aus welchen Worten des Gedichtes iſt das zu erſehen?

2. Heinrich nahm die Reichsinſignien (die Lanze, den Mantel nebst den goldenen Spangen, das Schwert und die Krone der alten Könige) entgegen, und auf einem Fürſtentage zu Friblar huldigte ihm der Stamm der Sachsen und Franken. Der Erzbischof von Mainz bot Salbung und Krönung an; Heinrich verſchmähte ſie zwar nicht, wie Widukind (Geſchichtſchreiber) berichtet, nahm ſie aber auch nicht an; er ſagte: „Es genügt mir, vor meinen Ahnen das voraus zu haben, daß ich König heiße und dazu ernannt worden bin, da es Gottes Gnade und eure Huld ſo will; die Salbung und Krone aber möge Würdigeren zu teil werden; ſolcher Ehren halten wir uns für unwert.“ Und es fand dieſe Rede bei der ganzen Menge Wohlgefallen; ſie hoben die Rechte zum Himmel und ließen den neuen König mit gewaltigen Stimmen zu wiederholten Malen hoch leben.

5. Form des Gedichtes.

Die Darſtellung des Gedichtes iſt ganz ſchlicht und einfach. Jede Strophe beſteht aus vier jambiſchen Verſen; der Reim iſt

männlich, die Reimfolge: a b a b. — Das Gedicht gehört zu den Sagen.¹⁾

6. Schriftliche Übungen.

Übertragung des Gedichtes in Prosa.

12. Barbarossa.

Friedrich Rückert.

- | | |
|---|---|
| 1. Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er bezaubert sich. | 5. Sein Bart ist nicht von Flachse,
Er ist von Feuer'sglut,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht. |
| 2. Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt:
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesezt. | 6. Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinnt,
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt. |
| 3. Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit. | 7. Er spricht im Traum zum Knaben:
„Geh hin vor's Schloß, o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg. |
| 4. Der Stuhl ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt;
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worauf sein Haupt er stützt. | 8. Und wann die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen,
Bezaubert, hundert Jahr.“ |

1. Vorbemerkung.

Kaiser Friedrich I. fand seinen Tod in den türkischen Wellen des Kalykadnus oder Saleph am 10. Juni 1190. In Deutschland, wohin die traurige Nachricht erst im November desselben Jahres gelangte, wollte und mochte man lange nicht glauben, daß der Schirmherr des Reiches, der gefürchtete und geachtete Rotbart, wirklich gestorben sei. Die Volkssage hat ihn nach Thüringen, in die Burg Kyffhausen, versetzt. Dort sitzt er, umgeben von den Genossen seiner Heerfahrten, im unterirdischen Saale nachdenkend und sinnend am marmornen Tische. Zu Zeiten gelingt es einem Sterblichen, in jenes Gemach zu dringen. Dann wacht der Kaiser aus seinem Schlummer auf, schüttelt den roten Bart und begehrt Kunde, ob noch krächzende Raben des Berges felsige Höhen umkreisen. So lange die schwarzen Vögel noch um die Felsenkronen flattern, und ein Adler sie nicht hinweggetrieben hat, so lange, meldet die Sage, verharret auch der Alte in seiner verfallenen Burg. Vernimmt er, daß sie noch kreisen, dann blickt er düster vor sich hin, seufzt tief auf und spricht: „Schlafe wieder ein, müde Seele, noch muß ich hundert Jahre harren, ehe

¹⁾ Über die Sage im allgemeinen vergleiche Nr. 163 im ersten Bande der „Anleitung“.

ich wieder unter meinem Volke erscheine.“ Zuletzt soll den schlummern- den Kaiser ein Hirt gesehen haben, der seine Ziegen durch die goldene Aue trieb und sich am Kyffhäuser verirrte. Friedrichs roter Bart war beinahe völlig um den Tisch von Marmorstein geschlungen. Wenn er ganz um denselben herumgewachsen ist, dann erwacht der Alte, und die Raben sind verscheucht. Seit der Wiederherstellung des deutschen Reiches (1871) wird Kaiser Wilhelm als der erwachte Barbarossa gefeiert und besungen. Der Kanonendonner von Sedan und Paris hat die krächzenden Raben vom Kyffhäuser verscheucht und am 18. Januar 1871 ist der greise Heldenkaiser mit „des Reiches Herrlichkeit“ wiedergekommen.

2. Erläuterungen.

1. Barbarossa, d. i. Rotbart, wurde Kaiser Friedrich wegen seines roten Bartes genannt. Wie von Feuerzglut war sein Bart, d. h. feuerrot.
2. Bezauert = durch übernatürliche Kräfte gefesselt an diesen Ort. „Verzaubern“ ist stärker als „bezaubern“. „Bezauert“ sind oft die Schlösser und Prinzen und Prinzessinnen in unsern Märchen.
3. Elfenbeinern = von Elfenbein.
4. Marmelsteinern = von Marmorstein.
5. Zwinken, auch zwinkern und zwinzern, bezeichnet das wiederholte schnelle Schließen und Öffnen der Augenlider.
6. Zwerge sind Mittelwesen, welche die unterirdischen Schätze bewachen; sie haben ihre Wohnung in den Bergen.
7. Je nach langem Raume, d. h. immer nach gleichmäßig langem Zeitraume.

3. Inhalt der einzelnen Strophen.

1. Der alte Barbarossa ist zwar von der Erde verschwunden; er lebt indes fort als Kaiser in einem unterirdischen Schlosse.
2. Der Kaiser ist nicht gestorben, wie die Sage geht; er hat sich bloß in das Schloß zurückgezogen, um auszuruhen von seinen Heldenthaten.
3. Mit der leuchtenden Heldengestalt ist auch Deutschlands Herrlichkeit verschwunden; doch nicht für immer, der Kaiser wird wiederkommen, und mit ihm wird das alte deutsche Reich neu erblühen.
4. Das wenige Hausgerät im Schloß ist herrlich; der Stuhl ist von Elfenbein, der Tisch von Marmorstein.
5. Des Kaisers Bart, leuchtend wie Feuerzglut, ist durch den Tisch gewachsen.
6. Die Bilder seines thatenreichen Lebens gehen im Traum an ihm vorüber.
7. Er befiehlt dem Knaben, zu schauen, ob noch die alten Raben den Berg umkreisen.

8. Der Kaiser sehnt sich nach Erlösung; doch der Zauberbann wird erst gebrochen nach langer Zeit, wenn die alten Raben nicht mehr fliegen, d. h. wenn unter den deutschen Stämmen Zwietracht und Uneinigkeit geschwunden sind.

4. Grundgedanke der Sage.

In der Friedrichssage hat sich das große Sehnsuchtsbild besserer Vergangenheit und Zukunft an die leuchtende und ehrwürdige Helden-
gestalt Barbarossas angelehnt, und dieses Bild ist in seiner tiefern Bedeutung nichts anderes, als der Abglanz jenes großartigen Bildes, mit dem das Drama der alten Götterwelt in der Götterdämmerung schließt, jenes Urbildes von der Welt Verderbnis und Verjüngung. Tief in dem alten Götterglauben wurzelt die Sehnsucht nach der goldenen Zeit, die den Schreckenzeiten der entarteten Welt folgen soll, und immer und überall erneuerte sich diese im Volksgeiste untilgbar haftende Sehnsucht, so oft die Gegenwart drückend auf dem Volke lastete oder eine düstere, unheilshwangere Zukunft die Gemüter ängstigte. Wotan, der alte Stammgott des deutschen Volkes, er selbst ist es, der im hohlen Berge der Wiederkehr entgegenharrt. Die Berge, welche ihm die Sage angewiesen hat, sind die alten Kultusstätten des Gottes. Noch fliegen die Raben täglich aus, um Allvater zu melden, wann die Stunde gekommen ist zur Wiederaufrichtung der alten Herrlichkeit. — Unser Gedicht ist ein Sehnsuchtsruf des deutschen Volkes nach der Herrlichkeit vergangener Zeiten und zugleich der Ausdruck der festen Hoffnung auf die glorreiche Erneuerung derselben in künftigen Tagen.

„Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit.“

5. Form des Gedichtes.

Das Metrum ist passend gewählt. Die Verse bestehen aus dreifüßigen Jamben; die erste und dritte Zeile haben eine überzählige Silbe. Die Reime sind abwechselnd weiblich und männlich. In der ersten, zweiten und achten Strophe kommen statt des Reimes Assonanzen vor: Barbarossa — Schlosse, gestorben — verborgen, Raben — schlafen. — Die Sprache ist höchst einfach und ungekünstelt, der Volkssage ganz angemessen.

6. Schriftliche Übungen.

1. Inhaltsangabe des Gedichtes.
2. Der Hirtenknabe bei Kaiser Friedrich im Kyffhäuser.

Ausführung:

Einst weidete ein junger Schäfer seine Herde auf den lustigen Höhen des Kyffhäusers. Auf seinen Hirtenstab gelehnt, gedachte er der wundervollen Sage vom Kaiser Rotbart, und es wurde in ihm der Wunsch rege, den Alten einmal zu schauen. Er sang ein helles Liedchen und rief nach Beendigung desselben in den Berg hinein, der Kaiser möge kommen und seine Herde segnen; das Stücklein habe ihm gegolten. Plötzlich rauscht es in dem alten Gemäuer, und über einer Felsenklippe erscheint ein hehrer Greis, der den Knaben freundlich fragt, wem die Musik erklungen sei. Als der Junge erwidert, er habe Kaiser Friedrich zu Ehren gesungen, tritt der Alte ihm näher und sagt: „Du hast den greisen Held verherrlicht; er wird dir's lohnen, wie sich's ziemt.“ Darauf ergriff er den Knaben, und durch eine Felsenpalte ging's flugs bis in des Berges Schoß. Hier thut sich eine hohe Pforte auf, durch welche man in eine weite, geräumige Halle gelangt. In derselben stehen Scharen kaiserlicher Diener, alle in kostbaren Kleidern mit Gold und Silber verbrämt. Als der Greis in den hell erleuchteten Saal tritt, verneigen sich alle tief vor ihm, und der Knabe sieht nun mit ängstlichem Staunen, daß der Kaiser selbst ihn in das tiefe Schloß geführt. Dieser aber stellt ihn in des Saales Mitte und spricht dann voll männlicher Hoheit zu seinen Mannen: „Dieser Knabe hat uns zum Preis gesungen; ich will es ihm lohnen, wie es eines Kaisers würdig ist!“ Und er zeigt ihm die Herrlichkeit seines unterirdischen Schlosses: kostbare Fahnen und Waffen, manch bunten Schild, manch blankes Schwert. Darauf bricht er von einem goldenen Gefäße einen Fuß ab und reicht ihm den mit den Worten: „Nimm hin zum Lohn die kleine Gabe, und nun geh', mein wackerer Knabe! Verkünde im deutschen Lande, daß wir seiner Zeit wiederkommen werden, um des Reiches alte Herrlichkeit zu erneuern!“ Gleichwie der Schäfer in das Schloß gekommen, ohne zu wissen, wie es zugegangen, so stand er plötzlich wieder bei seiner Herde, ohne zu wissen, was ihm geschehen. Mit Wohlgefallen betrachtete er das Kleinod, das im Strahl der Abendsonne gar herrlich blinkte; etwas Schöneres hatte er niemals gesehen. (Vergleiche: „Barbarossa im Kyffhäuser“ von Bechstein.)

7. Zur Vergleichung.

Friedrich Rotbart.

- | | |
|--|---|
| <p>1. Tief im Schoße des Kyffhäusers
Bei der Ampel rotem Schein
Sitzt der alte Kaiser Friedrich
An dem Tisch von Marmorstein.</p> | <p>3. Vorgesunken ruht das Antlitz,
Drin sich Ernst und Milde paart.
Durch den Marmortisch gewachsen
Ist sein langer, goldner Bart.</p> |
| <p>2. Ihn umwallt der Purpurmantel,
Ihn umfängt der Rüstung Pracht;
Doch auf seinen Augenwimpern
Liegt des Schlafes tiefe Nacht.</p> | <p>4. Rings wie ehrene Bilder stehen
Seine Ritter um ihn her,
Harnischglänzend, schwertumgürtet,
Aber tief im Schlaf wie er.</p> |

5. Heinrich auch der Osterdinger
Ist in ihrer stummen Schar,
Mit den liederreichen Lippen,
Mit dem blondgelockten Haar.
6. Seine Harfe ruht dem Sänger
In der Linken ohne Klang;
Doch auf seiner hohen Stirne
Schläft ein künftiger Gesang.
7. Alles schweigt, nur hin und wieder
Fällt ein Tropfen vom Gestein,
Bis der große Morgen plötzlich
Bricht mit Feuersglut herein;
8. Bis der Adler stolzen Fluges
Um des Berges Gipfel zieht,
Daß vor seines Fittichs Rauschen
Dort der Rabenschwarm entflieht.
9. Aber dann wie ferner Donner
Rollt es durch den Berg herauf,
Und der Kaiser greift zum Schwerte,
Und die Ritter wachen auf.
10. Laut in seinen Angeln tönend
Springet auf das ehrne Thor;
Barbarossa mit den Seinen
Steigt im Waffenschmuck empor.
11. Auf dem Helm trägt er die Krone
Und den Sieg in seiner Hand;
Schwerter blißen, Harfen klingen,
Wo er schreitet durch das Land.
12. Und dem alten Kaiser beugen
Sich die Völker allzugleich,
Und aufs neu' zu Aachen gründet
Er das heil'ge deutsche Reich.
Emanuel Geibel.

V. Legenden.

13. Der Mönch zu Heisterbach.

Wolfgang Müller.

1. Ein junger Mönch im Kloster Heisterbach
Lustwandelt an des Gartens fernstem Ort;
Der Ewigkeit sinnt tief und still er nach
Und forschet dabei in Gottes heil'gem Wort.
2. Er liest, was Petrus der Apostel sprach:
Dem Herren ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag! —
Doch wie er sinnt, es wird ihm nimmer klar.
3. Und er verliert sich zweifelnd in den Wald;
Was um ihn vorgeht, hört und sieht er nicht;
Erst wie die fromme Vespertglocke schallt,
Gemahnt es ihn der ernstestn Klosterpflicht.
4. Im Lauf erreicht er den Garten schnell;
Ein Unbekannter öffnet ihm das Thor;
Er stutzt, — doch sieh, schon ist die Kirche hell,
Und drauß ertönt der Brüder heil'ger Chor.
5. Nach seinem Stuhle eilend tritt er ein,
Doch wunderbar, ein andrer sitzt dort;
Er überblickt der Mönche lange Reih'n:
Nur Unbekannte findet er am Ort.
6. Der Staunende wird angestaunt ringsum,
Man fragt nach Namen, fragt nach dem Begehr;
Er sagt's, da murmelt man durchs Heiligtum:
Dreihundert Jahre hieß so niemand mehr.
7. Der letzte dieses Namens, tönt es laut,
Er war ein Zweifler und verschwand im Wald;
Man hat den Namen keinem mehr vertraut. —
Er hört das Wort, es überläuft ihn kalt.
8. Er nennet nun den Abt und nennt das Jahr;
Man nimmt das alte Klosterbuch zur Hand,
Da wird ein großes Gotteswunder klar:
Er ist's, der drei Jahrhunderte verschwand.

9. Der Schrecken lähmt ihn, plötzlich graut sein Haar,
Er sinkt dahin, ihn tötet dieses Leid,
Und sterbend mahnt er seiner Brüder Schar:
„Gott ist erhaben über Ort und Zeit.“
10. Was er verhüllt, macht nur ein Wunder klar,
Drum grübelt nicht, denkt meinem Schicksal nach:
Ich weiß: ihm ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag.“

1. Vorbemerkung.

Hinter dem Petersberge, einer vielbesuchten Höhe des kuppigen Siebengebirges, breitet sich ein anmutiges, stilles Thal aus. Hier legten 1188 zwölf Mönche aus dem Orden der Cistercienser den Grund zu einem Kloster, das rasch erblühte und bald eine Zufluchtsstätte für Laienstand und Weltgeistlichkeit der umliegenden Gegend wurde, namentlich der Städte Köln und Bonn. Im März 1202 wurde der Bau der herrlichen Abteikirche begonnen und im Jahre 1227 vollendet. Im Anfange dieses Jahrhunderts (1810) wurde sie nebst dem anstoßenden Kreuzgange durch die Regierung des Großherzogtums Berg leider auf den Abbruch verkauft und das Material für moderne Bauten verwendet; nur der äußerste Teil des Hochchores hat sich an Ort und Stelle erhalten, wohl eine der malerischsten Ruinen. Von Königswinter aus erreicht man das Thal Heisterbach mit seiner mutwillig zerstörten Herrlichkeit in 30—40 Minuten.

2. Inhalt der Legende.

Ein junger Mönch im Kloster Heisterbach geht im Garten spazieren und liest dabei das zweite Sendschreiben des hl. Petrus. Die Stelle: „Ein Tag ist vor dem Herrn wie tausend Jahre, und tausend Jahre wie ein Tag“, will ihm nicht klar werden, was er auch grübelt und sinnt. In tiefe Betrachtungen über die Ewigkeit versunken tritt er in den Wald, und ohne zu sehen und zu hören, was in seiner Umgebung vorgeht, wandelt er dreihundert Jahre in demselben umher; doch des Apostels Wort wird ihm nicht begreiflich. Endlich kommt er zu der Erkenntnis, daß kein Mensch die Ewigkeit zu ergründen vermag; in demselben Augenblicke nimmt er auch wieder wahr, was um ihn vorgeht; er hört die Vespertrommel läuten und eilt raschen Laufes zum Kloster. Er stutzt über den unbekanntem Pförtner und tritt in die Kirche, wo die Ordensbrüder bereits die Vesper singen. Aber welches Staunen ergreift ihn! Auf seinem Stuhle sitzt ein anderer, und unbekannt sind ihm alle anwesende Mönche. Diese verwundern sich aufs höchste und fragen ihn nach seinem Namen und seinem Begehren. Als er ihnen beides genannt, erhält er zur Antwort, daß seit dreihundert Jahren kein Ordensbruder so geheißenen habe; der letzte dieses Namens sei ein Zweifler gewesen und im Walde verschwunden. Bei dem Wort überläuft es ihn kalt. Nun giebt er den Namen

seines Abtes, sowie die Zeit seines Aufenthaltes im Kloster an. Man schlägt die Chronik des Klosters auf, und siehe! es stellt sich heraus, daß der Genannte vor dreihundert Jahren Abt des Klosters war, und daß der zurückgekehrte Mönch derjenige ist, der die drei Jahrhunderte verschwand. Als das dem Unglücklichen klar geworden, wird er vor Schrecken bleich; sein Haar ergraut plötzlich, und sterbend sinkt er hin, die tief ergriffene Brüderschar mahnend, nicht über die Geheimnisse Gottes nachzugrübeln.¹⁾

3. Gliederung der Legende.

- I. Der Spaziergang des Mönches und seine Grübeleien über eine Stelle im zweiten Briefe Petri. (Str. 1—3.)
- II. Die Rückkehr des Mönches ins Kloster. (Str. 4—10.)
 1. Sein Staunen über den fremden Pförtner und über die unbekanntenen Ordensbrüder.
 2. Die Aufklärung über den Unbekannten.
 3. Eindruck auf den Mönch.
 4. Der Tod desselben.
 5. Die Mahnung des sterbenden Mönches.

4. Grundgedanke der Legende.

„Dem Herrn ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag!“

5. Schriftliche Übungen.

1. Inhaltsangabe des Gedichtes.
2. Vergleichung der Gedichte: „Der Mönch zu Heisterbach“ und „Der heil. Augustinus“.

Andeutungen:

a. Ähnlichkeiten: Beide Gedichte sind Legenden. Die Hauptperson in jedem der beiden Gedichte geht spazieren und grübelt dabei über hohe Geheimnisse nach. Der Mönch wie der hl. Augustinus kommt zu der Einsicht, daß Gott unerforschlich ist. Worin besteht das Wunderbare in jeder der genannten Legenden? zc.

b. Verschiedenheiten: Der Schauplatz der Handlung ist verschieden. Der Mönch sinnt über die Ewigkeit nach, St. Augustinus über das Geheimnis der hl. Dreifaltigkeit. Der Mönch grübelt dreihundert Jahre über das Unbegreifliche nach, St. Augustinus nur stundenlang. Dieser wird durch das erschienene Kind belehrt, jener zc.

¹⁾ Über das Wesen und die Behandlung der Legende vergleiche Nr. 112 und Nr. 169 im ersten Bande der „Anleitung“.

6. Zur Vergleichung.

Der heilige Augustinus.

An dem Meeresufer ging
Augustinus einst lustwandeln,
Mit den höchsten Gegenständen
Sich beschäftigend in Gedanken.
Was er sinnt, blieb unergründlich
Jedem endlichen Verstande:
Wie in Gott ein einig Wesen
Drei Personen doch umfange. —
Als er, kühn hierüber grübelnd,
Seinen Blick zur Seite wandte,
Sah er einen Knaben sitzen
Neben sich im Meeresande.
Eine Muschel in dem Händchen
Sitzt der Knabe unverwandten
Blicks und schöpft emsig Wasser
Aus des Meeres stillem Rande.
„Kind!“ spricht Augustin, „was machst du
Hier allein am öden Strande?
Ich besorge, daß zu Hause
Dich vermiffen die Verwandten!“
„Nicht umsonst,“ versetzt der Kleine,
„Bin ich hier; bin hergegangen,
Um das grenzenlose Meer
In dies Grübchen einzufangen!“ —
„Spare, Kind!“ sprach Augustinus,
„Dir die Mühe; dein Verlangen
Ist unmöglich! Wenn du schöpfst,

Bis Jahrtausende vergangen,
Bringst du doch, das große Meer
Auszuschöpfen, nie zustande!“ —
Drauf der Knabe: „Ganz wie ich,
Vater! scheint Ihr mir zu handeln,
Wenn Ihr Euch, das Wesen Gottes
Zu ergründen, unterfanget;
Denn so wenig ich das Meer
In dies Grübchen hier im Sande
Schöpfen kann mit meiner Muschel,
Schöpfte ich auch noch so lange, —
Werdet Ihr das ew'ge Wesen
Gottes ohne Maß und Schranken
Je erforschen, auch im kühnsten
Aufschwung sterblicher Gedanken!“
Augustinus stand verwundert
Und demütig nun erkannte,
Daß ja Gott nicht Gott sein würde,
Wär' er jemals ganz verstanden.
Antworten wollt' er dem Kinde,
Doch er stand allein am Strande,
Seinen Blicken war's entschwunden,
Als sie höh're Wahrheit fanden.
Seit dem Tag hat Augustinus
So mit Mund als Schrift gestanden:
Sichrer als Verstehn sei Glauben;
Gott sei nur von Gott verstanden.

M. v. Diepenbrock.

14. Der gerettete Jüngling.

Johann Gottfried v. Herder.

1. Eine schöne Menschenseele finden
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist
Sie erhalten, und der schönst' und schwerste,
Sie, die schon verloren war, zu retten.
2. Sanft Johannes, aus dem öden Patmos
Wiederkehrend, war, was er gewesen,
Seiner Herden Hirt. Er ordnet' ihnen
Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.
In der Menge sah er einen schönen
Jüngling; fröhliche Gesundheit glänzte
Vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
Sprach die liebevollste Feuerseele.
„Diesen Jüngling,“ sprach er zu dem Bischof,
„Nimm in deine Hut. Mit deiner Treue
Stehst du mir für ihn! — Hierüber zeuge
Mir und dir vor Christo die Gemeine.“

3. Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich,
Unterricht ihm, sah die schönsten Früchte
In ihm blühen, und weil er ihm vertraute,
Ließ er nach von seiner strengen Aufsicht.
4. Und die Freiheit war ein Reiz des Jünglings.
Angelockt von süßen Schmeicheleien
Ward er müßig, kostete die Wollust,
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
Dann der Herrschaft Reiz; er sammelt' um sich
Seine Spielgesellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.
5. Als Johannes in die Gegend wieder
Kam, die erste Frag' an ihren Bischof
War: „Wo ist mein Sohn?“ — „Er ist gestorben!“
Sprach der Greis und schlug die Augen nieder.
„Wann und wie?“ — „Er ist Gott abgestorben,
Ist (mit Thränen sag' ich es) ein Räuber.“
„Dieses Jünglings Seele,“ sprach Johannes,
„Fordr' ich einst von dir. Jedoch wo ist er?“ —
„Auf dem Berge dort!“
— „Ich muß ihn sehen!“
6. Und Johannes, kaum dem Walde nahek,
Ward ergriffen (eben dieses wollt' er).
„Führet,“ sprach er, „mich zu euerm Führer.“
Vor ihn trat er. Und der schöne Jüngling
Wandte sich; er konnte diesen Anblick
Nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater,
Einen Greis. Ich habe dich gelobet
Meinem Herrn und muß für dich antworten;
Gerne geb' ich, willst du es, mein Leben
Für dich hin; nur dich fortan verlassen
Kann ich nicht! Ich habe dir vertrauet,
Dich mit meiner Seele Gott verpfändet.“
7. „Weinend schlang der Jüngling seine Arme
Um den Greis, bedeckete sein Antlitz
Stumm und starr; dann stürzte statt der Antwort
Aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.
8. Auf die Kniee sank Johannes nieder,
Küßte seine Hand und seine Wange,
Nahm ihn neugeschenkt vom Gebirge,
Läuterte sein Herz mit süßer Flamme.
Jahre lebten sie jetzt unzertrennet
Mit einander; in den schönen Jüngling
Goß sich ganz Johannes' schöne Seele.
9. Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
Also tief erkannt' und innig festhielt
Und es wieder fand und unbezwingbar
Rettete? Ein Sankt-Johannes-Glaube,
Zutraun, Festigkeit und Lieb' und Wahrheit.

1. Quelle des Gedichtes.

Der Stoff der Legende ist uralte und in mannigfaltigster Weise bearbeitet. Die älteste Quelle ist der Kirchenvater Klemens von Alexandria, der in seiner Rede: „Welcher Reiche wird selig?“ die Legende umständlich erzählt. Herder hat sie aus dem Leben der Heiligen genommen, wo sie mit manchen Abkürzungen erzählt wird. Aber auch diese Form der Darstellung war Herder noch zu ausführlich; er hat die Erzählung noch kürzer zusammengefaßt und durch knappen, bezeichnenden, oft mit einem einfachen Bilde bedeutsam wirkenden Ausdruck wesentlich gehoben.

2. Erläuterungen.

1. Sankt Johannes, der Evangelist und Apostel.
2. Patmos (jetzt Palmosa), eine Insel im griechischen Archipel. Dorthin wurde Johannes vom Kaiser Domitian verbannt.
3. Der Reiz des fröhlichen Betruges ist der Reiz des Betruges beim Spiel.
4. Der Herrschaft Reiz, das Angenehme, über andere herrschen zu können.
5. Er ist Gott abgestorben, er lebt gottlos.
6. Läuterte sein Herz mit süßer Flamme, reinigte sein durch Sünde verunreinigtes Herz durch liebevolle Belehrungen und Ermahnungen.
7. In den schönen Jüngling goß sich ganz Johannes' schöne Seele, d. h. er wurde ganz erfüllt von der liebevollen Gesinnung des hl. Johannes, eignete sich ganz dessen Denkweise an.

3. Gliederung der Legende.

- I. Einleitung: Eine dem Sündenleben verfallene Seele zu retten, ist die schwerste Arbeit, aber auch der schönste Gewinn.
- II. Die Erzählung.
 1. Die schöne Seele wird
 - a. gefunden,
 - b. ausgebildet,
 - c. verloren.
 2. Die verlorene Seele wird
 - a. zurückgefordert,
 - b. aufgesucht,
 - c. gerettet.
 3. Die gerettete Seele wird von St. Johannes festgehalten.
- III. Schluß: Die Kraft, welche die schöne Seele des Jünglings aus dem Abgrunde rettete, war der Glaube eines St. Johannes, dessen unwiderstehliche Menschenliebe.

4. Besprechung über den Inhalt der Legende.

Das Gedicht besteht aus einer Einleitung, der Legende selbst und einem Schluß. — In der Einleitung werden drei Behauptungen

aufgestellt; wie heißen dieselben? — Diese drei Behauptungen werden durch die Legende bewiesen, die hiernach in drei Abschnitte zerfällt:

- a) Eine schöne Menschenseele finden ist Gewinn.
- b) Ein schönerer Gewinn ist sie erhalten.
- c) Der schönste und schwerste, sie, die schon verloren war, zu retten.

Beweise die Richtigkeit der in der Einleitung aufgestellten Behauptungen! Worin besteht die Steigerung derselben? — Zeige, daß Johannes ein guter Seelenhirt war! — Was wird von der Schönheit des Jünglings erzählt? Weise nach, daß er mit der körperlichen Schönheit auch die Schönheit der Seele verband! — Johannes erblickte in dem Jüngling ein treffliches Werkzeug im Dienste der Kirche. Was that Johannes, um ihr den gefundenen Jüngling zu erhalten? — Beweise, daß der Bischof dem Befehle des hl. Johannes nachkam! Welchen Erfolg hatten seine Unterweisungen? Zeige, daß die Freiheit dem Jünglinge ein Netz wurde! Gib die verschiedenen Laster an, in welche der Jüngling nach und nach fiel! Warum ergab er sich dem Müßiggange? Beweise aus der Erzählung die Wahrheit des Sprichwortes: „Müßiggang ist aller Laster Anfang“! — Woran hatte der Bischof es fehlen lassen? Was hat er wohl gethan, um den verführten Jüngling wieder auf den rechten Weg zu bringen? Weshalb gelang ihm letzteres nicht? Wie viel Jahre etwa dauerte es, bis Johannes wieder in die Gegend kam, wo er den Jüngling gefunden? Beweise, daß dieser noch lebendig in seiner Erinnerung stand? Mit welchen Worten fordert er ihn von dem Bischof zurück? Zeige, daß sich St. Johannes bei seiner Ankunft schrecklich enttäuscht sah! — Welche Gefühle bemächtigten sich des Heiligen, als man ihm den Tod des geliebten Jünglings meldete! Gefühle desselben, als er erfährt, der Jüngling sei geistig tot, sei Gott abgestorben! — Welchen Vorwurf macht Johannes dem Bischof? — Was that Johannes, um die verlorene Feuerseele wieder für Gott zu gewinnen? — Diesen gewagten Eroberungsversuch konnte nur ein heiliger Johannes machen, nur einer, der ganz durchglüht war von den Tugenden, welche im Schlusse des Gedichtes genannt sind. Inwiefern waren dazu Glaube, Zutrauen, Festigkeit, Liebe und Wahrheit erforderlich? Wie redete Johannes den Jüngling an? Welche Wirkung hatte die Anrede? Wie äußert sich die Freude des hl. Johannes über die Bekehrung des Jünglings? Mit welchen Worten wird ausgedrückt, daß die Bekehrung eine ernsthafte, die Umwandlung eine völlige war? — Der Schluß des Gedichtes enthält eine Frage und eine Antwort. Was war es, was das Herz des Jünglings also tief erkannte und innig festhielt und es wieder fand und unbezwingbar rettete? Die Antwort sagt es uns. „Es ist der Glaube, welcher in der Überzeugung wurzelt, daß jeder Lehrer für das Seelenheil seiner Schüler dem lieben Gott verantwortlich ist; es ist das Vertrauen, daß kein Mensch so tief

gesunken ist, daß er nicht noch gerettet werden könnte; es ist die Festigkeit, die keine Anstrengung und kein Opfer scheut, um eine verirrte Seele auf den rechten Weg zurückzuführen; es ist die Liebe, die nicht suchet das Ihre, wie der Apostel Paulus sagt, und es ist die Wahrheit, die den Sieg gewinnt über die Lüge und Sünde."

5. Grundgedanke der Legende.

Fester Glaube und unerschütterliche Liebe zur Wahrheit können selbst das verdorbenste Gemüt zur Besserung zwingen.

6. Sprachliche Bemerkung.

Der Dichter wendet im Eingang der Legende diejenige Satzfigur oder Redeweise an, welche Steigerung oder Klimax genannt wird. Diese Figur besteht darin, daß der überzeugende Gedanke durch eine Reihe neuer, stufenmäßig sich verstärkender Vorstellungen schärfer hervorgekehrt und veranschaulicht wird. Auch in der Legende: „Die wiedergefundenen Söhne“ wendet Herder den Klimax an; er heißt dort:

„Tapfer ist der Löwensieger;
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapftrer, wer sich selbst bezwang.“

Die Steigerung ist hier gleichzeitig im Subjekte und im Prädikate ausgedrückt. Andere Beispiele sind:

Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See;
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll.
Bürger („Lied vom braven Mann“).

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken;
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Schiller („Glocke“).

7. Schriftliche Übungen.

Aufschreiben der der Legende zu Grunde liegenden Erzählung.

15. Die wiedergefundenen Söhne.

Johann Gottfried v. Herder.

1. Was die Schickung schickt, ertrage!
Wer ausharret, wird gekrönt.
Reichlich weiß sie zu vergelten,
Herrlich lohnt sie stillen Sinn.
Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapftrer, wer sich selbst bezwang. —
2. Placidus, ein edler Feldherr,
Reich an Tugend und Verdienst,
Beistand war er jedem Armen,
Unterdrückten half er auf.
Wie er einst den Feind bezwungen,
Wie er einst das Reich gerettet,
Rettet' er, wer zu ihm floh. —

3. Aber ihn verfolgt' das Schicksal,
Armut und der Bösen Neid.
„Laß dem Neid uns und der Armut
Still entgehn!“ sprach Placidus;
„Auf! laß uns dem Fleiße dienen!“
Sprach sein Weib: „und gute
Knaben,
Tapfre Knaben, folget uns!“
4. Also gingen sie; im Walde
Traf sie eine Räuberschar.
Trennet Vater, Mutter, Kinder.
Lange sucht der Held sie auf.
Placidus, rief eine Stimme
Ihm im hochbeherzten Busen,
Dulde dich! du findest sie.
5. Und er kam vor eine Hütte.
„Kehre, Wand'rer, bei mir ein,“
Sprach der Landmann, „du bist
traurig;
Auf! und fasse neuen Mut!
Wen das Schicksal drückt, den
liebt es;
Wem's entzieht, dem will's ver-
gelten;
Wer die Zeit erharret, siegt.“
6. Und er ward des Mannes Gärtner,
Dient' ihm unerkant und treu,
Pflegend tief in seinem Herzen
Eine bitt're Frucht, Geduld.
Placidus, rief eine Stimme
Ihm im tiefbedrängten Busen,
Dulde dich! du findest sie.
7. So verstrichen Jahr' auf Jahre,
Bis ein wilder Krieg entsprang.
„Wo ist Placidus, mein Feldherr?“
Sprach der Kaiser, „suchet ihn!“
Und man sucht' ihn nicht vergebens:
Denn die Prüfzeit war vorüber,
Und des Schicksals Stunde schlug.
8. Zween seiner alten Diener
Kommen vor der Hütte Thür,
Sah'n den Gärtner und erkannten
An der Narb' ihn im Gesicht,
An der Narbe, die dem Feldherrn
Statt der Schätze, statt der Lorbeern
Einzig blieb als Ehrenmal.
9. Alsobald war er gerufen;
Es erjauchzt das ganze Heer.
Vor ihm ging der Feinde Schrecken,
Ihm zur Seite Sieg und Ruhm.
Stillen Sinn's nahm er den Palm-
zweig,
Gab die Lorbeern seinen Treuen,
Seinen Tapfersten im Heer.
10. Als nach ausgefocht'nem Kriege
Jetzt der Siegestanz begann,
Drängt mit zween seiner Helden
Eine Mutter sich hervor:
„Vater, nimm hier deine Kinder!
Feldherr, sieh hier deine Söhne,
Mich, dein Weib, Eugenia!“
11. Wie die Löwin ihre Jungen,
Jagt' ich sie den Räubern ab.
Nachbarlich in dieser Hütte —
Komm und schau! — erzog ich sie.
Glaubte dich uns längst verloren,
Deine Söhne mir statt deiner,
Deiner wert erzog ich sie.
12. Als die Post erscholl vom Kriege,
Rufend deinen Namen aus,
Auserweckt vom Totentraume
Rüstet' ich die Jünglinge:
Zieht, verdienet euren Vater!
Streitet unerkant und werdet,
Werdet eures Vaters wert!
13. Und ich seh', sie tragen Kränze,
Ehrenkränze dir zum Ruhm,
Die du unerkant den Söhnen
Nicht als Söhnen zuerkant.
Vater nimm jetzt deine Kinder!
Feldherr, sieh hier deine Söhne
Und dein Weib Eugenia!“
14. Was die Schickung schickt, ertrage;
Wer ausharret, wird gekrönt.
Placidus, der stillgesinnte,
Lebet noch in Hymnen jetzt;
Christlich wandt' er seinen Namen:
Seinen Namen nennt die Kirche
Preisend Sankt Eustachius.

1. Inhalt des Gedichtes.

Placidus, ein ruhmgekrönter Feldherr, ein edler Mann und wahrer Menschenfreund, wird von Neid und Mißgunst böser Menschen heftig verfolgt. Er beschließt deshalb, mit den Seinigen in die Einsamkeit zu flüchten, um dort von seiner Hände Arbeit zu leben.

Unterwegs wird er im Walde von Räubern überfallen und von seinem Weib und seinen zwei Söhnen getrennt. Lange sucht er nach den Seinen, aber vergeblich; zuletzt, des Suchens müde, findet er freundliche Aufnahme bei einem Landmanne, dem er jahrelang treu und unerkannt dient. — Da bricht plötzlich Krieg aus. Der Kaiser bedarf seines altbewährten Feldherrn und läßt ihn überall suchen. Endlich finden ihn zwei alte Diener, welche ihn an der Narbe erkennen. Er kehrt zurück und wird vom Heere mit Jubel empfangen. Bald erringt er Sieg auf Sieg und zwingt den Feind zum Friedensschluß. Beim nun folgenden Siegesfeste drängt sich eine Frau mit zwei seiner Helden an ihn heran. Es ist sein Weib Eugenia, die ihm seine Söhne zuführt und erzählt, wie sie dieselben den Räubern entrißen und zu Helden erzogen habe.

2. Erläuterungen.

1. Placidus erblickte nach der Legende auf der Jagd einen Hirsch mit einem glänzenden Kreuz zwischen dem Geweih und vernahm die Worte: „Warum verfolgst du mich? ich will dein Heil!“ Er ließ sich taufen und erhielt den Namen Eustachius. Er starb als Märtyrer unter Kaiser Hadrian (117–138 n. Chr.). — Die Bekehrungsgeschichte, welche später auf St. Hubertus übergegangen, hat Herder fallen lassen; er stellt in seiner Legende nur die wunderbaren Schicksale des Heiligen und die ebenso wunderbare Standhaftigkeit desselben dar.

2. Eugenia, des Placidus Weib, hieß nach der Legende Theospita.

3. Dulde dich, gebräuchlicher: gedulde dich.

4. Zween, die alte Form für das männliche Geschlecht (zwêne, zwô, zwei). Allmählich trat zwei für alle Geschlechter ein.

5. Post, eigentlich eine durch die Post, dann überhaupt eine irgendwie gebrachte Nachricht.

3. Gliederung des Gedichtes.

- I. Lehrsatz: Trage die Schläge des Schicksals mit Geduld; wer ausharret, wird gekrönt; die Selbstüberwindung ist der schwerste aller Siege. (Str. 1.)
- II. Erhärtung des Satzes durch das Beispiel des hl. Eustachius. (Str. 2–13.)
 1. Die Standhaftigkeit und Geduld des Placidus werden auf die härteste Probe gestellt. (Str. 2–8.)
 2. Die Standhaftigkeit des Placidus wird belohnt. (Str. 9–13.)
- III. Schluß, Einschärfung der Lehre: Drum harre aus im Unglück. Wer sich wie Placidus standhaft zeigt, wird wie Placidus durch die Krone des ewigen Lebens belohnt werden. (Str. 14.)

4. Zur Vermittelung des Verständnisses.

Die einleitende Strophe enthält eine Mahnung und zwei Behauptungen. Wie lautet die Mahnung? Wie heißen die Behauptungen? — Um die Wahrheit der zweiten Behauptung recht anschaulich zu machen, wendet der Dichter diejenige Saksfigur an, welche Steigerung genannt wird. Hätte er einfach gesagt: „Die Selbstüberwindung ist der schwerste aller Siege“, so würde das bei weitem nicht so überzeugend wirken, als wenn steht: „Tapfer ist der Löwensieger zc.“ Denn daß die Selbstüberwindung, die Unterwerfung der Sinnlichkeit, eine so schwierige Arbeit sei, das leuchtet nicht jedem sofort ein. Daß Herkules und Theseus, welche grimmige Löwen und wütende Stiere bändigten; daß Alexander der Große und Napoleon I., welche ganze Erdteile unterwarfen, als tapfere Helden bewundert und gepriesen werden, — das findet jedermann begreiflich. Nun kommt der Dichter und behauptet: Die Selbstüberwindung ist weit schwieriger, als die Bekämpfung wilder Thiere und die Unterwerfung großer Länder und Reiche, und St. Gustachius, der den stillen Sieg über sich selbst errang, verdient mithin ungleich höher gepriesen zu werden, als die berühmtesten Kriegshelden alter und neuer Zeit. So wird durch die stufenmäßig sich verstärkenden Vorstellungen recht klar und anschaulich, daß es um den Sieg über sich selbst etwas Großes und Herrliches sei.¹⁾ (Über das Wesen der hier von Herder angewandten Figur vergleiche den 6. Abschnitt der vorhergehenden Nr.) — Welche Charaktereigenschaften besaß Placidus nach Str. 2? Zeige, wodurch die Standhaftigkeit und Geduld des Placidus auf die härteste Probe gestellt werden! (a. Durch den Anfall der Räuber trifft ihn das harte Schicksal, von den Seinigen getrennt zu werden; da mußte ihm der Gedanke kommen: Werden jene von den Räubern verschont werden? werde ich sie je wiederfinden? Den schlimmsten Befürchtungen gegenüber bezwingt sich Placidus zur Hoffnung und zum Dulden und legt so die erste Probe seiner Seelenstärke ab. b. Die zweite Probe besteht er, indem er der Einladung des Landmannes folgend, sich zu niederem Dienste hergiebt und in der Stille mit sich ringt, um standhaft zu bleiben.) — Wie wurde die Standhaftigkeit des Placidus belohnt? (a. Er wird vom Kaiser zurückberufen und in seine alte Würde eingesetzt. b. Er erringt im Felde Ruhm und Sieg. c. Er findet seine Gattin wieder, die ihm in zweien der tapfersten Streiter seine Söhne vorführt. d. Er wird erfreut durch die Geschichte der wunderbaren Rettung der Seinigen.) — Die Schlußstrophe ist teilweise eine Wiederholung der Einleitung; inwiefern? Welcher Gedanke ist in den fünf letzten Zeilen des Gedichtes ausgesprochen?

¹⁾ Vergleiche Nr. 96 im ersten Bande der „Anleitung“.

5. Form des Gedichtes.

Das Versmaß, der vierfüßige Trochäus mit seinem würdigen Ernste, ist dem Inhalte des Gedichtes sehr gut angepaßt. Die Strophen sind reimlos; das „Gängelband der Reime“ verschmäht Herder überhaupt. — Der Ausdruck ist schlicht und einfach, bezeichnend und treffend.

6. Schriftliche Übungen.

Die wunderbaren Schicksale des Placidus. (Vergleiche den 1. Abschnitt.)

VI. Idyllen.

16. Irin.

Wald v. Kleist.

1. An einem schönen Abend fuhr
Irin mit seinem Sohn im Kahn
Aufs Meer, um Reusen in das Schilf
Zu legen, welches ringsumher
Der nahen Inseln Strand umgab.
Die Sonne tauchte sich bereits
Ins Meer, und Flut und Himmel schien
Im Feu'r zu glühen.

2. O! wie schön
Ist jetzt die Gegend! sagt' entzückt
Der Knabe, den Irin gelehrt,
Auf jede Schönheit der Natur
Zu merken. Sieh, sagt' er, den Schwan,
Umringt von seiner frohen Brut,
Sich in den roten Widerschein
Des Himmels tauchen! Sieh, er schiffet,
Zieht rote Furchen in die Flut
Und spannt des Fittichs Segel auf. —
Wie lieblich flüstert dort im Hain
Der schlanken Espen furchtsam Laub
Am Ufer, und wie reizend fliehet
Die Saat in grünen Wellen fort
Und rauscht, vom Winde sanft bewegt. —
O! was für Anmut haucht anitz
Gestad' und Meer und Himmel aus!
Wie schön ist alles! Und wie froh
Und glücklich macht uns die Natur!

3. Ja, sagt' Irin, sie macht uns froh
Und glücklich, und du wirst durch sie
Glücklich sein dein Lebelang,
Wenn du dabei rechtschaffen bist;
Wenn wilde Leidenschaften nicht
Von sanfter Schönheit das Gefühl
Verhindern. O Geliebtester!
Ich werde nun in kurzem dich
Verlassen und die schöne Welt
Und in noch schönern Gegenden
Den Lohn der Redlichkeit empfangen.

O! bleib der Tugend immer treu,
Und weine mit den Weinenden,
Und gib von deinem Vorrat gern
Den Armen. Hilf, so viel du kannst,
Zum Wohl der Welt. Sei arbeitsam.
Erheb' zum Herren der Natur,
Dem Wind und Meer gehorsam ist,
Der alles lenkt zum Wohl der Welt,
Den Geist. Wähl' lieber Schand' und Tod,
Als du in Bosheit willigest.
Ehr', Überfluß und Pracht ist Tand;
Ein ruhig Herz ist unser Teil.
Durch diese Denkungsart, mein Sohn,
Ist unter lauter Freuden mir
Das Haar verbleicht. Und wiewohl
Ich achtzigmal bereits den Wald
Um uns're Hütte grünen sah:
So ist mein langes Leben doch
Gleich einem heitern Frühlingstag
Vergangen, unter Freud' und Luft. —
Zwar hab' ich auch manch Ungemach
Erlitten. Als dein Bruder starb,
Da flossen Thränen mir vom Aug',
Und Sonn' und Himmel schien mir schwarz.
Oft auch ergriff mich auf dem Meer
Im leichten Kahn der Sturm und warf
Mich mit den Wellen in die Luft;
Am Gipfel eines Wasserbergs
Hing oft mein Kahn hoch in der Luft,
Und donnernd fiel die Flut herab,
Und ich mit ihr. Das Volk des Meers
Erschrak, wenn über seinem Haupt
Der Wellen Donner tobt', und fuhr
Tief in den Abgrund; und mich dünkt',
Daß zwischen jeder Welle mir
Ein feuchtes Grab sich öffnete.
Der Sturmwind taucht' dabei ins Meer
Die Flügel, schüttelte davon
Noch eine See auf mich herab.
Allein bald legte sich der Zorn
Des Windes, und die Luft ward hell,
Und ich erblickt' in stiller Flut
Des Himmels Bild. Der blaue Stör
Mit roten Augen sahe bald
Aus einer Höhl' im Kraut der See
Durch seines Hauses gläsern Dach:
Und vieles Volk des weiten Meers
Tanzt' auf der Flut im Sonnenschein!
Und Ruh und Freude kam zurück
In meine Brust. — Jetzt wartet schon
Das Grab auf mich. Ich fürcht' es nicht.
Der Abend meines Lebens wird
So schön, als Tag und Morgen sein. —
O Sohn! sei fromm und tugendhaft;
So wirst du glücklich sein, wie ich,
So bleibt dir die Natur stets schön.

4. Der Knabe schmiegt' sich an den Arm
Trins und sprach: Nein, Vater, nein,
Du stirbst noch nicht; der Himmel wird
Dich noch erhalten, mir zum Trost!
Und viele Thränen flossen ihm
Vom Aug'. —

5. Indessen hatten sie
Die Reusen ausgelegt. Die Nacht
Stieg aus der See, sie ruderten
Gemach der Heimat wieder zu. —
Trin starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint' ihn lang', und niemals kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heil'ger Schauer überfiel
Ihn, wenn ihm seines Vaters Bild
Vors Antlig trat. Er folgte
Stets dessen Lehren. Segen kam
Auf ihn. Sein langes Leben dünkt'
Auch ihm ein Frühlingstag zu sein.

1. Erläuterungen.

1. Reusen, aus Weiden geflochtene Behälter, welche beim Fischfange gebraucht werden.

2. Das Laub der Espe wird furchtsam genannt, weil es leicht zittert. Die Blätter der Espe werden durch den leisesten Hauch bewegt, und sind daher fortwährend in Bewegung.

3. Anikt, eine nachdrücklichere Form für jetzt.

4. Wenn wilde Leidenschaften nicht von sanfter Schönheit das Gefühl verhindern. — Besser stände der Genitiv: Wenn wilde Leidenschaften nicht das Gefühl sanfter Schönheit verhindern.

5. Tand, wertlose Sachen.

6. Durch diese Denkungsart, besser: bei dieser Denkungsart.

7. Stör, ein 2—6m langer Seefisch.

8. Seines Hauses gläsern Dach. — Das Haus des Störs ist das Meer, die Flut; das Dach dieses Hauses ist der durchsichtige Wasserspiegel.

2. Inhalt und Gliederung des Gedichtes.

Das Gedicht umfaßt fünf Teile, die durch den Druck kenntlich gemacht sind.

Im ersten Teile erfahren wir, daß Trin mit seinem Sohne aufs Meer fuhr, um Reusen in das Schilf zu legen.

Der zweite Teil drückt die Empfindungen des Sohnes über die Schönheiten der Gegend aus. Als besonders anmutige Erscheinungen werden genannt der von seiner Brut umringte Schwan, die lieblich flüsternde Espe und die wogende Saat.

Der dritte Teil enthält eine Ansprache des Vaters an den Sohn. Zunächst bestätigt der Vater, was der Sohn empfindet, daß nämlich die Natur uns froh und glücklich macht, wenn wir rechtschaffen sind und die wilden Leidenschaften unterdrücken. Dann deutet er an,

daß er in kurzem den Sohn und die schöne Welt verlassen werde, um in noch schönerer Gegend den Lohn der Redlichkeit zu empfangen. Hierauf ermahnt er den Sohn, stets fromm und rechtschaffen zu sein und ein ruhig Herz dem Land der Welt vorzuziehen, wie er selbst während seines langen Lebens gethan, und deshalb ein Leben in Freud und Lust geführt, obwohl er manches Ungemach erlitten, einen Sohn verloren und auf dem Meere im Sturme oft dem Tode ins Auge geschaut habe. Zum Schluß kommt er noch einmal auf sein nahes Ende und wiederholt auch die Ermahnungen an den Sohn teilweise.

Im vierten Teile spricht der Sohn den Wunsch aus, daß der Himmel ihm den Vater noch lange erhalten möge.

Im fünften Teile wird dann endlich erzählt, daß Vater und Sohn nach vollendetem Geschäft der Heimat zugerudert, der Vater bald darauf gestorben und lange von dem Sohne beweint worden sei, daß dieser die väterlichen Lehren befolgt und deshalb ein glückliches und zufriedenes Leben geführt habe.

3. Übersichtliche Gliederung.

1. Einführung in die persönlichen, zeitlichen und örtlichen Verhältnisse der Handlung; Angabe der letzteren.
2. Empfindungen des Sohnes über die Schönheiten der Natur.
3. Ansprache des Vaters an den Sohn.
4. Wunsch des Sohnes.
5. Irins Tod; Beweise kindlicher Liebe seitens des Sohnes; des letzteren Lohn für die Befolgung der väterlichen Lehren.

4. Vermittelung des Verständnisses.

Plan für die Besprechung.

- I. Die Handlung, das Legen der Fischreusen, wird vom Dichter absichtlich und mit Recht nur kurz angedeutet.
- II. Die Örtlichkeiten in „Trin“.
 1. Das Gestade.
 2. Das Meer.
 3. Die Gilande.
- III. Die Zeit der Begebenheit.
 1. Die Jahreszeit.
 2. Die Tageszeit.
- IV. Die Personen des Stückes.
 1. Der Vater.
 - a) Seine Schicksale.
 - b) Sein Charakter.
 2. Der Sohn.

5. Grundgedanke des Gedichtes.

Habe offenen Sinn für die Schönheiten der Natur, besleißige dich der Tugend und erhebe Herz und Gemüt zu Gott.

6. Form des Gedichtes.

Das Metrum (der vierfüßige Jambus) ist glücklich gewählt. Die strophische Gliederung und der Reim fehlen dem Gedichte. — Der Gattung nach gehört unser Gedicht zu den Idyllen. Unter Idylle versteht man eine Dichtung, die in lieblichen, heiteren Bildern das glückliche Leben aller Zeiten, Länder und Stände (besonders der Landleute) schildert. „Sie ist die epische Darstellung des Volks Glückes in der Beschränkung“ und führt uns in Kreise, wo innere und äußere Ruhe und Zufriedenheit herrschen. Die Idylle soll aus Sicilien stammen und verherrlichte ursprünglich nur das Hirtenleben; sie ist indes nicht bloß auf desfallsige Darstellungen beschränkt, sondern es können alle Stände und Beschäftigungen in ihr eine Stelle finden.

7. Schriftliche Übungen.

1. Inhaltsangabe des Gedichtes.
2. Charakteristik der Personen.
3. Trins Erlebnisse auf der See.
4. Am Meeresstrande. (Ein Gemälde.)

Ausführung:

(Schülerarbeit.)

Das mir zur Beschreibung vorgelegte Bild führt uns an das Gestade des Meeres. In der Mitte des Vordergrundes breitet sich die grünlich-blaue Flut aus, rechts begrenzt von blumigen Wiesen, links eingefasst von einem Erlen- oder Espenwäldchen. Nach dem Mittelgrunde hin nimmt der busenartige Einschnitt des Meeres an Breite zu; die Einfassung nach rechts und links wird immer schmaler und läuft beiderseits in eine Spitze aus. Das Meer ist ganz ruhig; kein Lüftchen kräuselt die Wellen; nur ein stattlicher Schwan, umgeben von seiner jungen Brut, zieht leise Furchen in die spiegelglatte Wasserfläche. In der Mitte des Bildes erblickt man einige kleine, schilfbekränzte Inseln. Den ganzen Hintergrund bedeckt die unendliche See. Die Sonne ist dem Untergange nahe; wie eine purpurne Kugel scheint sie in das Meer zu tauchen. Sie übergießt die ganze Gegend mit feurigem Glanze, so daß es aussieht, als ziehe der Schwan rote Furchen in die Flut. Ihr rosiger Schein verklärt auch die Gesichter zweier Schiffer, welche mit ihrem kleinen Rahne in der Nähe einer Insel halten. Die beiden scheinen ganz in Betrachtung der schönen Natur versunken zu sein. Der eine hat silberweißes Haar; er ist eine kräftige Gestalt; auf seinem Antlitz spiegelt sich himmlischer Friede ab. Der andere ist ein blühender Jüngling, eher noch Knabe zu heißen. Er zeigt auf die ruhig dahinjegelnden Schwäne, wobei er den alten Schiffer ansieht. Jedenfalls ist er des Alten Sohn. Sein Gesicht strahlt vor Freude über die Schönheit der Natur, und die Worte, welche er dem Vater sagt, sind gewiß der Ausdruck derselben.

VII. Poetische Erzählungen.

17. Johann, der Seifensieder.

Friedrich v. Hagedorn.

1. Johann, der muntre Seifensieder,
Erlernte viele schöne Lieder
Und sang mit unbesorgtem Sinn
Vom Morgen bis zum Abend hin.
Sein Tagwerk konnt' ihm Nahrung bringen,
Und wenn er aß, so mußt' er singen,
Und wenn er sang, so war's mit Lust,
Aus vollem Hals und freier Brust.
Beim Morgenbrot, beim Abendessen
Blieb Ton und Triller unvergessen;
Der schallte recht, und seine Kraft
Durchdrang die halbe Nachbarschaft.
Man horcht, man fragt: „Wer singt schon wieder?
Wer ist's?“ — Der muntre Seifensieder.
2. Nun wohnte diesem in der Nähe
Der Sprößling einer reichen Ehe,
Der, stolz und steif und bürgerlich,
Im Schmausen keinem Fürsten wich,
Der stets zu halben Nächten saß
Und ausgesuchte Speisen aß.
Und wenn dann mit den Morgenstunden
Sein erster Schlaf sich eingefunden,
So ließ ihm den Genuß der Ruh
Der nahe Säng' er nimmer zu.
„O Jammer mit dem Seifensieder!
Raum schließ' ich meine Augenlider,
So lärmt und schreit mir der schon wieder,
Und keine Ruh wird mir zu teil;
Ach, wär' der Schlaf wie Austern feil!“
3. Da hat er's endlich ausgedonnen;
Er läßt den Säng' er zu sich kommen
Und spricht: „Mein lustiger Johann,
Wie geht es euch? Wie fangt ihr's an?
Es rühmt ein jeder eure Ware;
Sagt, wie viel bringt sie euch im Jahre?“ —
„Im Jahre, Herr? Mir fällt nicht bei,
Wie groß im Jahr mein Ausfall sei.“

So rechn' ich nicht! Ein Tag besäheret,
Was der, der auf ihn kommt, verzehret;
Dies folgt im Jahr, ich weiß die Zahl,
Dreihundert fünf und sechzig mal." —
„Ganz recht! Doch könnt ihr mir's nicht sagen,
Was pflegt ein Tag wohl einzutragen?“
„Mein Herr, ihr forschet allzu sehr;
Der eine wenig, mancher mehr,
So wie es fällt; jedoch zur Klage
Bringt mich nicht mancher meiner Tage.“

4. Dies schien den Reichen zu erfreun.
„Hans," spricht er, „du sollst glücklich sein.
Jetzt bist du nur ein schlichter Prahler;
Da hast du bare fünfzig Thaler,
Nur unterlaß mir den Gesang!
Das Geld hat einen bessern Klang.“
Er dankt und schleicht mit scheuem Blicke,
Mit mehr als dieb'ischer Furcht zurücke.
Er herzt den Beutel, den er hält,
Und zählt und wägt und schwenkt das Geld,
Das Geld, den Ursprung neuer Freude
Und seiner Augen süße Weide.
Es wird mit stummer Lust beschaut
Und einem Kasten anvertraut,
Den Band und starke Schlösser hüten,
Beim Einbruch Dieben Troß zu bieten,
Und den er, selbst im Traum der Nacht,
Mit sorgenvoller Angst bewacht.
Sobald sich nur der Haushund reget,
Sobald der Kater sich bewegt,
Durchsucht er alles, bis er glaubt,
Daß ihn kein frecher Dieb beraubt.
5. Er lernt zuletzt, je mehr er spart,
Wie sich mit Reichtum Sorge paart,
Und wie des Geldes dunkle Freuden
Den Menschen von der Freiheit scheiden,
Die nur in reine Seelen strahlt,
Und deren Glück kein Gold bezahlt.
Dem Nachbar, den er stets gewecket,
Bis er das Geld ihm zugestecket,
Dem stellt er bald aus Lust zur Ruh
Den vollen Beutel wieder zu,
Und spricht: „Herr, lehrt mich bess're Sachen,
Als statt des Singens Gold bewachen!
Nehmt immer euren Beutel hin
Und laßt mir meinen frohen Sinn!
Fahrt fort, mich heimlich zu beneiden,
Ich tausche nicht mit euren Freuden.
Der Himmel hat mich recht geliebt,
Der mir die Stimme wieder giebt.
Was ich gewesen, werd' ich wieder:
Johann, der muntre Seifensieder.“

1. Kurze Angabe des Inhaltes.

Johann, ein Seifensieder, erwarb täglich ungefähr so viel, als er brauchte, war aber dabei so vergnügt, daß er den ganzen Tag sang, und zwar so laut, daß es die halbe Nachbarschaft hörte. In der Nähe wohnte ein reicher Brasser, der bis nach Mitternacht schmauste und schwelgte, und der sich gewöhnlich erst zur Ruhe begab, wenn der fleißige Johann schon wieder an das Aufstehen dachte. So kam es, daß er in seinem ersten Schlafe sehr oft durch den Seifensieder gestört wurde. Um dieser Unannehmlichkeit überhoben zu werden, ließ er den letztern zu sich kommen, unterhielt sich freundlich mit ihm und gab ihm fünfzig Thaler unter der Bedingung, daß er den Gesang unterlasse. Johann ging freudig auf diese Bedingung ein, kam aber alsbald zu der Einsicht, daß das Geld nicht zufrieden und glücklich macht. Um seine frühere Ruhe und Zufriedenheit wieder zu erlangen, gab er dem reichen Nachbar sein Geld wieder zurück und sang darauf fröhlich weiter. (Üben.)

2. Gliederung des Gedichtes.

1. Der Frohsinn Johanns.
2. Die Unterredung mit dem reichen Nachbar.
3. Die ängstliche Bewachung des Geldes.
4. Die Zurückgabe des Geldes.

3. Vermittelung des Verständnisses.

(Charakteristik der Personen.)

1. Zeige, daß Johann Frohsinn und Heiterkeit besaß! Woraus entsprang sein froher Mut? (Er hatte ein reines, unverdorbenes Herz, besaß festes Gottvertrauen und zufriedenen Sinn, und war durch Arbeitsamkeit und Häuslichkeit gesichert gegen Mangel und äußere Sorgen.) — Wie verhielt sich wohl Johann, wenn ein Mißgeschick ihn traf? (Kleinere Leiden trübten seinen Frohsinn gar nicht, größere wurden dadurch sehr gemildert.) — Beweise, daß der Seifensieder zufrieden und genügsam war! Inwiefern ist die Arbeitsamkeit ein gutes Mittel, um sich heitere Tage zu verschaffen? (Arbeitsamkeit würzt die Speisen, versüßt den Schlaf, ist der Gesundheit förderlich, verschafft die Mittel zu sorgenfreiem Leben und lohnt durch das frohe Bewußtsein, seine Pflicht gethan zu haben.) — Worin fand Johann sein schönstes Vergnügen? Woraus erklärt sich seine unbezwingliche Lust zum Singen? (Einerseits aus seinem allezeit fröhlichen Gemüt, anderseits aus dem Umstande, daß die Natur ihm eine schöne und klangvolle Stimme gegeben hat.) — Beweise, daß er sehr gern sang! Welchen Einfluß hatte sein Gesang auf den Gang seiner Arbeit? (Sein Gesang versüßt ihm die Arbeit; als er nicht mehr singt, geht auch das Tagewerk nicht mehr gut von statten.) — Beweise, daß Johann das blinkende Geld liebte! Daß er es aber nicht über alles

schätzte! Woraus erhellt, daß er noch nie ein ansehnlicheres Sümmdchen Geld besessen hatte? Zu welcher Einsicht gelangt er durch des reichen Nachbars Geld? Mit welchen Worten giebt er dem Nachbar sein Geld zurück? (Was frag' ich viel nach Geld und Gut 2c." — (Vergleiche Nr. 47 im I. Bd. der „Anleitung“.)

2. Gieb an, was das Lesestück über den reichen Nachbar mitteilt! Was für Genüsse kennt er nur? Wie benahm er sich seinen Mitmenschen gegenüber? Weshalb forscht er so peinlich nach, wie groß Johanns täglicher Erwerb sei? Warum ist er trotz seines Reichtums nicht so glücklich als der Seifensieder?

4. Grundgedanke der Erzählung.

Die irdischen Güter allein machen das Glück der Zufriedenheit nicht aus. — Um immer frohen Mutes zu sein, muß der Mensch ein reines Herz, zufriedenen Sinn und festes Gottvertrauen besitzen. — Bei Sang und Klang geht jede Arbeit leichter von statten.

5. Schriftliche Übungen.

1. Übertragung des Gedichtes in Prosa.

Ausführung:

Ein munterer Seifensieder mit Namen Johann konnte gar viele, schöne Lieder auswendig. Sein immer heiterer Sinn fand ein besonderes Vergnügen daran, all sein Tagewerk mit einem fröhlichen Liedchen zu begleiten. Und da ihm die Natur neben dem allezeit muntern Gemüte auch eine gute, klangvolle Stimme gegeben, so ließ er beiden freien Lauf und sang vom frühen Morgen bis zum Abend. Selbst sein Morgenbrot, Mittag- und Abendessen würzte er sich durch ein schallendes Liedchen. Die Nachbarschaft mochte wohl oft nicht sonderlich davon erbaut sein; aber unser Johann störte sich nicht daran, sondern blieb tagein, tagaus gleich munter und sangesreich. Nun aber wohnte in seiner nächsten Nähe ein stolzer, reicher Mann, der 2c.

2. Charakteristik des Seifensieders.

Ausführung:

Johann war ein arbeitsamer und zufriedener Mann, der durch anhaltenden Fleiß an jedem Tage so viel erwarb, als er am nächstfolgenden gebrauchte, und sich deshalb keine Sorgen machte. Sein schönstes Vergnügen war der Gesang; vom frühen Morgen bis zum späten Abend läßt er ihn erschallen und versüßt sich dadurch die Arbeit. Jedenfalls war er auch ein frommer und guter Mensch; denn „böse Menschen haben keine Lieder“, wie der Dichter sagt. Große Überlegung ist aber nicht seine Sache; ohne sich lange zu bedenken, giebt er sein größtes Vergnügen, den Gesang, preis. Erst Erfahrung muß ihn klug machen; sobald er aber das Rechte erkannt hat, wählt und thut er es auch.

18. Der Bauer und sein Sohn.

Christian Fürchtegott Sellert.

1. Ein guter dummer Bauernknabe,
Den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
Und der trotz seinem Herrn mit einer guten Gabe
Recht dreist zu Lügen wiederkam,
Ging kurz nach der vollbrachten Reise
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand,
Lag auf die unverschämteste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
„Ja, Vater,“ rief der unverschämte Knabe,
„Ihr mögt mir's glauben oder nicht,
So sag' ich's euch und jedem ins Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bei — Haag gesehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der — ja, ich bin nicht ehrenwert,
Wenn er nicht größer war, als euer größtes Pferd.“
2. „Das,“ sprach der Vater, „nimmt mich Wunder,
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn.
Wir zum Exempel gehn jekunder
Und werden keine Stunde gehn,
So wirst du eine Brücke sehn,
(Wir müssen selbst darüber gehn.)
Die hat dir manchen schon betrogen;
Denn überhaupt soll's dort nicht gar zu richtig sein.
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen,
Und fällt und bricht sogleich das Bein.“
3. Der Bub' erschraf, sobald er dies vernommen.
„Ach!“ sprach er, „lauft doch nicht so sehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß, sag' ich, daß er gewesen wär'?
Wie euer größtes Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, jetzt fällt mir's ein, war erst ein halbes Jahr;
Allein das wollt' ich wohl beschwören,
Daß er so groß als mancher Ochse war.“
Sie gingen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritz'en schlug das Herz. Wie konnt' es anders sein?
Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke
Und fühlte schon den Beinbruch halb.
„Ja, Vater,“ fing er an, „der Hund, von dem ich red'te,
War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte,
So war er doch viel größer als ein Kalb.“
4. Die Brücke kommt. Fritz! Fritz! wie wird dir's gehen!
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geschwind.
„Ach, Vater,“ spricht er, „leid kein Kind
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen!
Denn kurz und gut, eh' wir darüber gehen:
Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind.“

1. Kurze Angabe des Inhaltes.

Fritz, ein guter dummer Bauernknabe, geht mit seinem Vater über Land und lügt diesem vor, er habe auf der Reise einen Hund gesehen, der größer gewesen als des Vaters größtes Pferd. Der Vater drückt seine Verwunderung darüber aus, fügt jedoch hinzu, daß jeder Ort Wunderdinge aufzuweisen habe; ein solches sei z. B. die Brücke, über welche sie gehen müßten; die habe das Wunderbare, daß jeder Lügner auf derselben falle und sogleich das Bein breche. Da erschrickt der Knabe und gesteht, er habe die Größe des Hundes übertrieben; derselbe sei nur so groß gewesen wie ein Ochs. Als Fritz die Brücke sieht, sagt er, der Hund sei nur so groß gewesen wie ein Kalb, und als sie unmittelbar vor derselben stehen, nimmt er sein Wort vollständig zurück und sagt, der Hund sei nicht größer gewesen wie alle Hunde.

2. Gliederung der Erzählung.

- I. Was Fritz auf der Reise ins Ausland gelernt hat, und was er seinem Vater vorlügt.
- II. Wie dieser den unverschämten Lügner an den Pranger stellt.
 1. Er setzt der handgreiflichen Lüge des Sohnes eine noch derbere entgegen.
 2. Der Sohn erschrickt und gesteht, daß er etwas übertrieben habe.
 3. Er gesteht schließlich, daß an seiner Aussage kein wahres Wort gewesen.

3. Vermittelung des Verständnisses.

Die Begebenheit ist, wie das bei unserm Dichter durchweg der Fall ist, in so schlichter und populärer Weise erzählt, daß eine weitere Klarlegung des Inhaltes nicht von nöten ist.

4. Absicht des Dichters.

Der Dichter will zunächst zeigen, wie man sich frechen Lügnern gegenüber verhalten müsse, wie man sie am besten beschämen und von ihrem Fehler am ehesten kurieren könne. Es spricht sich das deutlich in der Moral aus, die (im Original) unter der Erzählung steht:

„Du mußt es nicht gleich übel nehmen,
Wenn hie und da ein Geck zu lügen sich erkühnt.
Lüg auch und mehr als er, und such' ihn zu beschämen!
So machst du dich um ihn und um die Welt verdient.“

(Vergleiche: Schriftliche Übungen 2: Der große Kohlkopf.)

5. Schriftliche Übungen.

1. Übertragung des Gedichtes in Prosa.
2. Der große Kohlkopf.

Ausführung:

Zwei Handwerksburschen, ein Bürstenbinder und ein Kupferschmied, kamen an einem Kohlgarten vorüber. „Siehe doch,“ sagte der Kupferschmied, „was das für große Kohlköpfe sind!“ „Ach,“ sagte der Bürstenbinder, „die sind noch gar nicht groß! Ich habe einmal einen Kohlkopf gesehen, der war so groß wie das Pfarrhaus dort.“ „Das will viel sagen,“ bemerkte hierauf der Kupferschmied. „Ich habe indes einmal einen Kessel machen helfen, der war so groß wie die Kirche.“ „Aber um des Himmels willen,“ rief erstaunt der Bürstenbinder, „wozu brauchte man denn einen so großen Kessel?“ „Man wollte deinen großen Kohlkopf darin kochen,“ war die Antwort. Der Bürstenbinder schwieg beschämt. Und wenn ihm später einmal die Lust zum Lügen ankam, dann fiel ihm allemal der große Kohlkopf ein.

19. Der rechte Barbier.

Adalbert v. Chamisso.

1. „Und soll ich nach Philisterart
Mir Kinn und Wange puzen,
So will ich meinen langen Bart
Den letzten Tag noch nutzen;
Ja! ärgerlich, wie ich nun bin,
Vor meinem Groll, vor meinem
Kinn
Soll mancher noch erzittern.
2. Holla! Herr Wirt, mein Pferd!
macht fort!
Ihm wird der Hafer frommen.
Habt ihr Barbierer hier im Ort?
Laßt gleich den rechten kommen!
Waldaus, waldein, verfluchtes Land!
Ich ritt die Kreuz und Quer und fand
Doch nirgends noch den rechten.
3. Tritt her, Bartpuzer, aufgeschaut!
Du sollst den Bart mir krahen;
Doch eiglich sehr ist meine Haut,
Ich biete hundert Baken;
Nur, machst du nicht die Sache gut,
Und fließt ein einzig Tröpflein
Blut —
Fährt dir mein Dolch ins Herze.“
4. Das spitze, kalte Eisen sah
Man auf dem Tische bliken
Und dem vermünschten Ding gar nah
Auf seinem Schemel sitzen
Den grimme'n, schwarzbehaarten
Mann
Im schwarzen, kurzen Wams,
woran
Noch schwärz're Troddeln hingen.
5. Dem Meister wird's zu grausig fast,
Er will die Messer wehen;
Er sieht den Dolch, er sieht den
Gast,
Es packt ihn das Entsetzen;
Er zittert wie das Espenlaub,
Er macht sich plötzlich aus dem
Staub
Und sendet den Gesellen.
6. „Einhundert Baken mein Gebot,
Falls du die Kunst besitzest;
Doch merk es dir, dich stech' ich tot,
So du die Haut mir ritzest.“
Und der Gesell: „Den Teufel
auch!
Das ist des Landes nicht der
Brauch.“
Er läuft und schießt den Jungen.
7. „Bist du der Rechte, kleiner Molch?
Frisch auf! fang an zu schaben;
Hier ist das Geld, hier ist der Dolch,
Das beides ist zu haben!
Und schneidest, ritzest du mich bloß,
So geb' ich dir den Gnadenstoß;
Du wärest nicht der erste.“
8. Der Junge denkt der Baken, drückt
Nicht lang und ruft verwegen:
„Nur still geseffen, nicht gemuckst!
Gott geb' euch seinen Segen!“
Er seist ihn ein, ganz unverdugt,
Er wegt, er flucht, er fragt, er
puht:
„Gottlob! nun seid ihr fertig!“

9. „Nimm, kleiner Knirps, dein Geld
nur hin.

Du bist ein wahrer Teufel!
Kein anderer möchte den Gewinn,
Du hegtest keinen Zweifel;
Es kam das Bittern dich nicht an,
Und wenn ein Tröpflein Blutes rann,
So stach ich dich doch nieder!“

10. „Ei! guter Herr, so stand es
nicht.

Ich hielt euch an der Kehle;
Verzucket ihr nur das Gesicht,
Und ging der Schnitt mir fehle,
So ließ ich euch dazu nicht Zeit;
Entschlossen war ich und bereit,
Die Keh! euch abzuschneiden.“ —

11. „So, so! ein ganz verwünschter Spaß!“

Dem Herrn ward's unbehäglich,
Er wurd' auf einmal leichenblaß
Und zitterte nachträglich:
„So, so! das hatt' ich nicht bedacht,
Doch hat es Gott noch gut gemacht;
Ich will's mir aber merken.“

1. Quelle des Gedichtes.

Der Dichter hat den Stoff zu seiner Erzählung aus dem von Hebel mitgeteilten Schwank: „Der Barbierjunge von Segringen“ entlehnt. Hebel erzählt also: Man muß Gott nicht versuchen, aber auch die Menschen nicht. Denn im vorigen Spätjahr kam in dem Wirtshaus zu Segringen ein Fremder von der Armee an, der einen starken Bart hatte und fast wunderbarlich ausah, also daß ihm nicht recht zu trauen war. Der sagt zum Wirt, ehe er etwas zu essen oder zu trinken verlangt: „Habt Ihr keinen Barbier im Ort, der mich rasieren kann?“ Der Wirt sagte ja und holte den Barbier. Zu dem sagte der Fremde: „Ihr sollt mir den Bart abnehmen, aber ich habe eine kitzliche Haut. Wenn Ihr mich nicht ins Gesicht schneidet, so bezahle ich Euch vier Kronenthaler. Wenn ihr mich aber schneidet, so steche ich Euch tot. Ihr wäret nicht der erste.“ Wie der erschrockene Mann das hörte, — denn der fremde Herr machte ein Gesicht, als wenn es nicht beziert wäre, und das spitzige kalte Eisen lag auf dem Tische, — so springt er fort und schickt den Gesellen. Zu dem sagt der Herr das nämliche. Wie der Gesell das nämliche hört, springt er ebenfalls fort und schickt den Lehrjungen. Der Lehrjunge läßt sich blenden von dem Geld und denkt: „Geratet es, und ich schneide ihn nicht, so kann ich mir für 4 Kronenthaler einen neuen Rock auf die Kirchweihe kaufen und einen Schnepper. Geratet's nicht, so weiß ich, was ich thue!“ und rasiert den Herrn. Der Herr hält ruhig still, weiß nicht, in welcher entsetzlichen Todesgefahr er ist, und der verwegene Lehrjunge spaziert ihm auch ganz kaltblütig mit dem Messer im Gesicht und um die Nase herum, als wenn es um einen Sechser oder im Fall eines Schnittes um ein Stückchen Zunder oder Fließpapier darauf zu thun wäre, und nicht um vier Kronenthaler und um ein Leben, und bringt ihm glücklich den Bart aus dem Gesicht ohne Schnitt und ohne Blut, und dachte doch, als er fertig war: „Gottlob!“ Als aber der Herr aufgestanden war und

sich im Spiegel beschaut und abgetrocknet hatte, und giebt dem Jungen die 4 Kronenthaler, sagt er zu ihm: „Aber, junger Mensch, wer hat dir den Mut gegeben, mich zu rasieren, so doch dein Herr und der Gesell sind weggesprungen? Denn wenn du mich geschnitten hättest, so hätte ich dich erstochen.“ Der Lehrling aber bedankte sich lächelnd für das schöne Stück Geld und sagte: „Gnädiger Herr, ihr hättet mich nicht erstochen, sondern wenn ihr gezuckt hättet, und ich hätte euch ins Gesicht geschnitten, so wäre ich euch zuvorgekommen, hätte euch augenblicklich die Gurgel abgeschnitten, und wäre auf- und davongesprungen.“ Als aber der fremde Herr das hörte und an die Gefahr dachte, in der er gefessen war, wurde er blaß vor Schrecken und Todesangst, schenkte dem Burschen noch einen Kronenthaler extra, und hat seitdem zu keinem Barbier mehr gesagt: „Ich steche dich tot, wenn du mich schneidest.“

2. Erläuterungen.

1. Und soll ich nach Philisterart. — Dieser elliptische Anfang knüpft die Worte sehr gut an vorhergegangenes, was man sich nach Belieben ausmalen kann. Menschen oder Umstände zwingen den Helden, seinen geliebten Bart aufzuopfern; dies macht ihm großes Grämen, und nach langen Kämpfen bricht denn der Zorn aus: „Und soll ich.“

2. Macht fort, macht schnell, beeilt euch, damit mein Pferd Hafer bekomme.

3. Frommen = nützen.

4. Junge = Lehrjunge.

5. Bazzen = ein zehntel Schweizerfrank, 8—10 Pfennige.

6. So du die Haut mir rißest = wenn (wofern, falls) du die Haut mir rißest.

7. Molch ist eigentlich eine Art Eidechsen. Die Volkssprache nennt in manchen Gegenden halb aus Scherz halb aus Ekel einen dicken Menschen einen dicken Molch. Hier ist also kleiner Molch, was wir einen kleinen dicken Kerl nennen.

8. Drucksen = zaudern.

9. Mucksen = verstohlene Laute, Zeichen und Bewegungen von sich geben.

10. Knirps = kleiner, unansehnlicher Mensch.

11. Unbehäglich, des Reimes wegen statt unbehaglich.

3. Gliederung der Erzählung.

- I. Der unmutige Fremde fordert den Wirt auf, einen Barbier zu bestellen.
- II. Der Meister kommt, macht sich aber plötzlich aus dem Staub, als er den grimmigsten Mann sieht und die Bedingungen hört, welche dieser stellt.

III. Der Gesell erscheint, läuft aber ebenfalls schleunigst aus dem Haus.

IV. Der Lehrjunge wagt es, den grimmen Herrn zu rasieren.

1. Die Bedingungen, die der Fremde stellt.
2. Das Eingehen darauf seitens des Lehrjungen.
3. Das Gelingen des verwegenen Wagestücks.
4. Der Ausdruck der Verwunderung über die Dreistigkeit und Kaltblütigkeit des kleinen Molches.
5. Die Antwort des Lehrjungen.
6. Der nachträgliche Schrecken des fremden Herrn; sein Vorsatz.

4. Grundgedanke des Gedichtes.

„Man muß Gott nicht versuchen, aber auch die Menschen nicht.“
— Unter Mitbenutzung der Hebel'schen Erzählung, wo der Hauptgedanke an der Spitze steht, ist die Idee leicht zu entwickeln, und den Kindern wird ohne weitere Besprechung klar, was der fremde Herr sich gemerkt hat.

5. Schriftliche Übungen.

Aufschreiben der Erzählung (nach Hebel).

20. Die alte Waschfrau.

Adalbert v. Chamisso.

1. Du siehst geschäftig bei dem Binnen
Die Alte dort in weißem Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen,
Im sechs und siebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit sauerm Schweiß
Ihr Brot in Ehr' und Zucht gegessen
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.
2. Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Loß getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt;
Sie hat drei Kinder ihm geboren;
Sie hat ihn in das Grab gelegt
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.
3. Da galt's, die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Mut,
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt,
Entließ sie segnend ihre Lieben;
So stand sie nun allein und alt,
Ihr war ihr heitrer Mut geblieben.

4. Sie hat gespart und hat gesonnen
Und Flachs gekauft und nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinwand;
Die Schere brauchte sie, die Nadel,
Und nähte sich mit eigner Hand
Ihr Sterbehemde sonder Tadel.
5. Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Bewahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
Es ist ihr erstes und ihr letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen;
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zur Ruh' sie legen.
6. Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte so gewußt
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

1. Erläuterungen.

1. Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut. — Die einzige Mitgabe fürs Leben, welche die segnende Mutter den scheidenden Kindern erworben hat, sind Fleiß und Ordnungsliebe.

2. Schrein, altes, jetzt noch bei den Dichtern gebräuchliches Wort, das eine Kiste, Lade, einen Schrank bezeichnet.

3. Kleinod bedeutet einen Edelstein, ein Geschmeide, einen kostbaren Gegenstand.

4. Am Kelch des Lebens mich zu laben. — Wie ein Kelch ein erquickendes oder ein bitteres Getränk enthalten kann, so bietet das Leben Freud und Leid. Der Weise nimmt beides aus der Hand des Schöpfers mit Ergebung und heiterm Mute, auf daß es ihn labe, d. h. Stärke, ihm nütze, zur Vervollkommnung gereiche.

2. Inhalt der einzelnen Strophen.

Str. 1 nennt die handelnde Person und schildert den Charakter und die Beschäftigung derselben im allgemeinen.

Str. 2 zeichnet die Wäscherin als eine gute Hausfrau.

Str. 3 spricht von der Waschfrau Sorge um ihre Kinder.

Str. 4 erwähnt die Einzelheiten bei Anfertigung des Sterbehemdes.

Str. 5 zeigt, wie sehr die Wäscherin das Sterbehemd schätzte.

Str. 6 enthält den Wunsch des Dichters, ebenso gelebt zu haben und ebenso wohlgemut dem Tode entgegensehen zu können, wie die alte Waschfrau.

3. Überschriften zu den einzelnen Strophen.

1. Die alte Waschfrau bei ihrer Arbeit.
2. Ihre Leiden im Ehestande.
3. Die Erziehung der Kinder.
4. Die Anfertigung des Sterbehemdes.
5. Die Wertschätzung des Sterbehemdes.
6. Der Wunsch des Dichters.

4. Charakteristik der Waschfrau.

Der Dichter führt uns in den Kreis des gewöhnlichen Lebens. Ein Weib aus niederem Stande, eine sechsundsiebzigjährige Wäscherin, tritt vor unser geistiges Auge; und dieses Weib bestätigt die Erfahrung, daß Tugend oft genug eher in niedrigen Hütten, als in Prunkgemächern anzutreffen ist. — Zeige, daß die Waschfrau stets fleißig und thätig war! (Sie arbeitete die lange Zeit ihres Lebens allezeit rüstig, verdiente ihr tägliches Brot mit sauerem Schweiß, erfüllte mit treuem Fleiß ihren Beruf, ernährte ihre Kinder und mühte und plagte sich unverdrossen bis ins Greisenalter.) — Welche Leiden trafen die Frau, und wie verhielt sie sich dabei? (Die Sorgen fehlten ihr nicht: ihr Mann wurde von einer schlimmen Krankheit befallen und von dem unerbittlichen Tode schonungslos hinweggerafft; die Ernährung der drei Kinder fiel gänzlich ihr zu; wie schwer ihr der Unterhalt derselben wurde, ersehen wir daraus, daß sie dieselben entläßt, als sie erwachsen waren; die Trennung von den Kindern bereitete ihr gewiß großen Kummer, die Not indes zwang sie dazu.) — Warum blieb sie trotz der Leiden so heiteren Mutes? (Das kam daher, daß sie ein gutes Gewissen hatte, daß sie ein festes Gottvertrauen besaß, und daß sie sich sagen konnte: du hast allezeit deine Pflichten treu erfüllt.) — Sprich dich über ihre Kindererziehung aus! (Sie zieht die Kinder in Zucht und Ehren auf, und wenn sie es nicht vermag, ihnen Güter dieser Welt auf ihre Lebensreise mitzugeben, so wiegt doch der Sinn für Fleiß und Ordnung, den sie ihnen einzulösen verstand, und ihr mütterlicher Segen Geld und Gut reichlich auf.) — Beweise, daß die Wäscherin „des Weibes Loß getragen“? (Sie hat in Wahrheit dem Berufe des Weibes vollkommen entsprochen; sie hat die Mühen und Sorgen der Kindererziehung getragen, den kranken Mann gepflegt und sich im Dulden und stillen Entsagen geübt. Wenige Freuden, außer denen, die treue Pflichterfüllung gewährt, mögen ihr Leben versüßt haben.) — Warum legte sie Sonntags ihr Sterbehemd an? (Um dadurch ganz vom Irdischen aufs Himmlische gerichtet zu werden, um dem göttlichen Worte ein desto empfänglicheres Erdreich zu bereiten, um sich mit dem Tode vertraut zu machen.) — Welcher Zug giebt von ihrer Religiosität Zeugnis? (Sie legt das Sterbehemd, ihr einziges Kleinod, nur zum Kirchgang an.) — Wie kam es, daß sie dem Tode in

so ruhiger Erwartung entgegen sah? Was macht die Frau verehrungs-
würdig? (Der in Leiden bewährte Mut, ihr Fleiß und die ruhige
Erwartung des Todes nach vollbrachtem Tagewerke.)

5. Grundgedanke des Gedichtes.

Ein jeder wirke in dem durch die Verhältnisse ihm angewiesenen
Lebens- und Geschäftskreise mit ganzer Seele und Kraft, mit stetem
Gottvertrauen; dann verdient er Achtung und kann allem, selbst dem
Tode, ruhig entgegensehen. — (Vergleiche in Bezug auf den Grund-
gedanken Nr. 75 im I. Teile der „Anleitung“.)

6. Entstehung des Gedichtes.

Die „alte Waschfrau“ war auch die Waschfrau Chamisso's, der
durch das nur Wahrheit enthaltende Gedicht, welches er besonders
drucken und dann circulieren ließ, die Aufmerksamkeit Berlins auf
diese durch Sinn und That musterhafte Christin lenkte. — Durch
ein zweites Gedicht gab er Veranlassung, daß ihr von guten Menschen
gegen 100 Thaler zur Erleichterung der ihr noch übrigen Lebenstage
zukamen.

7. Schriftliche Übungen.

1. Übertragung des Gedichtes in Prosa.
2. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen.
3. Aufstellung der Überschriften zu den einzelnen Strophen.
4. Charakteristik der Waschfrau.

Ausführung:

Die Waschfrau ist hochbetagt; sie zählt schon sechs und siebenzig
Jahre. Ihr Haar ist gebleicht, aber ihre Kraft noch nicht gebrochen;
denn noch immer ist sie eine rüstige Wäscherin. Sie ist unermülich
fleißig; sie arbeitet am Tage und während der Nacht, ist rastlos
thätig im Greisenalter, wie sie es in jungen Jahren gewesen. Sie
will nicht von der Menschen Gnade leben, sondern ihr eigenes Brot
essen; sie hat ein achtbares Ehrgefühl. Der Tod ihres Mannes, die
täglichen Sorgen um ihre Kinder und alles Witwenleid beugen sie
wohl, machen sie aber nicht mutlos und verbittert; sie bewahrt sich
einen heitern Mut und greift ihr Werk mit Freuden an. In der
Erziehung ihrer Kinder ist sie streng und ernst. Sie zieht sie auf
in Zucht und Ehren; der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut. Ein
Zug wahrer Frömmigkeit geht durch ihr ganzes Leben. Treu und
gewissenhaft erfüllt sie ihre Pflichten; das Wort Gottes ist ihr lieb
und wert, und wie eine wahre Christin sieht sie ruhig dem Sterbe-
stündlein entgegen. — Somit ist die Waschfrau ein schönes Vorbild
treuer Pflichterfüllung und wahrer Frömmigkeit. (Hentschel.)

21. Johanna Sebus.

Johann Wolfgang v. Goethe.

1. Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,
Die Fluten spülen, die Fläche sauft.
„Ich trage dich, Mutter, durch die Flut;
Noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut.“
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind,
Die Hausgenossin, drei arme Kind!
Die schwache Frau! . . . Du gehst davon!“
Sie trägt die Mutter durchs Wasser schon.
„Zum Bühle da rettet euch! harret derweil!
Gleich fehr' ich zurück, uns allen ist Heil;
Zum Bühl ist's noch trocken und wenige Schritt';
Doch nehmt auch mir meine Ziege mit!“
2. Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraust,
Die Fluten wühlen, die Fläche sauft.
Sie setzt die Mutter auf sichres Land;
Schön Suschen gleich wieder zur Flut gewandt.
„Wohin? wohin? die Breite schwoll,
Des Wassers ist hüben und drüben voll;
Verwegen ins Tiefe willst du hinein!“
„Sie sollen und müssen gerettet sein!“
3. Der Damm verschwindet, die Welle braust,
Eine Meereswoge, sie schwankt und sauft.
Schön Suschen schreitet gewohnten Steg;
Umströmt auch, gleitet sie nicht vom Weg,
Erreicht den Bühl und die Nachbarin;
Doch der und den Kindern kein Gewinn!
4. Der Damm verschwand, ein Meer erbrauft's,
Den kleinen Hügel im Kreis umsauft's.
Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
Das Horn der Ziege faßt das ein';
So sollten sie alle verloren sein!
Schön Suschen steht noch strack und gut; —
Wer rettet das junge, das edelste Blut?
Schön Suschen steht noch wie ein Stern;
Doch alle Werber sind alle fern.
Rings um sie her ist Wasserbahn,
Kein Schifflein schwimmt zu ihr heran.
Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die schmeichelnden Fluten sie auf.
5. Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Turm den Ort.
Bedeckt ist alles mit Wasserschwall;
Doch Suschens Bild schwebt überall. —
Das Wasser sinkt, das Land erscheint,
Und überall wird schön Suschen beweint. —
Und dem sei, wer's nicht singt und sagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt!

1. Historische Grundlage.

Zum Andenken der siebzehnjährigen Schönen, Guten, aus dem Dorfe Briene bei Griethausen, unfern Kleve, die am 13. Januar 1809 bei dem Eisgange des Rheines und dem großen Bruche des Dammes von Kleverham hilfereichend unterging. (Goethe).

2. Erläuterungen.

1. Damm, Erdwall, längere Erhöhung, um das Wasser abzuhalten.

2. Bühl und Bühel, altertümliche Formen für Hügel.

3. Derweil = unterdes, inzwischen.

4. Suschen, vielleicht ein Provinzialismus für das Deminutiv von Susanna.

5. Gewohnter Steg, der Johanna bekannte Weg über den Damm hin zum Hügel.

6. Doch alle Werber sind alle fern, d. h. keiner der Jünglinge, welche sie sonst geliebt und begehrt, ist da, sie zu retten.

3. Inhalt und Gliederung des Gedichtes.

1. Das Gedicht ist äußerlich in fünf Abschnitte geteilt; jedem derselben sind zwei Verse vorangestellt, welche sich auf die Wasserflut beziehen. Schreibet diese zehn Verse untereinander auf eure Schiefertafel! Lies, was du aufgeschrieben hast! — Diese Verse bilden ein Gedicht für sich. Würdest du dem auch die Überschrift „Johanna Sebus“ geben? Wie könnte es passend überschrieben werden? („Die Überschwemmung.“ — „Die Wasserflut.“ — „Der Dammbruch.“) — Die zehn Zeilen schildern die Überschwemmung in so kurzer und doch so anschaulicher Weise und in einer so unübertrefflichen Steigerung, daß wir dem Hauptgegenstande, nämlich dem Damme, unsere ganze Aufmerksamkeit zuwenden und mit spannendem Interesse verfolgen. Außerst wirksam ist vom Dichter das Zeitwort angewandt, um das allmähliche Verschwinden des Dammes, sowie das fortwährende Wachsen der Flut zu schildern. Lies von deiner Tafel die Sätze ab, welche das allmähliche Verschwinden des Dammes ausdrücken. Unterstreichet die darin vorkommenden Zeitwörter! (Der Damm zerreißt. Der Damm zerschmilzt. Der Damm verschwindet. Der Damm ist verschwunden. Kein Damm [ist mehr zu sehen]). — Lies die Sätze, welche das stete Wachsen der Flut darstellen. (Die Fluten spülen, sie wühlen, sie brausen heran wie Meereswogen, sie bilden ein Meer.) Mit welchen Worten bezeichnet der Dichter das Ende der Überschwemmung? („Das Wasser sinkt, das Land erscheint.“)

2. Betrachten wir nun die übrigen Verse des Gedichtes. Lies dieselben im Zusammenhange! — Da haben wir die Erzählung von der edlen That der Johanna Sebus, welche im Gegensatz zu der packenden Schilderung der Wasserflut in ganz einfacher und schlichter

Weise dargestellt ist. Hat der Dichter das wohl mit Absicht gethan? In welcher? — Wen rettet Johanna zuerst? Welche Hoffnung giebt sie der Hausgenossin mit ihren Kindern? Durch welchen Hinweis sucht die Mutter sie von der Rettung der übrigen abzuhalten? Warum ließ sich Johanna trotz der augenscheinlichen Gefahr nicht zurückhalten? Wie endet das gewagte Unternehmen? Woraus ersieht man, daß Johanna dem Tode ohne Furcht und Grauen ins Auge sah? Sieh die Gründe dafür an, weshalb sie dem Tode so beherzt ins Auge sah! — Der Lohn ihrer edlen That blieb ihr im Leben versagt; jedoch das Andenken daran lebt noch heutzutage fort; der Heldin Name ist in aller Munde, und er ist verewigt durch des Dichters Lied. „Suschens Bild lebt überall.“

3. Die Schilderung der Überschwemmung und die Erzählung der edlen That Johannas sind von Goethe innig miteinander verwebt zu einem harmonischen Ganzen. Bei der stets wachsenden Gefahr wendet sich unser Auge auch stets mit wachsender Sorge der weiblichen Helden-gestalt zu, und die Schilderung der Wasserflut erfüllt also aufs schönste den Zweck, die aufopfernde That der Johanna ins hellste Licht zu stellen.

4. Grundgedanke des Gedichtes.

Die aufopfernde Nächstenliebe denkt in Gefahr und Not mehr an die Rettung anderer, als an die eigene. — „Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.“

5. Bemerkungen über den Vortrag des Stückes.

Die schöne Steigerung, welche in der Schilderung der wachsenden Überschwemmung liegt, muß auch beim Lesen bemerklich sein. Durch eine kleine Pause ist die Schilderung von der eigentlichen Erzählung zu trennen. Die Worte Suschens sind in ruhigem, zuversichtlichem Tone, die der Mutter und der Hausgenossin in ängstlich bittendem Tone zu lesen. Die übrigen Verse sind in gehobenem Erzählerton vorzutragen, ausgenommen die beiden letzten Verse, welche in mahnendem, ausrufendem Tone gesprochen werden.

6. Schriftliche Übungen.

1. Vergleichung des Gedichtes mit Bürgers „Lied vom braven Mann“.

Ausführung:

In beiden Gedichten wird uns eine Überschwemmung mit all ihren Schrecken geschildert: die brausende Flut, die Not der Betroffenen, der Retter. Beide veranschaulichen dieselbe Idee, nämlich die Macht und Opferwilligkeit wahrer Nächstenliebe. Der Ausgang der Erzählung ist sehr verschieden. Dort gelingt dem Retter das kühn Gewagte; hier geht die Retterin zu Grunde. Der brave Mann und

Johanna Sebus sind ihrer edlen That wegen von großen Dichtern besungen worden, so daß ihr Andenken noch heute im Liede fortlebt. — In Bezug auf die Darstellungsweise unterscheiden sich die genannten Gedichte insofern, als dieselbe bei Goethe einfach, kurz und abgerissen, bei Bürger dagegen ausführlicher, mehr ins einzelne gehend ist. — Das „Lied vom braven Mann“ ist viel mehr ins Volk gedrungen als „Johanna Sebus“.

2. Schilderung einer Überschwemmung.

Disposition:

- a. Ursachen der Überschwemmung (anhaltender Landregen, Gewitter, Wolkenbruch, Tauwetter zc.).
- b. Das Wachsen des Wassers.
- c. Die Zerstörungen durch die Fluten.
- d. Allmähliches Fallen des Wassers.
- e. Ende der Überschwemmung.

7. Zur Vergleichung.

Der Lotse.

1. „Siehst du die Brigg dort auf den Wellen?
Sie steuert falsch, sie treibt herein
Und muß am Vorgebirg' zerschellen,
Denkt sie nicht augenblicklich ein.
2. Ich muß hinaus, daß ich sie leite!“
„Gehst du ins offene Wasser vor,
So legt dein Boot sich auf die Seite
Und richtet nimmer sich empor.“
3. „Allein, ich sinke nicht vergebens,
Wenn sie mein letzter Ruf belehrt.
Ein ganzes Schiff voll jungen Lebens
Ist wohl ein altes Leben wert.
4. Gieb mir das Sprachrohr! Schifflein, eile!
Es ist die letzte, höchste Not!“
Vor fliegendem Sturme gleich dem Pfeile
Hin durch die Scheren eilt das Boot.
5. Jetzt schießt es aus dem Klippenrande, —
„Links müßt ihr steuern!“ hallt ein Schrei. —
Kiel oben treibt das Boot zu Lande,
Und sicher fährt die Brigg vorbei.

Ludwig Giesebrecht.

22. Der kleine Hydriot.

Wilhelm Müller.

1. Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein,
Da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein
Und lehrte leicht mich schwimmen an seiner sichern Hand
Und in die Fluten tauchen bis nieder auf den Sand.
Ein Silberstückchen warf er dreimal ins Meer hinab,
Und dreimal mußt' ich's holen, eh' er's zum Lohn mir gab.
2. Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn,
Er selber blieb zur Seite mir unverdrossen stehn,
Wies mir, wie man die Woge mit scharfem Schläge bricht,
Wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung sicht.
3. Und von dem kleinen Rahne ging's flugs ins große Schiff,
Es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff.
Ich saß auf hohem Maste, schaut' über Meer und Land,
Es schwebten Berg und Türme vorüber mit dem Strand.
Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
Auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug;
Und bogen dann die Stürme den Mast bis in die Flut,
Und spritzten dann die Wogen hoch über meinen Hut:
Da sah der Vater prüfend mir in das Angesicht, —
Ich saß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot:
„Glück zu auf deinem Maste, du kleiner Hydriot!“ —
4. Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand,
Und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland.
Er maß mich mit den Blicken vom Kopf bis zu den Zeh'n;
Mir war's, als thät' sein Auge hinab ins Herz mir sehn.
Ich hielt mein Schwert gen Himmel und schaut' ihn sicher an
Und dachte mich zur Stunde nicht schlechter als ein Mann.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot:
„Glück zu mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!“

1. Erläuterungen.

Das Wort „Hydriot“ bedeutet einen Bewohner der Insel Hydra. Dieselbe liegt südöstlich von der durch die Busen von Nauplia und Salamis gebildeten Halbinsel Argolis. Die Hydrioten zeichneten sich im griechischen Befreiungskampfe (1821—1827) als erfahrene und kühne Seehelden aus. — Unser Gedicht stellt die Erziehung der jungen Griechen zum Kampfe für Freiheit und Vaterland in einer Reihe von schön verbundenen Bildern dar. Über die Erziehungsweise der Hydrioten sagt Goethe (Maximen und Reflexionen): „Als Inselaner und Seefahrer nehmen sie ihre Knaben gleich mit zu Schiffe und lassen sie im Dienste herankrabbeln. Wie sie etwas leisten, haben sie Teil am Gewinn, und so kümmern sie sich schon um Handel, Tausch und Beute, und es bilden sich die tüchtigsten Küsten- und Seefahrer, die

flügsten Handelsleute und verwegensten Piraten (Seeräuber). Aus einer solchen Masse können denn freilich Helden hervortreten, die den verderblichen Brand mit eigener Hand an das Admiralschiff der feindlichen Flotte festklammern.“

2. Gliederung des Gedichtes.

Das Stück enthält vier Bilder aus der Erziehungsweise bei den Hydrioten; die Über- resp. Unterschriften zu denselben könnten heißen:

1. Der kleine Hydriot wird im Schwimmen unterrichtet.
2. Der kleine Hydriot lernt das Ruder führen.
3. Der junge Hydriot lernt den Matrosendienst.
4. Der junge Hydriot wird mit dem Schwerte bewehrt.

3. Beschreibung der einzelnen Bilder.

Die Beschreibung der Bilder findet nach folgender Disposition statt: a. Vordergrund (mitten, rechts, links), b. Mittelgrund, c. Hintergrund. Es wird vorausgesetzt, daß den Kindern diese Ausdrücke bekannt sind, und daß sie bereits wirkliche Bilder beschrieben haben.

Andeutungen zu dem ersten Bilde.

Im Vordergrunde des Bildes sieht man einen schmalen Streifen Landes; dahinter breitet sich das Meer aus, das nach rechts und links unbegrenzt ist; nur im fernen Hintergrunde taucht der Saum festen Landes auf. Das nahe Meer spiegelt in bläulich-grüner Farbe. Ganz in der Nähe des Ufers, das ziemlich steil ist, ruht auf dem Wasser ein Kahn, worin ein bejahrter Schiffer sitzt. Seine Augen sind unverwandt auf einen kleinen Schwimmer gerichtet, und es scheint, als gäbe er diesem durch Mienen und Blicke Befehle. Wahrscheinlich ist der kleine Schwimmer des ersten Schiffmanns Sohn. Daß dieser im Schwimmen unterrichtet wird, ersieht man auch daraus, daß der Vater eine Schwimmleine lose in der Hand hält; jedenfalls ist der junge Hydriot daran befestigt. Der kleine Bursche scheint indes gar nicht ängstlich zu sein; mir kommt es so vor, als glaube er, der Leine nicht mehr zu bedürfen. Ich wollte ihm aber auch nicht raten, nur die leiseste Furcht oder Angst merken zu lassen; denn der Vater scheint ein gar strenger Mann zu sein. 2c.

In ähnlicher Weise sind die übrigen Bilder mit Worten zu zeichnen, erst mündlich und hierauf das eine oder andere schriftlich. Das Entwerfen von Bildern regt die Phantasie der Kinder ungemein an, weil sie dabei gezwungen werden, sich im Geiste fremde Orte, fremde Zustände, fremde Personen und deren Gedanken und Empfindungen auszumalen. Bei guter mündlicher Vorbereitung gestalten sich die Beschreibungen solcher in der Vorstellung existierender Bilder zu

recht dankbaren schriftlichen Arbeiten — Das vorliegende Lesestück kann natürlich auch in anderer Weise behandelt werden; größere Klarheit dürfte indes auf einem andern Wege schwerlich zu erreichen sein.

4. Form des Gedichtes.

Das Gedicht ist in Reimpaaren geschrieben. Die Darstellung ist markig und voll Feuer, das Metrum breit und daher dem sich im ganzen Gedichte ausprechenden Stolze angemessen. Die Verse sind sechsfüßige Jamben, nach der dritten Hebung mit einer überzähligen Silbe, durch die eine stehende Cäsur (Verspause) gebildet wird.

5. Schriftliche Übungen.

Beschreibung eines der besprochenen Bilder.

23. Kaiser Otto.

Heinrich v. Mühlcr.

1. Zu Quedlinburg im Dome ertönt Glockenklang,
Der Orgel Stimmen brausen zum ernstest Chorgesang;
Es sitzt der Kaiser drinnen mit seiner Ritter Macht,
Voll Andacht zu begehen die heil'ge Weihenacht.
2. Hoch ragt er in dem Kreise mit männlicher Gestalt,
Das Auge scharf wie Blitze, von goldnem Haar umwallt;
Man hat ihn nicht zum Scherze den Löwen nur genannt,
Schon mancher hat empfunden die Löwenstarke Hand.
3. Wohl ist auch jetzt vom Siege er wieder heimgekehrt;
Doch nicht des Reiches Feinden hat mächtig er gewehrt:
Es ist der eigne Bruder, den seine Waffe schlug,
Der dreimal der Empörung blutrotes Banner trug.
4. Jetzt schweift er durch die Lande, geächtet, flüchtig hin;
Das will dem edlen Kaiser gar schmerzlich in den Sinn;
Er hat die schlimme Fehde oft bitter schon beweint:
„O Heinrich, du mein Bruder, was bist du mir so feind!“
5. Zu Quedlinburg im Dome ertönt die Mitternacht,
Vom Priester wird das Opfer der Messe dargebracht;
Es beugen sich die Kniee, es beugt sich jedes Herz,
Gebet in heil'ger Stunde steigt brünstig himmelwärts.
6. Da öffnen sich die Pforten, es tritt ein Mann herein,
Es hüllt die starken Glieder ein Büßerhemde ein,
Er schreitet auf den Kaiser, er wirft sich vor ihm hin,
Die Knie' er ihm umfasset mit tiefgebeugtem Sinn.
7. „O Bruder! meine Fehle, sie lasten schwer auf mir,
Hier liege ich zu Füßen, Verzeihung flehend, dir:
Was ich mit Blut gesündigt, die Gnade macht es rein;
Vergieb, o strenger Kaiser, vergieb, du Bruder mein!“

8. Doch strenge blickt der Kaiser den sünd'gen Bruder an:
„Zweimal hab' ich vergeben, nicht fürder mehr fortan!
Die Nacht ist ausgesprochen, das Leben dir geraubt,
Nach dreier Tage Wechsel, da fällt dein schuldig Haupt!“
9. Bleich werden rings die Fürsten, der Herzog Heinrich bleich,
Und Stille herrscht im Kreise, gleichwie im Totenreich;
Man hätte mögen hören jetzt wohl ein fallend Laub,
Denn keiner wagt zu wehren dem Löwen seinen Raub.
10. Da hat sich ernst zum Kaiser der fromme Abt gewandt,
Das ew'ge Buch der Bücher, das hält er in der Hand;
Er liest mit lautem Munde der heil'gen Worte Klang,
Daß es in aller Herzen wie Gottes Stimme drang:
11. „Und Petrus sprach zum Herren: Nicht so? Genügt ich hab',
Wenn ich dem sünd'gen Bruder schon siebenmal vergab?
Doch Jesus ihm antwortet: Nicht siebenmal vergieh,
Nein, siebenzig mal sieben, das ist dem Vater lieb.“
12. Da schmilzt des Kaisers Strenge in Thränen unbewußt;
Er hebt ihn auf, den Bruder, er drückt ihn an die Brust;
Ein lauter Ruf der Freude ist jubelnd rings erwacht, —
Nie schöner ward begangen die heil'ge Weihenacht.

1. Geschichtliches.

Otto der Große (936—973) hatte gleich beim Beginne seiner Regierung Empörungen in Lothringen und Franken zu dämpfen; ja seine eigenen Brüder, Tankmar und Heinrich, lehnten sich gegen ihn auf. Als Veranlassung zum Aufstande Heinrichs wird sein Mißmut über die Hintenansetzung beim Erbe Tankmars angegeben, der in der Kirche der Gresburg, von Pfeilen und Wurfspießen getroffen, sein Leben verblutete. Heinrich verband sich, von der Begierde nach dem Königtum entflammt (939), mit seinem Schwager Giselbert, dem Herzoge von Lothringen; das Heer beider wurde indes bei Bürthen, unweit Wesel, von Otto geschlagen; Heinrich selbst wurde nur durch die Festigkeit seines Harnisches gerettet und zog sich in das feste Merseburg zurück. Otto folgte ihm dahin, und nach zweimonatlicher Belagerung der Stadt kam zwischen den beiden Brüdern ein Vergleich zustande; Heinrich erhielt zum ersten mal Verzeihung von Otto. Bald darauf besiegten des letzteren Mannen auch den Giselbert, der sich mit Herzog Eberhard von Franken verbunden hatte, bei Andernach; jener wollte entfliehen, ertrank aber in den Wellen des Rheines; dieser brach unter den Streichen zusammen. Prinz Heinrich, der ungeachtet seines zu Merseburg gemachten Treuegelöbnisses wieder teilgenommen an der Empörung, flüchtete nach Lothringen, das König Ludwig dem Kaiser abwendig zu machen suchte. Otto rückte in Gilmärschen dahin, und sein Erscheinen bewirkte, daß die Lothringer sich in die deutsche Herrschaft fügten. Darauf hielt Otto ein strenges Gericht über die trotzigen

Vasallen, sowie über die Bischöfe von Mainz und Straßburg, welche auch an der Empörung teilgenommen hatten; als sich letztere indes durch heilige Eide reinigten, ließ der großmütige Otto sie auf ihre Stühle wieder heimkehren. Auch seinem Bruder Heinrich verzieh er aufs neue; unvermutet begab sich dieser eines Tages in das königliche Zelt und bat um Gnade. Otto erwiderte: „Du bist es nicht wert, daß ich gütig dich anblicke; doch stehe auf, Unglücklicher, und sei versichert, daß ich nicht gleiches mit gleichem vergelten werde!“ Das war das zweite Mal, daß Heinrich Verzeihung erhielt. Er war aber noch nicht bekehrt; nur die Not hatte ihn zu einem Fußfalle bewogen. Als bald benutzte er die Erbitterung der Kriegsmannschaft Ottos (unter dem Markgrafen Gero), um dieselbe zu überreden, daß sie ihm sich anschlössen; denn noch einmal faßte er Hoffnung, König zu werden, da er das Heer gegen den Herrscher aufgebracht wußte. Einen ungeheuern Frevel beabsichtigte die Verschwörung, keinen geringern, als die Ermordung Ottos. Dieser wußte um den Mordplan und eröffnete die Sache einer Fürstenversammlung, welche Verhaftung und Hinrichtung beschloß. Die Häupter des bösen Anschlages wurden festgenommen und hingerichtet. Heinrich suchte zu entfliehen, wurde aber eingeholt und auf die Pfalz Ingelheim gebracht. Den Kindern der Hingerichteten entzog der König sein Wohlwollen nicht. Und auch seinem Bruder Heinrich wandte er es bald wieder zu; die heilige Mutter Mathilde lag ihm so sehr dafür an. Am hohen Weihnachtsfeste des Jahres 941, als Otto in Frankfurt a. M. zur Kirche schritt, fiel ein junger Mann im Büßerkleide ihm zu Füßen. Die Haft in Ingelheim hatte Heinrichs Sinn gewandelt, sein Freund ihm das Entweichen vorbereitet. Der fromme Otto, eingenommen von dem Gedanken an die gnadenreiche Geburt unseres Heilandes, hob gütig ihn auf und schloß ihn in die Arme. Und von der Stunde an war Heinrich ein treuer Mann des Königs, und kein Schatten ging mehr über die brüderliche Liebe hin. Diese dritte Versöhnung zwischen den beiden Brüdern ist es, welche das vorliegende Gedicht verherrlicht. Irrtümlicher Weise giebt der Dichter als Ort, wo dieselbe stattfand, Quedlinburg an; wie aus der geschichtlichen Darlegung erhellt, war es im Dome zu Frankfurt, wo Heinrich zum drittenmal Verzeihung erhielt.

2. Bewertung des Gedichtes.

Schon die Stelle, welche dem Gedichte im Lesebuche angewiesen ist, deutet darauf hin, daß dasselbe im Geschichtsunterrichte verwendet werden kann. Die geschichtlichen Notizen, die im obigen gegeben worden, werfen auf manches das nötige Licht und sind jedenfalls hinreichend für den Lehrer, das Gedicht mit Sicherheit in den Unterricht zu verweben. Mir bietet sich hier die erwünschte Gelegenheit, ausdrücklich zu bemerken, daß nicht alle Stücke des Lesebuches für

die sprachliche Behandlung berechnet und geeignenschaftet sind; vielmehr haben viele derselben, besonders in dem realistischen Teile, zunächst den Zweck, den Unterricht in den übrigen Fächern interessant zu machen und zu beleben; das ist gewiß ganz im Sinne der zwar ungenannten, unstreitig aber sehr praktischen und geschickten Herausgeber des Lesebuches gesprochen. Aus dem angegebenen Grunde verzichte ich z. B. auf die Behandlung folgender Gedichte, welche zum Teil nichts anderes als versifizierte Anekdoten sind, welche aber zur Belebung des Unterrichtes, resp. zur Charakteristik der darin genannten Personen, ihre guten Dienste thun, nämlich: „Derfflinger“ von Th. Fontane, „Der alte Fritz“ von Karl Fröhlich, „Der alte Zieten“ von Th. Fontane, „Der Preuze in Lissabon“ von Karl v. Holtei, „Der Schmied von Solingen“ von R. Simrock, „Blücher am Rhein“ von August Kopisch, „Ein Kunststück“ von Julius Sturm.

3. Gattung des Gedichtes.

Das Gedicht gehört zu den poetischen Erzählungen. Die Erzählung überhaupt stellt ein Faktum dar, welches der Vergangenheit angehört; sie ist die Mitteilung einer wirklichen oder einer erdichteten Begebenheit, und es handelt sich im ersteren Falle um historische Treue, im letzteren um innere Wahrheit. Ein Held, ein besonders hervorragender Charakter, braucht nicht notwendig in der Erzählung aufzutreten; das Geschehene selbst, die Handlung, ist darin die Hauptsache; Klarheit, Objektivität und innerer Zusammenhang bedingen die gute Darstellung. Die poetische Erzählung unterscheidet sich von der gewöhnlichen nur durch die edlere, schönere Form. Zu den poetischen Erzählungen sind die Gedichte von Nr. 17 bis 23 und die unter 2 vorliegender Nr. genannten Stücke zu zählen.

VIII. Romanzen und Balladen.

24. Die Kuh.

Gottfried August Bürger.

1. Frau Magdalis weint' auf ihr letztes Stück Brot,
Sie konnt' es vor Kummer nicht essen.
Ach, Wittwen bekümmert oft größere Not,
Als glückliche Menschen ermessen!
2. „Wie tief ich auf immer geschlagen nun bin!
Was hab' ich, bist du erst verzehret?“
Denn, Jammer! ihr eins und ihr alles war hin,
Die Kuh, die bisher sie ernähret.
3. Heim kamen mit lieblichem Schellengetön
Die andern, gesättigt in Fülle;
Vor Magdalis' Pforte blieb keine mehr stehn
Und rief ihr mit sanftem Gebrülle.
4. Wie Kindlein, welche der nährenden Brust
Der Mutter sich sollen entwöhnen,
So klagte sie Abend und Nacht den Verlust,
Und löschte ihr Lämpchen mit Thränen.
5. Sie sank auf ihr ärmliches Lager dahin
In hoffnungslosem Verzagen,
Verwirrt und zerrüttet an jeglichem Sinn,
An jeglichem Gliede zerschlagen.
6. Doch stärkte kein Schlaf sie von Abend bis früh;
Schwer abgemüdet, im Schwalpe
Von ängstlichen Träumen, erschütterten sie
Die Schläge der Glockenuhr alle.
7. Früh that ihr des Hirtenhornes Getön
Ihr Glend von neuem zu wissen.
„O weh! Nun hab' ich nichts aufzustehn!“
So schluchzte sie nieder ins Kissen.
8. Sonst weckte des Hornes Geschmetter ihr Herz,
Den Vater der Güte zu preisen;
Jetzt zürnet und hadert entgegen ihr Schmerz
Dem Pfleger der Wittwen und Waisen.

9. Und horch! Auf Ohr und auf Herz wie ein Stein
Fiel's ihr mit dröhnendem Schalle.
Ihr rieselt ein Schauer durch Mark und Gebein:
Es dünkt ihr wie Brüllen im Stalle.
10. „O Himmel, verzeihe mir jegliche Schuld
Und ahnde nicht mein Verbrechen!“
Sie wähnt, es erhöbe sich Geistertumult,
Ihr sträfliches Zagen zu rächen.
11. Raum aber hatte vom schrecklichen Ton
Sich mählich der Nachhall verloren,
So drang ihr noch lauter und deutlicher schon
Das Brüllen vom Stalle zu Ohren.
12. „Barmherziger Himmel, erbarme dich mein
Und halte den Bösen in Banden!“
Tief barg sie das Haupt in die Rissen hinein,
Daß Hören und Sehen ihr schwanden.
13. Hier schlug ihr, indem sie im Schweiß zerquoll,
Das bebende Herz wie ein Hammer;
Und drittes, noch lauteres Brüllen erscholl,
Als wär's vor dem Bett in der Kammer.
14. Nun sprang sie mit wildem Entsetzen heraus,
Stieß auf die Laden der Zelle.
Schon strahlte der Morgen; der Dämmerung Graus
Wiß seiner erfreulichen Helle.
15. Und als sie mit heiligem Kreuz sich versehen:
„Gott helfe mir gnädiglich, Amen!“ —
Da wagte sie's zitternd, zum Stalle zu gehn,
In Gottes allmächtigem Namen.
16. O Wunder! Hier kehrte die herrlichste Ruh,
So glatt und so blank wie ein Spiegel,
Die Stirne mit silbernem Sternchen ihr zu;
Vor Staunen entsank ihr der Niegel.
17. Dort füllte die Krippe frisch duftender Klee,
Und Heu den Stall, sie zu nähren;
Hier leuchtet' ein Eimerchen, weiß wie der Schnee,
Die frohenden Guter zu leeren.
18. Sie trug ein zierlich beschriebenes Blatt
Um Stirn und Hörner gewunden:
„Zum Troste der guten Frau Magdalis hat
N. N. hierher mich gebunden.“
19. Gott hatt' es ihm gnädig verliehen, die Not
Des Armen so wohl zu ermessen.
Gott hatt' ihm verliehen ein Stücklein Brot,
Das konnt' er allein nicht essen. —

20. Mir deucht, ich wäre von Gott erseh'n,
Was gut und was schön ist, zu preisen.
Daher besing' ich, was gut ist und schön,
In schlicht einfältigen Weisen.

21. „So,“ schwur mir ein Braver, „so ist's geschehn!“
Allein er verbot mir den Namen.
Gott lass' es dem Edlen doch wohlergehn!
Das bet' ich herzinniglich, Amen!

1. Erläuterungen.

1. Frau Magdalis weint' auf ihr letztes Stück Brod. Ängstliche Besorgnis für die Zukunft preßten ihr Thränen aus, und diese fielen auf das Brod, welches sie in der Hand hatte.

2. In hoffnungslosem Verzagen, ohne allen Mut zu irgend einem Unternehmen.

3. Verwirrt und zerrüttet an jeglichem Sinn, so aufgeregert durch den Kummer, daß ihre Sinne unfähig waren zur Ausübung ihrer gewöhnlichen Thätigkeit.

4. An jeglichem Gliede zerschlagen. Sie fühlte sich körperlich so leidend, als wären ihr alle Glieder zerschlagen.

5. Im Schwallen von ängstlichen Träumen, d. h. bei den fortwährenden Träumen erschütterte sie jeder Glockenschlag.

6. Mählich = allmählich.

7. Und als sie mit heiligem Kreuz sich versehen, sich bekreuzt hatte, damit ihr der Teufel („der Böse“) nichts anhaben könne, da sprach sie: „Gott helfe mir gnädiglich, Amen.“

8. Gott hatt' es ihm gnädig verliehen u. (Str. 19). Die Worte dieser Strophe spricht der Dichter; sie sind nicht mehr Worte des Blattes. Beim Vortrage muß dies durch die Stimme bemerklich gemacht werden, und zwar um so mehr, da das abgekürzte hatt' beim Sprechen wie hat klingt.

9. In schlicht einfältigen Weisen, in einfachem Gedichte oder Gesange.

2. Gliederung des Gedichtes.

I. Einleitung: Andeutung des zu behandelnden Gegenstandes und Vorbereitung auf denselben.

II. Seelenkummer der Frau Magdalis.

1. Ursachen des Kummers.

2. Schilderung des Seelenzustandes der Frau Magdalis

a) am Abend,

b) während der Nacht,

c) früh morgens.

3. Umschwung der Stimmung, motiviert durch den Schall vom Stalle her.

4. Angst der Frau Magdalis.

5. Sühnung ihres gegen Gott begangenen Frevels durch ihre Angst.

III. Schluß: Der Menschenfreund verdient, daß Gesang ihn feiere; denn dies ist der beste Lohn für edle Thaten.

3. Vermittelung des Verständnisses.

Beweise, daß Frau Magdalis arm war! Worin bestand ihre einzige Nahrungsquelle? Wie verlor Frau Magdalis ihre Kuh? Wie benahm sie sich, als sie das Unglück hatte, ihre Kuh zu verlieren? Wodurch wurde ihr Schmerz erneuert und gesteigert? (a. Durch das Schellengeläute der heimkehrenden Kühe, b. durch die ängstlichen Träume, c. durch das Getön des Hirtenhornes.) Wie war der Seelenzustand der Frau Magdalis a. am Abend? b. während der Nacht? c. früh morgens? Zeige, daß ihr Seelenzustand vom Abend bis zum Morgen sich stufenmäßig verschlimmert? (Am Abend beklagt sie ihren Verlust aufs neue; während der Nacht steigert sich der Schmerz und geht über in hoffnungsloses Verzagen; am Morgen erreicht der Schmerz den höchsten Gipfel, er treibt sie zur Verzweiflung.) — Welches Fehlers gegen Gott machte sich Frau Magdalis schuldig? Wann und wodurch wurde sie ihres begangenen Fehlers inne? Wofür hielt sie das aus dem leer geglaubten Stalle hertönende Gebrüll? Mit welchen Worten bittet sie Gott um Verzeihung? — Warum verzieh ihr Gott ihr Vergehen? (Weil dies durch ihre Angst gesühnt war.) Zeige, daß ihre Angst wie früher ihr Schmerz eine dreifache Steigerung durchläuft! (Zunächst erfährt sie die Angst vor augenblicklicher Strafe. Als sie denselben Laut zum zweitenmal vernimmt, glaubt sie, der Böse selbst sei im Stalle, sie ihres Frevels wegen zu holen; während sie des Himmels Barmherzigkeit anfleht, birgt sie sich vor Grauen und Schrecken in den Kissen. Als sie aber zum drittenmal das Brüllen vernimmt, steigert sich ihre Angst zum Entsetzen und treibt sie zum Stalle, möge es ihr ergehen, wie es wolle.) — Wiederhole den Bericht über die zum Geschenk erhaltene Kuh! Was stand auf dem Blatte, das um die Hörner der Kuh gewunden war? Weshalb verschwieg der Wohlthäter seinen Namen? Welche Mitteilung macht der Dichter über den Menschenfreund? Wozu fühlt sich jener nach der vorletzten Strophe berufen? Was wünscht er dem Wohlthäter schließlich?

4. Absicht des Dichters.

Nicht die edle That des wohlthätigen Mannes, sondern den tiefen Seelenkummer der Frau Magdalis wollte der Dichter schildern.

5. Form des Gedichtes.

Die einzelnen Strophen des Gedichtes enthalten vier Zeilen. Die Verse sind drei- und vierfüßig, aus einem Jambus und zwei, resp. drei Anapästten gebildet. Die Reime sind gekreuzt, teils männlich, teils weiblich und mit geringen Ausnahmen wohlklingend.

6. Über die Romanze und Ballade.

Die Gedichte von Nr. 24 bis Nr. 36 führen die gemeinsame Überschrift: „Romanzen und Balladen“. Das spanische Wort „Romanze“ bedeutet wie das englische „Ballade“ so viel als Volkslied oder Volksdichtung; beide Ausdrücke bezeichnen also dasselbe. Aber auch in dem Stoffe und der Behandlungsweise der Dichtungen, welche man so benennt, waltet kein eigentlicher Unterschied ob, und sind in der gedachten Hinsicht unterscheidende Merkmale auch historisch nicht gegeben. „Die Romanze sowohl als die Ballade ist ein lyrisch-episches oder episch-lyrisches Gedicht, ein Gedicht, das eine einfache Handlung erzählt, gleich den altepischen Liedern, das aber nicht wie diese bloß den äußerlichen, thatsächlichen Verlauf darstellt, sondern zugleich auch die inneren Zustände, welche in der Seele des Handelnden mit den äußeren Thatsachen verbunden sind.“ Eine Scheidung und Feststellung der Begriffe Romanze und Ballade ist nach dem Gesagten gar nicht möglich; man darf daher dreist beide Bezeichnungen als synonyme anwenden, und beispielsweise Goethes „Sänger“ eine Romanze und mit demselben Recht auch eine Ballade nennen. — Das zur Orientierung für den Lehrer. Den Schülern gegenüber möchte ich die fremden Bezeichnungen gar nicht gebraucht wissen; es sind für sie doch nur leere Schalle. In den Bearbeitungen der in Rede stehenden Gedichte sind deshalb die Ausdrücke „Romanze“ und „Ballade“ gar nicht angewendet worden. Wir behandeln Gedichte und kümmern uns nicht um Dinge, welche nicht in den Bereich der Volksschule gehören. Soll aber hier eine Erklärung von Romanze und Ballade gegeben werden, so sei es folgende: Romanze und Ballade sind erzählende Gedichte mit lyrischen Bestandteilen gemischt. —

7. Schriftliche Übungen.

Inhaltsangabe des Gedichtes.

Ausführung:

Frau Magdalis hatte die Ruh, die bisher sie genährt, verloren und war darüber aufs tiefste betrübt. Tag und Nacht klagte sie weinend über ihren Verlust und litt darüber so sehr, daß sie körperlich unwohl wurde und ihrer Sinne nicht mehr mächtig war. Ihr Schlaf war ohne Stärkung und unruhig. Der Ton des Hirtenhornes, der sie sonst zum Danke gegen Gott aufgefördert, erinnerte sie jeden Morgen an ihr Elend und machte sie unwillig gegen Gott.

Eines Morgens glaubte sie Brüllen im Stalle zu vernehmen. Sie wurde dadurch in die höchste Angst versetzt, da sie wähnte, es sei Geistertumult, ihr sträfliches Zagen zu rächen. Als sie aber das Gebrüll zum zweitenmal hörte, flehte sie den Himmel um Erbarmen an und steckte den Kopf so tief in die Rissen, daß sie weder hörte

noch sah. Ein dritter Schall vom Stalle her steigerte ihre Angst aufs höchste. Entsetzt sprang sie aus dem Bette, stieß die Laden auf, bekreuzte sich und ging, Gott um Hilfe bittend, zitternd nach dem Stalle. Hier fand sie zu ihrem höchsten Erstaunen eine herrliche Kuh, duftendes Futter und ein schneeweißes Milcheimerchen. Die Kuh trug ein Blatt am Kopfe, worauf geschrieben stand, daß ein Unge- nannter sie ihr gebracht habe. Zum Schluß teilt der Dichter mit, daß ein edler Menschenfreund ihm diese That erzählt, aber um Ver- schweigung des Namens gebeten habe, und fügt dann hinzu, daß er sich verpflichtet halte, alles Gute und Schöne durch Gesang zu preisen. (Lüben.)

25. Erbkönig.

Johann Wolfgang v. Goethe.

1. Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.
2. „Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?“ —
„Siehst, Vater, du den Erbkönig nicht?
Den Erbkönig mit Kron' und Schweif?“
„Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.“
3. „Du liebes Kind, komm', geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
Manch bunte Blumen sind an dem Strand;
Meine Mutter hat manch gülden Gewand.“
4. „Mein Vater, mein Vater, und hörst du nicht,
Was Erbkönig mir leise verspricht?“
„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind!
In dürren Blättern säuselt der Wind.“
5. „Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön!
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn
Und wiegen und tanzen und singen dich ein.“
6. „Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erbkönigs Töchter am düstern Ort?“
„Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau:
Es scheinen die alten Weiden so grau.“
7. „Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.“
„Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erbkönig hat mir ein Leids gethan!“
8. Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Not. —
In seinen Armen das Kind war tot.

1. Vorbereitung der Auffassung.

Die Vorbereitung hat die Kinder in die religiöse Weltanschauung unserer heidnischen Vorfahren einzuführen, und zwar ist ihnen dabei darzulegen, daß das deutsche Heidentum Himmel und Erde bevölkerte und für jede Kraft der Natur, jede Erscheinung im Leben einen Gott annahm. In welcher Weise das zu geschehen hat, ist aus der Bearbeitung von Nr. 10 (Abschnitt 1) ersichtlich. Die erste Hälfte der dort von dem Glauben der alten Deutschen gegebenen Darstellung kann wörtlich auch als Vorbereitung auf den „Erlikönig“ benutzt werden; die letzte Hälfte derselben, welche sich ausführlicher über die Kobolde verbreitet, wird weggelassen und dafür näher auf die Elfen eingegangen. Über die letzteren kann folgendes bemerkt werden: Unsere ältesten Vorfahren unterschieden die Elfen in Tag- oder Lichtelfen und Nacht- oder Schwarzelven. Beide hatten das Gemeinsame, daß sie winzig kleine, bald sichtbare, bald unsichtbare Wesen waren, die mit Leidenschaftlichkeit Spiel und Tanz liebten, bei Mondschein an einsamen, von Menschen unbetretenen Orten ihr Spiel trieben und sich zu schönen Kindern hingezogen fühlten, welche letztere durch die Gesänge der Elfen angelockt und dann selbst in Elfen verwandelt wurden. Die Lichtelfen waren freundliche, wohlgestaltete Wesen, die in zierlicher Schönheit erstrahlten. Sie trugen ein leuchtendes Gewand und waren gar herzliche Freunde der Kinder. Die Schwarzelven waren häßlich und mißgestaltet und geneigt, den Menschen Schaden zuzufügen. Ihr Anhauch verursachte Menschen und Tieren Krankheit und Tod. Ein Kind, das von einem Schwarzelf berührt wurde, verlor die Gesundheit oder das Leben. Licht- und Schwarzelven bildeten zwei getrennte Reiche, von denen jedes einen König hatte. Der König der Schwarzelven trug als Zeichen seiner Würde ein goldenes Krönchen auf dem Haupte. Daß er zu den bösen Geistern gehörte, deutete sein Schweiß (das Zeichen des Teufels) an. Unter allen Schwarzelven war er der gefürchtetste.

In dem Gedichte, das ich euch jetzt vorlesen will, wird uns auch ein König der Elfen mit seiner Mutter und seinen Töchtern vorgeführt; er wird darin aber Erlikönig genannt; die richtige Bezeichnung wäre Elfenkönig.¹⁾

2. Gliederung des Gedichtes.

- I. Einleitung (Str. 1): Angabe der Zeit, des Ortes und der handelnden Personen.
- II. Die Handlung selbst (Str. 2—7), dargestellt in Form eines Wechselgesprächs, das uns vorführt

¹⁾ Das Wort Erlikönig für Elfenkönig rührt von Herder her, der es in dem untenstehenden Gedichte „Erlikönigs Tochter“ zuerst anwandte, wahrscheinlich verführt durch den Gleichklang des norddeutschen Wortes Eller = Erle mit dem dänischen ellekone = Elfenweib.

1. des Vaters bange Ahnung,
2. des Sohnes Wahrnehmungen,
3. Erbkönigs und seiner Töchter Erscheinen,
4. des Vaters aufklärende und beruhigende Worte.

III. Schluß (Str. 8): Der Vater wird in Mitleidenschaft gezogen.

3. Besprechung des Gedichtes.

1. In welcher Jahreszeit spielt das Stück? (Im Spätherbst.) — Woraus geht das hervor? („In dürrn Blättern säufelt der Wind.“) — Wie war der Weg beschaffen, den der Vater nahm? (Der Weg führte durch eine sumpfige Gegend, hart an den Ufern eines Flusses vorbei, die bewachsen waren mit alten Weidenbäumen; über der unheimlichen Landschaft lagerten dichte Nebel, und in den dürrn Blättern raschelte der Nachtwind.)

2. Woraus ersieht man, daß der Vater eine Vorahnung von dem später wirklich erfolgten Unheil hatte? Stelle im Zusammenhange dar, was das Kind wahrnahm? (Zuerst sah es den Erbkönig mit Krone und Schweif; dann hörte es dessen einschmeichelnde Worte; endlich erblickte es Erbkönigs Töchter am düstern Ort.) — Der Vater erklärt die Wahrnehmungen seines Kindes für einen Sinnesstrug. In welcher Weise sucht er die ängstlichen Gesichte desselben in natürliche Erscheinungen aufzulösen? (Er sagt, der Erbkönig sei nur ein Nebelstreif, und was das Kind für Erbkönigs Töchter hält, erklärt er für den hellen Schein grauer Weiden, sowie die Reden des Elfenfürsten für das Säufeln des Windes.) — Welche Mittel wendet der Erbkönig an, um das Kind an sich zu locken? (Er erscheint in fürstlichem Glanze, um dadurch das Kind zu bethören; darauf wendet er einschmeichelnde Versprechungen, furchtbare Drohungen und endlich Gewalt an.) — In der Anwendung der Mittel findet eine Steigerung statt; inwiefern? — Welche Gegensätze bestehen zwischen dem Vater und dem Erbkönig? welche zwischen dem Vater und dem Kinde? — Welches sind die hervorstechendsten Charaktereigenschaften des Vaters? des Kindes? des Erbkönigs? (Vergleiche: Schriftliche Übungen.)

4. Form des Gedichtes.

„Das Gedicht erfäßt das Gemüt des Kindes und des Mannes, des Volkes und des Hochgebildeten mit gleichem unwiderstehlichen Zauber.“ Das hat seinen Grund zunächst in dem hochpoetischen Inhalte, dann aber auch in der schönen Form. Wie spannend und rührend ist der Dialog zwischen Vater und Kind! wie wirkungsvoll die in der Darstellung vorkommenden Steigerungen und Gegensätze! Wie knapp und kurz der sprachliche Ausdruck, der dem Inhalte überall aufs schönste angepaßt ist! Auf die Wahl der Wörter und Laute hat Goethe eine außerordentliche Sorgfalt verwendet. In den beschwichtigenden Worten des Vaters („sei ruhig,

bleibe ruhig, mein Kind zc.“) herrschen die dunkeln Vokale **o, a, u, au**, — in den einschmeichelnden Versprechungen des Erbkönigs („du liebes Kind, komm, geh mit mir! gar schöne Spiele spiel ich mit dir — ich liebe dich, mich reizt zc.“) die helleren **i, e, ei**, vor. Das glücklich gewählte Metrum ist jambisch = anapästisch. Der springende Anapäst und der Jambus mit seinem Fortschrittsdrange entsprechen ganz der das Gedicht beherrschenden Eile und Hast.

5. Veranlassung zu dem Gedichte.

Es war im April des Jahres 1781, als ein von Jena einige Stunden entfernt wohnender Landmann, dessen Söhnchen gefährlich erkrankt war und nach Aussage der herbeigerufenen Ärzte nicht mehr geheilt werden konnte, den Entschluß faßte, mit seinem kranken Kinde nach Jena zu reiten zu einem berühmten Professor, der vielleicht noch Hilfe schaffen möchte. Er nahm den Knaben wohl eingepackt in seinen Arm und ritt in die Universitätsstadt. Aber auch der dortige Arzt erklärte das Kind für unrettbar, und der bekümmerte Vater nahm es wieder auf sein Pferd und jagte vor dem Gasthose „zur Tanne“ vorüber dem heimatlichen Dorfe zu. Doch noch ehe er sein Haus erreichte, war der Liebling in seinen Armen gestorben. Einige Tage darauf kam Goethe nach Jena, wo man ihm den traurigen Ritt des Bauern erzählte. Die Mitteilung ergriff ihn so gewaltig, und der Stoff, der ihm durch Herders Übersetzung des altdänischen Volksliedes „Erbkönigs Tochter“ vielleicht schon länger vorgeschwebt haben mochte, begeisterte ihn dermaßen, daß er sich sofort in die einsam gelegene „Tanne“ zurückzog und im Eckzimmer daselbst seinen „Erbkönig“ dichtete.

6. Schriftliche Übungen.

1. Inhaltsangabe des Gedichtes.

Ausführung:

In der Mitternachtsstunde einer Spätherbstnacht ritt einst ein Vater mit seinem Knaben der Heimat zu. Weil der Vater ein Unheil befürchtete, hielt er den Knaben fest und sicher in seinen Armen, und um das Kind vor der Einwirkung des kalten Herbstwindes zu schützen, hatte er für die nötige warme Kleidung gesorgt. Der Weg führte an einem Flusse vorüber, dessen Ufer mit alten Weidenbäumen bewachsen waren. Hier gewahrte das Kind plötzlich die Gestalt des Erbkönigs „mit Krone und Schweif“; es schmiegte sich darum furchtsam und bang an den Vater an und machte den fragenden Vater auf den nahenden Feind aufmerksam. Der Vater, der nichts von der Erscheinung bemerkte, suchte das Kind mit der Erklärung zu beruhigen, daß die Erscheinung nur ein Nebelstreif sei. Allein der erregte Knabe ließ sich damit nicht beruhigen, sondern erklärte seinem Vater, daß der Erbkönig ihn mit schmeichelnden Worten anrede, ihn auffordere, zu ihm zu kommen, und ihm schöne Spiele, bunte Blumen

und kostbare Gewänder in Aussicht stelle. Der Vater suchte das heftig erregte Kind abermals zu beruhigen, indem er demselben versicherte, daß seine Wahrnehmungen nur Sinnentzug seien und von dem Säuseln des Windes in den dürrn Blättern herrührten. Allein das Kind war für die beruhigenden Erklärungen des Vaters nicht mehr zugänglich; es wies darauf hin, daß sich ihm im düsteren Hintergrunde auch die Töchter des Erbkönigs naheten, und daß des Erbkönigs Stimme immer zudringlicher, seine Lockungen immer bezaubernder würden. Der ruhige Vater, der die Dinge mit kaltem Verstande betrachtete, versuchte es nochmals, dem Kinde die angeblichen Erscheinungen auszureden, und machte den Knaben darauf aufmerksam, daß die vermeintlichen Töchter des Erbkönigs nichts weiter seien als der helle Schein alter Weiden. Die Antwort des Kindes aber war ein plötzlicher Aufschrei seiner sich mehr und mehr steigenden Angst. In abgebrochenen, stöhnenden Worten teilte es dem Vater mit, daß der Erbkönig von süßen Versprechungen zu grimmigen Drohungen übergehe und eben im Begriffe stehe, die furchtbare Drohung zur Ausführung zu bringen. Da wurde es dem anfangs so ruhigen Vater schließlich doch unheimlich zu Mute. Um dem Orte des Schreckens so schnell als möglich zu entfliehen, trieb er sein Pferd zur größten Eile an. Er erreichte auch bald den heimischen Hof, fand dort aber, daß das Kind inzwischen gestorben war. (Kehr.)

2. Charakteristik der drei Personen.

Ausführung:

(Schülerarbeit.)

Die Personen, welche uns in dem vorliegenden Gedichte vorgeführt werden, sind: der Vater, das Kind und der Erbkönig. — Der Vater bezeigt sich dem Kinde gegenüber als sehr besorgt und liebevoll. Weil er ein Unheil ahnt, hält er den Knaben fest und sicher in seinen Armen, und um das Kind vor der schädlichen Einwirkung des kalten Windes zu schützen, schließt er es eng an sich. Durch verständige, ruhige Worte sucht er die Wahrnehmungen des Kindes als Sinnentzug hinzustellen, um seinen Liebling von der Angst zu befreien. „Sei ruhig, bleibe ruhig!“ sagt er in zärtlichem Tone zu dem Knaben. — Das kranke Kind wird durch seine erregte Phantasie in Furcht und Angst versetzt. Es glaubt, den Erbkönig mit seinen Töchtern zu sehen, und bildet sich ein, ersterer mache ihm einschmeichelnde Versprechungen, um es in seine Gewalt zu bekommen. Es hört die furchtbare Drohung: „Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt“, und schmiegt sich ängstlich an den Vater an; ja in seiner großen Erregtheit meint es, Erbkönig habe ihm „ein Leids“ gethan und stirbt vor Schrecken. — Der geisterhafte Erbkönig will das Kind in seinen Bereich locken. Zu diesem Zwecke erscheint er in fürstlicher

Pracht, um dadurch das Kind zu bethören. Als die bloße Erscheinung nicht zum Ziele führt, macht er einschmeichelnde Versprechungen, und als er auch dadurch nichts erreicht, wendet er furchtbare Drohungen und endlich Gewalt an.

7. Zur Vergleichung.

Erlekönigs Tochter.

1. Herr Oluf reitet spät und weit,
Zu bieten auf seine Hochzeitleut'.
2. Da tanzen die Elfen auf grünem Land;
Erlekönigs Tochter reicht ihm die Hand.
3. „Willkommen, Herr Oluf! Was eilst von hier?
Tritt her in den Reihen und tanz' mit mir.“
4. „Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag:
Frühmorgen ist mein Hochzeittag.“
5. „Hör' an, Herr Oluf! Tritt tanzen mit mir:
Zwei güldne Sporen schenk' ich dir;
6. Ein Hemd von Seide so weiß und fein:
Meine Mutter bleicht's mit Mondenschein.“
7. „Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag:
Frühmorgen ist mein Hochzeittag.“
8. „Hör' an, Herr Oluf! Tritt tanzen mit mir:
Einen Haufen Goldes schenk' ich dir.“
9. „Einen Haufen Goldes nähm' ich wohl:
Doch tanzen ich nicht darf, noch soll.“
10. „Und willst, Herr Oluf, nicht tanzen mit mir,
Soll Seuch' und Krankheit folgen dir.“
11. Sie thät einen Schlag ihm auf sein Herz:
Noch nimmer fühlt' er solchen Schmerz.
12. Sie hob ihn bleichend auf sein Pferd:
„Reit heim nun zu dein'm Fräulein wert.“
13. Und als er kam vor Hauses Thür,
Seine Mutter zitternd stand dafür.
14. „Hör' an, mein Sohn! Sag' an mir gleich:
Wie ist dein' Farbe blaß und bleich?“
15. „Und sollt sie nicht sein blaß und bleich?
Ich traf in Erlekönigs Reich.“
16. „Hör' an, mein Sohn, so lieb und traut:
Was soll ich nun sagen deiner Braut?“

17. „Sagt ihr, ich sei im Wald zur Stund,
Zu proben da mein Pferd und Hund.“
18. Frühmorgens und als es Tag kaum war,
Da kam die Braut mit der Hochzeitschar.
19. Sie schenkten Met, sie schenkten Wein.
„Wo ist Herr Oluf, der Bräut'gam mein?“
20. „Herr Oluf, er ritt in Wald zur Stund:
Er probt allda sein Pferd und Hund.“
21. Die Braut hob auf den Scharlach rot:
Da lag Herr Oluf, und er war tot.

J. G. v. Herder.

26. Der Sänger.

Johann Wolfgang v. Goethe.

1. „Was hör' ich draußen vor dem
Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!“
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
„Lat mir herein den Alten!“
2. „Begruet seid mir, edle Herrn,
Begrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei
Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlich-
keit
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht
Zeit,
Sich staunend zu ergohen.“
3. Der Sänger drückt' die Augen ein
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten mutig drein,
Und in den Schoß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette reichen.
4. „Die goldne Kette gieb mir nicht,
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kuhnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gieb sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne
Last
Zu andern Lasten tragen.“
5. Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnt;
Das Lied, das aus der Kehle
dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich
eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.“
6. Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„O Trank voll süßer Labe!
O, wohl dem hochbegluckten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an
mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke.“

1. Vorbereitung.

Im Mittelalter weilten die Könige, Fürsten und Edelleute nicht in den engen Städten und Flecken; vielmehr liebten sie es, auf lustiger Bergeshohe zu wohnen. Hier erbauten sie sich feste Schlösser oder Burgen, die stolz und kühn in die weite Gegend hinausschauten. Die Burgen hatten ungemein dicke und starke Mauern; an den verschiedenen Enden ragten enge, aber sehr feste Türme empor; um

die Burg lief ein breiter und tiefer Graben, der mit Wasser gefüllt war oder doch schnell mit solchem versehen werden konnte; über den Burggraben führte eine starke Zugbrücke, welche in friedlichen Zeiten tagsüber stets niedergelassen, in Kriegszeiten aber immer aufgezogen war, so daß niemand ohne weiteres in die Burg dringen konnte; durch ein großes Thor gelangte man in den Schloß- oder Burghof, der meistens sehr eng und klein war. Das Innere der Burg enthielt hohe und weite Gemächer, welche gar herrlich ausgeschmückt waren; die größte Pracht entfaltete sich indes in dem sogenannten Rittersaale, in welchem die häufigen Festlichkeiten begangen wurden. Jeder reiche Burgherr hatte eine Anzahl Mannen, theils Ritter, theils Knapen; sie bildeten sein Gefolge. Die Knapen waren Söhne anderer Ritter, welche sich bei dem vornehmen Burgherrn für den Ritterstand ausbildeten. Die Aufnahme in diesen Stand erforderte nämlich eine längere Vorbereitung und war mit großen Feierlichkeiten verbunden. Schon im siebten Jahre wurde der Knabe edler Herkunft in das Schloß eines andern Ritters gebracht, damit er dort höfische Lebensart und Rittersitte lerne. Der Page oder Bube wartete bei der Tafel auf, putzte die Waffen, hielt seinem Herrn den Steigbügel und übte sich in den ersten Reiterkünsten. Im vierzehnten Jahre wurde ihm ein Schwert überreicht und er so zum Knappen oder Junker erhoben. Von nun an begleitete er seinen Herrn zu jeder Stunde und zu jedem Geschäfte, zur Lust der Jagd und der Festspiele, wie in den Ernst der Schlacht. Hatte der Knappe unter diesen ritterlichen Übungen das ein und zwanzigste Jahr erreicht, so konnte er zum Ritter geschlagen werden. Diese wichtige Handlung mußte in der Kirche vollzogen werden, und zwar unter großen Feierlichkeiten. Wer den Ritterschlag empfangen, wurde unter die Zahl der Ritter aufgenommen. — Auf ihren Felsenburgen lebten die Ritter ganz unumschränkt; ihr Hauptvergnügen waren Jagd und Reiter Spiele, besonders die feierlichen Kampfspiele oder Turniere. Abends ergözten sich die Herren beim frohen Becher an den Erzählungen ihrer Heldenthaten, oder sie lauschten dem wandernden Sänger, der auf allen Burgen ein gern gesehener und geehrter Gast war. Zu derselben Zeit nämlich, als das Rittertum im höchsten Glanze erstrahlte, trieb auch die edle Dicht- und Sangeskunst die herrlichsten Blüten; es war eine sehr liederreiche Zeit, das goldene Mittelalter; von allen Schlössern und Burgen erscholl heller Klang, froher Sang. Viele Ritter selber pflegten die Dichtkunst mit Vorliebe und Begeisterung; wem aber von den Großen die Kunst versagt war, der hielt sich für verpflichtet, die Poesie in ihren Jüngern zu pflegen und zu ehren, und ihre Höfe wurden so die Stätten der Kunst, die Sammelplätze der Dichter. Unter den Höfen, wo die Poesie vorzugsweise gepflegt und die Sänger besonders geehrt wurden, ist in erster Reihe der Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen zu

nennen; unter ihm wurde die Wartburg (bei Eisenach) der Mittelpunkt des poetischen Lebens und Treibens; der herrliche Rittersaal dieser Burg ist bis heute noch sehr gut erhalten. Die Sänger des niederen ritterlichen Standes zerfielen in zwei Klassen; der eine Teil hatte Haus und Hof und blieb ruhig daheim, seine Kunst sich und andern nur zur Unterhaltung ubend; der andere Teil ergriff das Wanderleben, um durch die Kunst den Lebensunterhalt zu gewinnen. Diese Klasse der Sänger bezeichnet man gewöhnlich als fahrende Sänger. Sie zogen von Ort zu Ort, von Burg zu Burg, um ihre Lieder vor Fürsten, Rittern und Edelfrauen erklingen zu lassen. Die Lieder trugen sie in Begleitung eines Saiteninstrumentes, der Harfe, der Zither oder Geige, vor, und sie dichteten nicht nur den Text (die Worte) derselben, sondern erfanden auch die Weisen oder Melodien dazu; Dichter, Komponist und Sänger waren in einer Person vereinigt. Ein herrlicher Vertreter jener fahrenden Sänger wird uns in einem Gedichte von Goethe vorgeführt; es trägt die Überschrift: „Der Sänger“. Der darin auftretende wandernde Dichter singt vor einem Könige, der umgeben ist von den Vornehmen und Großen seines Reiches. Alle werden von seinem Gesange ergriffen, und der Herrscher, gleichfalls gerührt, läst dem Sänger eine goldene Kette reichen. Der lehnt sie indes ab und bittet sich einen Becher besten Weins in goldenem Pokale aus. Er wollte dadurch dem Könige zu verstehen geben, daß die Dichtkunst nicht belohnt, sondern der Dichter nur geehrt werden könne.

Jetzt erfolge das Vorlesen des Gedichtes.

2. Inhaltsangabe des Gedichtes.

Ein König, umgeben von den vornehmsten Herren und Damen seines Hofes, hört von ferne Gesang erklingen und befiehlt, sogleich den Harfner in den Saal zu lassen. Der Glanz des königlichen Saales, die Pracht der versammelten Gäste machen einen lebhaften Eindruck auf ihn; er muß die Augen schließen, um sich zu einem Liede sammeln zu können. Aber so gern sich sein Sinn an der Herrlichkeit der Erdenguter weidet, so wenig haften seine Wünsche daran. Der Mitgenuß ist ihm willkommen, der Besitz gleichgültig. Er weist den Lohn für sein Lied zurück und rät dem Könige, seine Geschenke denen zuzuteilen, die für ihn kämpfen und sorgen. Gesangeslust ist ihm Gesangeslohn. Was man ihm zuteilt, wünscht er als freie Gabe der Neigung zu erhalten. Als Geschenk bittet er sich aber einen Becher besten Weines in purem Golde aus. Obwohl ein willkommener Gast, weilt er nicht lange. Nachdem er sein Lied gesungen und den Becher geleert, setzt er den Stab weiter. Was er aber beim Abschiede als Geschenk, als Dank für die freundliche Aufnahme hinterlassen möchte, ist eine heitere, frohe, genügsame Stimmung, gleich der feinigen, dankbare Anerkennung des vom Himmel verliehenen Guten.

3. Überschriften zu den einzelnen Strophen.

1. Der Sänger auf der Schloßbrücke.
2. Der Hofstaat und sein Eindruck auf den Sänger.
3. Lied des Sängers und dessen Wirkung.
4. Ablehnung der Kette seitens des Sängers.
5. Des Sängers Lohn.
6. Des Sängers Abschied und Segenswunsch.

4. Besprechung über den Inhalt des Gedichtes.

Wo befindet sich der König, von dem in unserm Gedichte die Rede ist? Wie war der Saal beschaffen? Wer befand sich in der Umgebung des Königs? In welcher Veranlassung war der König mit den Großen und Vornehmen des Hofes im Saale versammelt? Woraus läßt sich auf den großen Reichtum des Königs schließen? Dies jet die vier ersten Verse des Gedichtes! Wer spricht dieselben? An wen wendet sich der König? Wer ist ein Page? Welchen Befehl erteilt der König diesem Pagen? Zeige, daß der Befehl des Königs rasch ausgeführt wurde! Mit welchen Worten tritt der Sänger in den Saal? Welchen Eindruck machte die Pracht und der Glanz des Saales und des Hofstaates auf ihn? Womit vergleicht er den Saal? Womit die vornehmen Damen und Herren? Was thut er, um sich wieder zu sammeln? Wie unterscheidet sich: „Die Augen schließen“ und „die Augen eindrücken“? Was heißt es: „Er schlug in vollen Tönen“? Woraus schlieest du, daß der Sänger nicht nur gespielt, sondern auch gesungen hat? Welchen Eindruck macht des Sängers Lied a) auf die Ritter, b) auf die Damen, c) auf den König? (In ersteren wird der Mut entflammt; bei den Damen erregen sich sanftere Gefühle; der König ist zu Heiterkeit und Freude gestimmt.) — Wovon hat der Sänger wohl gesungen? (Erinnerung an „Des Sängers Fluch“ von Uhland und „Der Graf von Habsburg“ von Schiller.)

„Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Mannerwurde, von Treu' und Heiligkeit;
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.“

(Uhland.)

„Er preijet das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt.“

(Schiller.)

Wie will der König den Sänger lohnen? Mit welchen Worten lehnt dieser die Kette ab? Mit welchen Worten giebt der Sänger dem Könige zu verstehen, daß die Dichtkunst nicht belohnt werden könne? Worin erblickt und worin findet der Sänger den schönsten Lohn? Welche Bitte richtet der Sänger an den König? Wodurch giebt der Sänger zu verstehen, daß er den Hohen und Großen gleichzustellen sei? Was that der Sänger, als ihm der Becher dargereicht

wurde? Mit welchen Worten preist er das königliche Haus glücklich? Was wünscht er beim Abschiede? Woran mahnt er beim Scheiden?

5. Grundgedanke des Gedichtes.

Der Sänger, und mit ihm alle geistige Thätigkeit, findet reichsten und schönsten Lohn in sich selbst. — Gesangeslust ist Gesangeslohn. — „Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet.“ — Die Kunst kann nicht belohnt, der Künstler kann nur geehrt werden.

6. Form des Gedichtes.

Das Gedicht ist im jambischen Versmaß geschrieben; Vers 1, 3, 5 und 6 enthalten je vier, Vers 2, 4 und 7 drei Jamben mit je einer überzähligen Silbe. Der Reim ist teils männlich, teils weiblich, die Reimfolge: a b a b c c d; die letzte Zeile reimt sich auf keine ihrer Vorgänger. — Man beachte im „Sänger“ die Klarheit und Durchsichtigkeit des Ausdruckes, wodurch alles in größter Anschaulichkeit vor des Lesers Sinne geführt wird. Außerst wirkungsvoll ist auch die rasche dramatische Bewegung und die reiche Scenerie, besonders in der 1. Strophe des Gedichtes.

7. Schriftliche Übungen.

1. Inhaltsangabe des Gedichtes.
2. Charakteristik des Sängers.

Ausführung:

Der Sänger gehört zu den sogenannten fahrenden Sängern, welche im Mittelalter von Burg zu Burg zogen und dort ihre Lieder erklingen ließen. Die Zeit der Jugend liegt hinter ihm; er ist ein ehrwürdiger Greis, dem aber die Quelle der Jugend noch zauberkräftig rinnt. Er besitzt heitren, frohen Mut und weilt gern, wo Frohsinn und Lebenslust eine Stätte aufschlagen. Weltgewandt und in Brauch und Sitten der Höfe wohl erfahren, tritt er sicher in der reichen Versammlung auf und grüßt mit edlem Anstande. In seiner Kunst ist er ein Meister; denn alle Zuhörer werden von der Macht seines Liedes ergriffen. Er singt nicht um Lohn; darum will er auch keinen Lohn. Er lehnt die goldene Kette ab, nicht aus Stolz, sondern weil das Lied, das aus der Seele dringt, ihm reichlich lohnet. Der Mitgenuß irdischer Gaben ist ihm willkommen, und indem er sich einen Becher Weines erbittet und zugleich das hochbeglückte Haus preist, zeigt er, daß er von Herzen dankbar ist. Beim Abschiede vom Könige erinnert er diesen, im Glücke des höchsten Gebers zu gedenken; daraus ist zu ersehen, daß er ein frommer Sänger ist, der seine reichen Gaben in den Dienst Gottes stellt.

27. Der Graf von Habsburg.

Friedrich v. Schiller.

1. Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im altertümlichen Saale,
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.
2. Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem, verderblichem Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.
3. Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren.“
4. Und sieh, in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare,
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gbleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohl laut schläft in der Saiten Gold,
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers wert
An seinem herrlichsten Feste?“
5. „Nicht gebieten werd' ich dem Sänger,“ spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde;
„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind sauft,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.“

6. Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Aufs Weidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemswild zu jagen;
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jagergescho,
Und als er auf seinem stattlichen Ro
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern,
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,
Voran kam der Mesner geschritten.
7. Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demut entbloet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erloet.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Giebachs reißenden Fluten geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte!
Und heiseit legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.
8. „Was schaffst du?“ redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
„Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet;
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum daß dem Lebenden werde sein Heil,
So will ich das Wasserlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen.“
9. Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zaume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Tier
Bergnuget noch weiter des Jagens Begier;
Der andre die Reise vollfuhret.
Und am nächsten Morgen, mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Ro zurück,
Bescheiden am Zügel geführet.
10. „Nicht wolle das Gott,“ rief mit Demutsinn
Der Graf, „daß zum Streiten und Jagen
Das Ro ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen;
Und magst du's nicht haben zum eignen Gewinst,
So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst;
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Atem und Leben.“ —

11. „So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren euch bringen hier und dort,
So wie ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland,
Euch blühen sechs liebliche Töchter;
So mögen sie,“ rief er begeistert aus,
„Sechs Kronen euch bringen in euer Haus,
Und glänzen die spätesten Geschlechter!“
12. Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

1. Historische Grundlage.

Wie Schiller selbst angiebt, so hat er den Stoff zu unserm Gedichte der Schweizerchronik (*Chronicon helveticum*) des Gerichtsschreibers Tschudi (geboren 1505) entlehnt, der unter dem Jahre 1266 die Begebenheit folgendermaßen erzählt: Einst ritt Graf Rudolf aufs Weidwerk zum Beizen und Jagen. Als er in eine Aue kam, hörte er eine Schelle klingen; er ritt dem Getöse nach und sah nun einen Priester mit dem hochwürdigen Sakrament. Da stieg der Graf von seinem Pferde und machte dem Hochwürdigen seine Reverenz. Nun war es an einem Wässerlein. Der Priester stellte das Sakrament neben sich und wollte seine Schuhe ausziehen, um den Bach zu durchwaten. Da hieß ihn der Graf sein Pferd besteigen; er selbst bestieg das Pferd eines Dieners, der bald darauf herankam, und ging dem Weidwerk nach. Als der Priester zurückkam, brachte er selbst dem Grafen Rudolf sein Pferd wieder mit großer Danksagung für die Gnade, die er ihm erzeigt. Da sprach der Graf: „Das wolle Gott nimmer, daß ich oder einer meiner Diener mit Wissen das Pferd besteige, das meinen Herrn und Schöpfer getragen hat; dünkt's Euch, daß Ihr's mit Gott und Recht nicht haben möget, so verwendet es zum Gottesdienste; denn ich habe es dem gegeben, von dem ich Seele, Leib, Ehre und Gut zu Lehen trage.“ Der Priester sprach: „Herr, nun wolle Gott Ehre und Würdigkeit hier in der Zeit und dort in Ewigkeit auf Euch legen!“ Des Morgens danach ritt der Graf zu einem Klosterlein. Dort sagte ihm eine fromme Klosterfrau: „Herr, Ihr habet dem Herrn des Himmels eine große Ehre erwiesen, da Ihr dem Priester das Köpflein geschenkt; das wird der allmächtige Gott Euch und Euren Nachkommen hienieden lohnen; Ihr sollet wahrlich

wissen, daß Ihr mit Euere Nachkommen zur höchsten Ehre gelangen werdet!" — Später wurde derselbe Priester beim Erzbischof von Mainz Kaplan und hat ihm und anderen Herren von „solcher Tugend und solcher Mannheit des Grafen Rudolf so dick angezeigt“, daß sein Name im ganzen Reiche ruhmwürdig und bekannt wurde, so daß er später zum römischen Kaiser erwählt wurde.

2. Kurze Inhaltsangabe des Gedichtes.

Kaiser Rudolf feierte zu Aachen seine Krönung durch ein besonderes festliches Mahl, bei welchem die Kurfürsten persönlich ihre Ämter versahen. Das Volk nahm an dem Feste den lebhaftesten Anteil; denn die kaiserlose, schreckliche Zeit hatte nun ein Ende. Auch der Kaiser war frohen Mutes. Den Becher erhebend, wünscht er zur Verherrlichung des Festes den Sänger herbei, den Bringer der Lust. Sein Wunsch soll erfüllt werden; ein ehrwürdiger Sängergreis tritt ein. Er preist den Gesang, die Aufgabe des Sängers und bittet den Kaiser, zu bestimmen, was er singen soll. Als der Kaiser die Entscheidung mit lächelndem Munde abgelehnt, da greift der Sänger in die Saiten und trägt mit Begeisterung folgende Geschichte vor: „Ein Graf ritt mit seinem Knappen auf die Jagd. Da kam ein Priester, einem Sterbenden den letzten Trost zu bringen. Ein Bächlein aber, das stark angeschwollen war, hemmte seine Schritte. Im Begriff es zu durchwaten, bat ihn der Graf, sich seines Pferdes zu bedienen. Am andern Morgen brachte es der Priester zurück; der Graf aber schenkte ihm das Pferd mit dem Wunsche, es dem Dienste des Höchsten zu widmen. Der Priester nahm es, dem Grafen Gottes Segen für seine Kinder wünschend.“ — Rudolf erkennt in dem Sänger den Priester, dem er einst jenen Dienst geleistet, und ist tief ergriffen. Die Umstehenden, den Zusammenhang der Sache ahnend, blicken erfreut auf den Kaiser und verehren das göttliche Walten.

3. Verhältnis des Gedichtes zur Stoffquelle.

Obgleich Schiller Eschudis Erzählung im ganzen sehr genau gefolgt ist, ja einige Züge fast wörtlich herübergenommen hat, so weicht er doch auch von ihm und von der Geschichte in manchen Einzelheiten ab. Die wichtigsten Abweichungen von der Quelle sind folgende:

a) Der Dichter bringt die Erzählung von Rudolfs edler That mit dem Krönungsmahle zu Aachen in Verbindung. Diese Konzentrierung zu einer Scene in Aachen war nötig, damit das Ganze mehr Einheit und Abrundung erhielt.

b) Er läßt die Klosterfrau ganz aus dem Spiele und legt den Inhalt ihrer Worte dem Priester selbst in den Mund, wodurch ebenfalls wieder die Einheit des Ganzen erhalten wird.

c) Das Erscheinen des Sängers beim Mahle und die Übereinstimmung desselben mit jenem Priester in der Schweiz ist als

Erfindung des Dichters zu betrachten, die um so glücklicher ist, als dadurch zugleich die christliche Idee hervortritt, daß alles Gute, zumal das stillgewirkte Gute, erst vollkommen offenbar wird in der himmlischen Belohnung.

d) Nicht zu loben ist es dagegen, daß Schiller den Grafen zu Roß auf die Gensjagd ziehen läßt, da sich dieselbe zu Pferde nicht abhalten läßt. Tschudi redet nur vom Beizen und Jagen.

4. Erläuterungen.

1. Aachen war bis zur Zeit Maximilians II. die Krönungsstadt der deutschen Könige. Rudolf war am 29. September 1273 zu Frankfurt gewählt worden; das Krönungsmahl fand am Allerheiligen-Abend zu Aachen statt.

2. Heilige Macht steht für: der erhabene, heilige, mächtige König. Durch die Salbung und Krönung war König Rudolfs Person geheiligt.

3. Die sieben Kurfürsten waren: der Erzbischof von Mainz, als Erzkanzler von Deutschland, der die Salbung und Krönung vollzog; der Erzbischof von Trier, als Erzkanzler von Burgund; der Erzbischof von Köln, als Kanzler von Italien, der mit dem vorigen den Erzbischof von Mainz bei der Krönung unterstützte; der Pfalzgraf am Rhein, als des Reiches Truchseß, der beim Krönungzuge den Reichsapfel trug und beim Mahle die Schüsseln aufsetzte; der Herzog von Sachsen-Wittenberg, als des Reiches Marschall, der das Schwert vortrug und den Stall besorgte; der Markgraf von Brandenburg, als des Reiches Kämmerer, der das Scepter vortrug, dem Kaiser das Waschwasser reichte und das Hauswesen besorgte; der König von Böhmen, als des Reiches Schenk, der den Becher kredenzte. Der König von Böhmen, der selbst gern die deutsche Kaiserkrone getragen hätte, fehlte übrigens bei der Krönung; Schiller wußte das sehr wohl; damit jedoch in das Fest der Freude kein Mißton falle, erwähnt er dessen nicht.

4. Der Sterne Chor, die Planeten, deren man früher nur sieben kannte. Daher Schillers Vergleich, welcher jedoch insofern nicht zeitgemäß und richtig ist, als man im Mittelalter die Sonne ebenfalls für einen Planeten hielt, der sich um die Erde drehe.

5. Balkon steht hier nicht in seiner gewöhnlichen Bedeutung für Altan, sondern für Galerie, die im Saale oben herumläuft.

6. Die kaiserlose, die schreckliche Zeit, das Interregnum, die Zeit von dem Tode Friedrichs II. im Jahre 1249 bis 1273, innerhalb deren statt deutscher Männer Ausländer den Thron inne hatten, nämlich Wilhelm von Holland, Alphons von Kastilien und Richard von England, Männer, denen es an Kraft und Ansehen fehlte, die also nur dem Namen nach regierten.

7. Was schaffst du? = was machst du? was thust du?

8. Vergnüget noch weiter des Jagens Begier, befriedigt noch weiter zc.

9. Begeistert = in prophetischer Begeisterung.

10. Die Prophezeiung in Bezug auf die „sechs Kronen“ hat sich erfüllt. Die sechs Töchter Rudolfs hießen: 1) Mechthild, vermählt mit Ludwig, Pfalzgraf des Rheins; 2) Agnes, vermählt mit Albrecht, Herzog von Sachsen; 3) Hedwig, vermählt mit Otto, Markgraf in Brandenburg; 4) Katharina, vermählt mit Otto, Herzog von Baiern, später König von Ungarn; 5) Gutta, vermählt mit Wenzel, König von Böhmen; 6) Clementia, vermählt mit Karl Martell, Erbprinzen von Sicilien, später König von Ungarn.

11. Und glänzen die spätesten Geschlechter = glänzen in der fernsten Zeit als hochfürstliche Geschlechter.

12. Er erkannte den Grafen = er erkannte in dem König den Grafen.

5. Gliederung des Gedichtes.

I. Schilderung des Krönungsmahles. (Str. 1—3.)

1. Feier im Saale durch die Großen.
2. Teilnahme des Volkes an diesem Feste.
3. Äußerungen des Kaisers.

II. Auftreten des Sängers. (Str. 4—5.)

1. Bitte des Sängers.
2. Antwort des Königs.

III. Das Lied des Sängers. (Str. 6—11.)

IV. Wirkung des Liedes. (Str. 12.)

1. Einwirkung auf den Kaiser.
2. Eindruck auf das Publikum.

6. Inhalt der einzelnen Strophen.

1. Kaiser Rudolf feierte zu Aachen seine Krönung durch ein festliches Mahl, bei dem die Großen des Reiches zugegen waren und freudig ihres Amtes warteten.

2. Auch das Volk nimmt den freudigsten Anteil an diesem Feste, weil durch Rudolfs Wahl zum Kaiser der traurigen Ausübung des Faustrechts ein Ende gemacht wurde.

3. Der Kaiser überschaut mit zufriedenerm Blick und fröhlichem Herzen die ganze Anordnung. Den Becher ergreifend, wünscht er zur Verherrlichung des Festes nur noch einen Sänger herbei, da er von Jugend auf die Kunst des Gesanges geliebt hat.

4. Dieser, ein Greis, tritt ein und singt von der Liebe und von andern hohen Dingen, die ein Menschenherz bewegen können. Endlich fragt er den Kaiser selbst nach dem, was an diesem Tage das Würdigste für ihn sei.

5. Lächelnd lehnt der Herrscher die Entscheidung ab. Er will der Begeisterung des Sängers nicht vorgreifen, indem er sagt, daß ein Dichter nur dem innern Drange, der Macht des Augenblickes folgen dürfe.

6. Jetzt greift der Sänger rasch in die Saiten und trägt mit erhöhter Begeisterung die eigentliche Hauptbegebenheit vor. — Ein edler Held reitet auf die Jagd. Ihm begegnet unterwegs ein Priester, der im Begriffe ist, einem Sterbenden das heilige Sakrament zu bringen.

7. Der Graf bezeigt dem Hochwürdigen durch Entblößung des Hauptes und tiefe Verbeugung seine Ehrfurcht. — Da ein angeschwollener Gießbach den Priester im Weiterstreiten hemmt, so zieht dieser die Schuhe ab, um das Wasser zu durchwaten.

8. Der Graf begreift die Ursache dieser Handlung nicht gleich, fragt deshalb und erhält den nötigen Aufschluß. — Da das wilde Gebirgswasser den Steg fortgerissen hat, will der Geistliche den Bach durchschreiten, damit der Kranke nicht länger schmachte.

9. Da tritt der Graf dem Priester sein eigenes ritterliches Roß ab und nimmt das seines Knappen. Am andern Morgen will der dankbare Geistliche das Roß zurückstellen und führt es zu diesem Zwecke bescheiden am Zügel ins Schloß.

10. Der Graf lehnt die Rückgabe entschieden ab. Er will das Roß, das einem so heiligen Zweck gedient hat, nicht wieder zu weltlichen Vergnügungen besteigen. Möge es der Priester behalten oder möge es, falls dieser die Gabe zurückweist, ähnlichen frommen Zwecken gewidmet bleiben. Es soll demjenigen bleiben, von dem der Graf alles erhalten hat.

11. Der von solchem Edelsinn entzückte Priester wünscht dem frommen Geber Gottes Segen und Verheiratung seiner sechs Töchter an Fürsten.

12. Dem Kaiser wird durch des Sängers Lied Vergangenes ins Gedächtnis zurückgerufen. Er erkennt im Sänger den Priester wieder, dem er einst jenen Dienst geleistet hat, und verbirgt gerührt seine Thränen. Die Umstehenden ahnen den Zusammenhang der Sache und blicken erfreut auf ihren Herrscher, an dem sich Gottes vergeltende Hand so sichtbar zeigt.

7. Fragen und Aufgaben zur Erörterung des Inhaltes.

An welchem Orte und in welcher Zeit fand die im Gedichte mitgeteilte Begebenheit statt? Was weißt du über Aachen zu sagen? Wie sah es wohl am Krönungstage im Kaisersaale aus? Außere dich über die Thätigkeit der Kurfürsten bei dem Krönungsmahle! Zeige, daß auch das Volk den regsten Anteil an dem Feste nahm! Warum hatte es Grund dazu, sich über die Wahl Rudolfs zu freuen? Mit

welchen Worten drückt der Kaiser seine Zufriedenheit über die Anordnungen des Festes aus? Was vermißt der Kaiser bei aller Pracht des Festes? Wie äußert er sich über die Macht und Wirkung des Gesanges und der Dichtkunst? Sprich dich über die äußere Erscheinung des auftretenden Sängers aus! Wie urteilt dieser über die Aufgabe und Wirkung des Gesanges? Welche Bitte richtet er an den Kaiser? Warum lehnte dieser dieselbe ab? Wodurch giebt der Kaiser zu verstehen, daß der Sänger den Höchsten der Erde gleichzustellen sei? Wie äußert sich der Kaiser über den Ursprung des Gesanges? — Denselben Gedanken, daß nämlich die dichterische Begeisterung sich nicht erzwingen lasse, sondern daß sie ein Geschenk des Himmels sei, hat Schiller auch anderwärts ausgesprochen.

„Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam;
Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.“

(„Das Mädchen aus der Fremde“.)

„Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungetüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm;
Erstaunt, mit wollustvollem Grausen,
Hört ihn der Wanderer und lauscht;
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.“

(„Die Macht des Gesanges“.)

Der Stoff des nun folgenden Liedes stellt eine That aus Rudolfs früherem Leben dar, die seinem jetzigen Auftreten und Benehmen ganz ähnlich ist. Wie derselbe nämlich jetzt, an seinem Krönungsfeste, im ersten Vorgefühl der höchsten und glänzendsten Stellung auf Erden die Kunst des Gesanges so freudig verehrt und dem Sänger die höchste Ehre erweist, so hat er einst in seinen früheren Jahren in einem Diener des Herrn den Herrn selbst in Demut verehrt. — Sieh den Inhalt von des Sängers Liede an! — Man errät sofort, daß der Kaiser selbst jener „edle Held“ ist, der hier besungen wird, und daß die Demut vor dem Göttlichen, die ihn auf den Gipfel irdischer Macht und Herrlichkeit erhoben, der Lohn seiner edlen That ist. — Ist des Sängers prophetischer Wunsch in Erfüllung gegangen? — Welchen Eindruck machte der Gesang auf den Kaiser? welchen auf das Publikum? — „Wahrlich, durch die Erzählung des Sängers wurde der neue Kaiser ungleich höher geehrt, als durch die Bedienung der höchsten Fürsten; es war gleichsam eine zweite Krönung, die der wunderbar waltende Gott durch die Macht des Gesanges allem Volke kund werden ließ und dadurch den Demutsinn des Kaisers in herrlicher Weise ehrte.“

8. Grundgedanke des Gedichtes.

Jede fromme That, auch die stillgewirkte, findet hienieden schon den Lohn. — Gott krönet fromme Demut mit hohem irdischen Glück. — Der Gesang ist eine Macht; er macht unsterblich die fromme That.

9. Form des Gedichtes.

Die Strophen bestehen alle aus 10 Versen; die Verse sind vier- und dreifüßig, aus Jamben und Anapästten zusammengesetzt. Die vier ersten Zeilen haben gekreuzte, die beiden folgenden gepaarte und die vier letzten umarmende oder einschließende Reime. — Die Sprache ist dem Inhalte aufs schönste angepaßt, voll Adel, Glanz und erhabennem Schwung in den fünf ersten Strophen, wo der Dichter von des Kaisers heiliger Macht, dem Festesjubel und des Gesanges wunderbarer Macht singt, — schlicht und einfach dagegen in denjenigen Strophen, wo er des Grafen fromme That besingt.

10. Schriftliche Übungen.

1. Darstellung der Stoffquelle des Gedichtes.
2. Gedrängte Darstellung des Gedichtes.
3. Der Kaisersaal am Krönungstage.

Ausführung:

Der Saal zu Aachen, in welchem die deutschen Kaiser gekrönt wurden, hieß der Kaiser- oder Krönungssaal. Er war groß und weit und geeignet, viele Personen aufzunehmen. Schon in grauer Vorzeit war er errichtet und daher von altertümlicher Bauart. — Hohe, starke Thüren, kunstvoll mit Eisen beschlagen, führten in den Saal. Mächtige Bogen und Wölbungen bildeten die hohe Decke, welche reich verziert war. Breite Fenster, fast vom Fußboden bis zur Decke reichend, erhellen den Saal. — Zu beiden Seiten der Hauptpforte standen zwei Ritter und hielten Ehrenwache. — Auf dem Raume zwischen der Thüre und der Tafel bewegten sich die gewandten Diener, welche Speisen und Getränke herbeitrugen. — In der Mitte des Saales stand die Tafel, reich besetzt mit silbernen Schüsseln und Tellern, goldenen Pokalen und Blumen. — Obenan saß der Kaiser, mit Purpur und Krone angethan, ihm zunächst, zur Rechten und Linken, die geistlichen und weltlichen Fürsten, welche die Erzämter auszuüben hatten. Der übrige Teil der Tafel wurde von anderen Großen des Reiches eingenommen, die in ihren strahlenden Rüstungen prächtig anzusehen waren. — Zur Seite des Kaisers stand der Sänger; er schlug die Harfe und ließ seine schönsten Lieder ertönen. — Im Hintergrunde hatte sich das Volk versammelt. Unten und auf der Galerie, die an der Hinterwand entlang lief und von starken Säulen getragen wurde, stand es dicht gedrängt und schaute mit frohen und zufriedenen Blicken den Kaiser an und seine Umgebung. (Nach Hentschel.)

4. Anhaltspunkte über die Sängere des Mittelalters in Goethes „Sänger“, Schillers „Gräfin von Habsburg“, Uhlands „Sängers Fluch“.

Andeutungen:

a) Zeit des Minnegesanges. — Goethe: „Die Kette giebt den Rittern.“ — Schiller: „Zu Nachen in seiner Kaiserpracht, im altertümlichen Saale, saß König Rudolfs heil'ge Macht.“ — Uhland: „Es stand in alten Zeiten zc.“

b) Ort des Minnegesanges. — Goethe: „Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit zc.“ — Schiller: „Und sieh, in der Fürsten umgebenden Kreis trat der Sänger zc.“ — Uhland: „Schon stehn die beiden Sängere im hohen Säulensaal.“

c) Äußeres Erscheinen des Sängers. — Schiller: „Trat der Sänger im langen Talare; ihm glänzte die Locke silberweiß, gebleicht von der Fülle der Jahre.“ — Uhland: „Der ein' in goldnen Locken, der andre grau von Haar.“

d) Inhalt des Gesanges. — Schiller: „Er preiset das Höchste, das Beste zc.“ — Uhland: „Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit zc.“

e) Art und Weise des Gesanges. — Goethe: „Und schlug in vollen Tönen.“ — Schiller: „Und der Sänger rasch in die Saiten fällt und beginnt sie mächtig zu schlagen.“ — Uhland: „Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll.“

f) Wirkung des Gesanges. — Goethe: „Die Ritter schauten mutig drein, und in den Schoß die Schönen zc.“ — Schiller: „Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da zc.“ — Uhland: „Die Höflingschar im Kreise verlernet jeden Spott zc.“

g) Lohn des Sängers. — Goethe: „Der König, dem das Lied gefiel, ließ, ihn zu ehren für sein Spiel, eine goldne Kette reichen.“ — „Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet.“ — Uhland: „Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.“ (Die hier gegebene Disposition kann auch der Wiederholung der genannten Gedichte zu Grunde gelegt werden.)

11. Zur Vergleichung.

Des Sängers Fluch.

1. Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und hehr;
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen in Regenbogenglanz.
2. Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich;
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

3. Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der ein' in goldnen Locken, der andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Noß;
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genosß.
4. Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk' unsrer tiefsten Lieder, stimm' an den vollsten Ton!
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz.“
5. Schon stehn die beiden Säger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl:
Der König furchtbar prächtig wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein.
6. Da schlug der Greis die Saiten: er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwall;
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen wie dumpfer Geisterchor.
7. Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit;
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.
8. Die Höflingsfchar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott;
Die Königin, zerflossen in Wehmut und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.
9. „Ihr habt mein Volk verführet: verlockt ihr nun mein Weib?“
Der König schreit es wütend, er bebt am ganzen Leib;
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus statt der goldnen Lieder ein Blutstrahl hoch aufspringt.
10. Und wie vom Sturm zerstoßen ist all der Hörer Schwarm.
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm:
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Noß;
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.
11. Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie, aller Harfen Preis:
An einer Marmorsäule da hat er sie zerschellt;
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten geht:
12. „Weh euch, ihr stolzen Hallen! Nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,
Nein, Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!“
13. Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Toten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

14. Weh dir, verruchter Mörder, du Fluch des Sängertums!
Umsonst sei all' dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms!
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei wie ein lehtes Köcheln in leere Luft verhaucht!"
15. Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört:
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört;
Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht;
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.
16. Und rings statt duft'ger Gärten ein ödes Heidefeld;
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand;
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch:
Versunken und vergessen. Das ist des Sängers Fluch.

28. Die Bürgschaft.

Friedrich v. Schiller.

1. Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche? sprich!“
Entgegnet ihm finster der Wüterich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!“
„Das sollst du am Kreuze bereuen.“
2. „Ich bin“ spricht jener, „zu sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.“
3. Da lächelt der König mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken;
Doch wisse! wenn sie verstrichen, die Frist,
Gh' du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erlassen;
Doch dir ist die Strafe erlassen.“
4. Und er kommt zum Freunde: „Der König gebet,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande.“
5. Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenrot scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Gilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

6. Da gieſet unendlicher Regen herab,
Von den Bergen ſtürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme ſchwellen;
Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab,
Da reiſet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd ſprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.
7. Und troſtlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch ſpähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, ſchicket,
Da ſtößet kein Rachen vom ſichern Strand,
Der ihn ſetze an das gewünschte Land;
Kein Schiffer lenket die Fähr,
Und der wilde Strom wird zum Meere.
8. Da ſinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag ſteht
Die Sonne, und wenn ſie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen.“
9. Doch wachſend erneut ſich des Stromes Mut,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet;
Da treibt ihn die Angſt, da faßt er ſich Mut
Und wirft ſich hinein in die brauſende Flut,
Und teilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.
10. Und gewinnt das Ufer und eilet fort,
Und danket dem rettenden Gotte;
Da ſtürzet die raubende Rote
Hervor aus des Waldes nächtllichem Ort,
Den Pfad ihm ſperrend, und ſchnaubet Mord,
Und hemmet des Wanderers Gile
Mit drohend geſchwungener Keule.
11. „Was wollt ihr!“ ruft er, vor Schrecken bleich,
„Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!“
Und entreißt die Keule dem nächſten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet euch!“
Und drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er, die andern entweichen.
12. Und die Sonne verſendet glühenden Brand.
Und, von der unendlichen Mühe
Ermattet, ſinken die Kniee;
„O, haſt du mich gnädig aus Räuberhand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und ſoll hier verſchmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, ſterben!“

13. Und horch! Da sprudelt es silberhell,
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen:
Und sieh! aus dem Felsen, geschwätzig, schnell
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischt die brennenden Glieder.
14. Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.“
15. Und die Angst besflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen;
Da schimmern in Abendrots Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennt entsetzt den Gebieter.
16. „Zurück! Du rettetest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr;
Ihm konnte den mutigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.“
17. „Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Des rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht;
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue!“
18. Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Daß die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor;
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker!“ ruft er, „ermürget!
Da bin ich, für den er gebürget!“
19. Und Erstaunen ergreift das Volk umher,
In den Armen liegen sich beide
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
Und zum König bringt man die Wundermär;
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen.

20. Und blicket sie lange verwundert an;
Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn,
So nehmet auch mich zum Genossen an!
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der dritte!“

1. Geschichtliche Grundlage.

Den Stoff zur „Bürgschaft“ hat der Dichter, wie er in einem Briefe an Goethe selbst sagt, einem alten Schriftsteller entlehnt, der die Begebenheit also erzählt: Als in Sicilien der höchst grausame Dionys herrschte und seine Bürger hinrichten ließ, wollte Mörös den Tyrannen töten. Die Trabanten ergriffen und führten ihn mit seiner Waffe zum König. Auf Befragen antwortete er, er habe den König töten wollen. Der König befahl, ihn ans Kreuz zu schlagen. Mörös erbat sich von ihm einen Urlaub von drei Tagen, um seine Schwester zu verheiraten, und versprach dem Tyrannen, seinen Freund und Genossen Selinuntius zu stellen, welcher dafür bürgen würde, daß er am dritten Tage zurückkäme. Der König gewährte ihm den Urlaub zur Verheiratung seiner Schwester und sagte dem Selinuntius, wenn Mörös nicht auf den Tag zurückkäme, müßte er die Strafe erleiden, Mörös aber sei frei. — Als dieser nach Verheiratung seiner Schwester zurückkehrte, wuchs der Strom von plötzlich entstandenem Ungewitter und Regen so an, daß er weder durchgehen, noch durchschwimmen konnte. Mörös setzte sich ans Ufer und fing an zu weinen, daß sein Freund für ihn sterben müsse. Der Tyrann aber befahl, den Selinuntius zu kreuzigen, da schon sechs Stunden des dritten Tages vorüber wären. Ihm antwortete Selinuntius, der Tag sei noch nicht verflossen. Da nun schon neun Stunden um waren, ließ der König den Selinuntius zum Kreuze führen. Indem er nun hingeführt wurde, da erst holte Mörös, der endlich mit Mühe den Strom überwältigt hatte, den Henker ein und rief von weitem: „Halt ein, Henker, da bin ich, für den er gebürget.“ Der Vorfall wurde dem König gemeldet; dieser ließ sie vor sich führen, bat sie, ihn in ihre Freundschaft aufzunehmen, und schenkte dem Mörös das Leben. — Diese wenigen Zeilen, die uns ganz kalt lassen, gaben Schiller die Anregung zu einem seiner schönsten und vollendetsten Gedichte; der Inhalt desselben ist folgender:

2. Mitteilung des thatfächlichen Inhaltes.

Die Stadt Syrakus auf der Insel Sicilien wurde einst von einem Tyrannen beherrscht namens Dionys. Da schlich sich ein junger Mann, Mörös, einen Dolch in seinem Gewande verborgen, in den Palast des Tyrannen, um denselben zu töten. Er wurde aber von den Wächtern des Palastes als verdächtig angehalten

und, als man einen Dolch bei ihm erblickte, vor Dionys geführt. Auf Befragen, in welcher Absicht er den Palast betreten habe, gestand er sein Vorhaben, worauf der König befahl, Mörös ans Kreuz zu schlagen. Mörös erschrak über dieses Urtheil nicht, aber er bat Dionys um einen dreitägigen Aufschub der Todesvollstreckung, da er noch einmal in seine Heimat reisen wolle, um seine Schwester zu verheiraten; er versprach, seinen Freund Selinuntius als Bürgen zu stellen, den der König, wenn er nicht wiederkäme, an seiner Statt kreuzigen lassen möge. Tyrannen sind von Mißtrauen gegen ihre Mitmenschen erfüllt. Auch Dionys dachte nur arges bei der Versicherung des Mörös. Gleichwohl gestattete er die erbetene Frist mit der besondern Bemerkung, daß, wenn der Freund des Mörös sterben müsse, dieser dann frei sein solle. Mörös ging hierauf zu seinem Freunde, erzählte ihm kurz das Vorgefallene, und bat denselben, dem Könige als Bürge für ihn sich zu stellen. Selinuntius umarmte den Mörös als Zeichen der Einwilligung und lieferte sich dem Dionys aus. Mörös eilte in die Heimat, und ehe noch der Morgen des dritten Tages graute, befand er sich schon wieder auf der Rückreise. Bald aber ergoß sich Regen in Strömen, und als er gegen Mittag den Fluß erreichte, über den seine Straße führte, fand er denselben hoch angeschwollen und mußte sehen, wie die Brücke über denselben eben zusammenstürzte. Nun spähte er, von Sorge und Angst um seinen Freund erfüllt, nach dem jenseitigen Ufer, ob er da nicht einen Schiffer erblicke, der ihn in einem Kahn hinübersetze; aber sein Auge entdeckte niemanden, und sein Ruf, den er hinübersandte, blieb unerwidert. Jetzt sank er auf seine Kniee und bat den Zeus, des Stromes Loben zu stillen. Doch sein Flehen blieb unerhört; die Fluten wurden vielmehr noch wütender. Da endlich befeuerte die Angst seinen Mut; er sprang in den Strom und kam glücklich am jenseitigen Ufer an.

Sein Weg führte ihn ganz nahe an einem Walde vorbei. Eben hatte er denselben erreicht, da stürzte eine Rotte Räuber auf ihn zu; aber er entreißt dem ersten die Keule, schlägt damit drei tot zu Boden, worauf die anderen fliehen. Die Sonne scheint jetzt heiß, und Mörös kann, von ihrer brennenden Hitze und den furchtbaren Anstrengungen ermattet, nicht weiter; er ist in Gefahr zu verschmachten. Da fleht er abermals zu Zeus um Hilfe, und zwar diesmal nicht umsonst. Er hört alsbald das Murmeln einer Quelle, schleicht sich zu ihr hin und erquickt und stärkt sich an ihrem Wasser. — Schnell geht er nun weiter. Da begegnen ihm zwei Wanderer, aus deren Gespräch beim Vorbeigehen er die Worte versteht:

„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.“

Mörös versteht den schrecklichen Sinn dieser Worte und verdoppelt seine Schritte. Da kommt ihm sein Hausverwalter, Philóstratus, entgegen und bittet ihn dringend, nicht nach Syrakus zu gehen, sondern, da

er seinen Freund nicht mehr retten könne, an seine eigene Sicherheit zu denken. Aber Mörös läßt sich nicht zurückhalten: er will, wenn er seinen Freund nicht mehr retten kann, doch durch den Tod mit demselben sich vereinen lassen.

Eben geht die Sonne unter, da erreicht er das Thor von Syrakus und sieht alsbald auf dem Markte seinen Freund am Kreuze in die Höhe ziehen. Mit Windeseile zwängt er sich durch die Menge und ruft dem Henker zu: „Halt ein, halt ein! Da bin ich, für den er gebürget!“

Die beiden Freunde stürzen sich lautlos in die Arme. Alles Volk ist tief ergriffen. Man bringt dem Könige schnell Kunde von dem Vorgange, und auch dessen Herz wird gerührt. Er läßt die beiden Freunde zu sich kommen, blickt sie lange verwundert an und bricht endlich in die Worte aus:

„Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn,
So nehmet auch mich zum Genossen an!
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In euerm Bunde der dritte!“

Erst nachdem die Schüler diese Vorerzählung mit Sicherheit wiedererzählen können, erfolgt das Vorlesen des Gedichtes,¹⁾ woran sich dann zunächst die Erklärung einzelner Ausdrücke anschließt.

3. Erläuterungen.

1. Tyrann, bei den Griechen einer, der die oberste Gewalt an sich gerissen hat. Wenn man nach unserm jetzigen Sprachgebrauch unter einem Tyrannen einen harten, gefeßlos herrschenden, grausamen Mann versteht, so muß man bei der Beurteilung jener Tyrannen, wie sie in der griechischen Geschichte uns entgegentreten, nur Männer sehen, welche gegen die bestehende Ordnung und ohne förmliche Wahl der Bürger die oberste Gewalt in einem Staate an sich gerissen haben; auf die Art und Weise, wie sie diese Gewalt ausüben, kommt es dabei nicht an. — Dionys war zugleich ein Tyrann in des Wortes gegenwärtiger Bedeutung. Einen solchen zeichnet Uhland meisterhaft in des „Sängers Fluch“:

„Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich;
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.“

2. Häsch er, Gerichtsdienner, Polizisten, Personen, die den Auftrag haben, Verbrecher zu erhaschen oder zu ergreifen.

¹⁾ Otto, Anleitung, das Lesebuch als Grundlage und Mittelpunkt eines bildenden Unterrichtes in der Muttersprache zu behandeln.

3. In Banden schlagen = fesseln, binden, einkertern.

4. Der Bürge ist eine Person, welche Sicherheit für das Versprechen eines zweiten an einen ersten gewährt; wird die Sicherheit durch Übergabe einer Sache gewährt, so heißt diese Pfand. Wer Bürgschaft leistet, verpflichtet sich, für einen andern etwas zu thun oder zu leiden, falls der andere es nicht selber thut oder leidet.

5. Entgegnet ihm finster der Wüterich, ruft er dem Hereintretenden entgegen.

6. Die arge List des Königs liegt in den Worten: „Doch dir ist die Strafe erlassen.“ Dadurch deutet er dem Mörös an, daß er entfliehen könne.

7. Rachen, Fährre = Rahn.

8. Zeus, der oberste und mächtigste Gott der Griechen. Er ist nach der griechischen Götterlehre ein Sohn des Saturnus und ein Bruder des Pluto und des Neptun. Bei den Römern heißt er Jupiter. — Die Brüder des Saturnus sind die Giganten, den Himmel stürmende Riesen. Die großen, riesenmächtigen Schatten, welche am Abende die Bäume und alle stehende Dinge werfen, nennt man gigantische Schatten, Riesenschatten.

9. Die Zinne ist das mit einem Geländer umgebene flache Dach eines Gebäudes. — „Zinne des Tempels.“

10. Wahn = irrige, falsche Meinung.

11. Rühren, des Reimes wegen statt Rührung.

4. Inhalt und Gliederung des Gedichtes.

a. Die Gliederung in referierender Form dargestellt.

Das Gedicht gliedert sich in drei Teile. Der erste Teil umfaßt die Strophen 1—5 und bildet die Einleitung. Mörös will den Tyrannen Dionys ermorden, wird aber dabei ergriffen, verhört und zum Tode verurteilt. Er ist zum Sterben bereit und bittet um drei Tage Frist, damit er erst noch seine Schwester verheirate. Der König erfüllt seine Bitte, erklärt aber, daß, wenn er nicht zurückkehre, sein Freund, den er als Bürgen stellen will, für ihn sterben müsse. — Der zweite Teil, Strophe 6—17, enthält die Haupthandlung. Wir erfahren, daß Mörös bei seiner Rückkehr nach Syrakus alle Hindernisse überwindet. Er durchschwimmt den plötzlich angeschwollenen Strom, besiegt die Räuber, wendet sich, von Durst und Ermattung überfallen, betend an Zeus und wird aus einer hervorsprudelnden Quelle zur Weiterreise gestärkt, wovon ihn die Kunde von der stattfindenden Kreuzigung des Freundes, die er aus dem Gespräch zweier Wanderer und von seinem Hausverwalter Philostratus erhält, nicht zurückhalten kann. — Den dritten Teil bilden die drei letzten Strophen. Er stellt den glücklichen Ausgang dar. Mörös kommt noch zur rechten

Zeit nach Syrakus und verhindert die Kreuzigung des Freundes. Das Volk ist über seine Treue erstaunt, und der König, gleichfalls gerührt, schenkt ihm das Leben und bittet die beiden, ihn als Freund zu betrachten. — Den ersten Abschnitt kann man überschreiben: Mörös beim Könige und bei seinem Freunde. Für den zweiten eignet sich die Überschrift: Die Rückreise des Mörös. Der dritte Teil kann überschrieben werden: Die Ankunft des Mörös.

b. Die Gliederung in tabellarischer Form dargestellt.

- I. Mörös beim Könige und bei seinem Freunde.
 1. Die Verurteilung.
 2. Die Bitte um Frist.
 3. Die Gewährung der Frist.
 4. Die Aufforderung zur Bürgschaft.
 5. Die Leistung der Bürgschaft.
- II. Die Rückreise des Mörös.
 1. Der hemmende Strom.
 2. Der Mordanfall.
 3. Die Gefahr zu verschmachten.
 4. Die Versuchung durch den Hausverwalter.
- III. Der glückliche Ausgang.
 1. Die rechtzeitige Ankunft.
 2. Die Begnadigung.

5. Inhalt der einzelnen Strophen, resp. Überschriften zu denselben.

Die „Bürgschaft“ entspricht der Forderung, daß jede Strophe auch dem Inhalte nach ein kleines Ganzes bilde, aufs vollkommenste. Die einzelnen Überschriften können heißen: 1. Die Verurteilung. 2. Bitte um Frist. 3. Die Gewährung der Frist. 4. Die Aufforderung zur Bürgschaft. 5. Die Leistung der Bürgschaft. 6. Die Überschwemmung. 7. Der vergebliche Ruf nach Hilfe. 8. Das Gebet zum Zeus. 9. Das glückliche Wagnis. 10. Der Mordanfall. 11. Die siegreiche Gegenwehr. 12. Die Gefahr zu verschmachten. 13. Der rettende Quell. 14. Die schreckliche Botschaft. 15. Der besorgte Diener. 16. Die Beschwörung. 17. Der feste Entschluß. 18. Die rechtzeitige Ankunft. 19. Die Rührung. 20. Die Begnadigung. — Welche Überschrift läßt sich dem ganzen Gedichte geben? (Macht der Freundestreue.)

6. Besprechung über den Inhalt des Gedichtes.

1. Das Gedicht ist eine Verherrlichung der Freundestreue. Durch welche Umstände wird es veranlaßt, daß die Freundestreue auf die Probe gestellt wird? (Mörös macht den Versuch, den Tyrannen zu

ermorden; sein Vorhaben mißglückt jedoch, und er wird zum Tode verurteilt. Die Bitte um Aufschub der Todesvollstreckung wird gegen das Anerbieten der Bürgerschaft gewährt, welche Dionys annimmt und Selinuntius leistet.) — Warum machte Mörös den Mordversuch auf den Tyrannen? War er etwa dazu gedungen? (Daß er gedungen war, den Mordversuch zu wagen, kann man gar nicht annehmen; dazu ist sein Charakter viel zu edel; auch der Ausgang der Begebenheit spricht gegen jene Annahme.) — Warum besinnt sich der König, die Bitte des Mörös zu gewähren? Warum leistete Selinuntius sofort Bürgerschaft? Wie ist es ihm während der drei Tage wohl ergangen? (Spott des Tyrannen; Vorwürfe seitens der Verwandten.)

2. Wie lange dauert die Rückreise des Mörös? Mit welchen Worten ist das angedeutet? („Ghe das dritte Morgenrot scheint“ — „die Sonne geht unter, da steht er am Thor.“) — Auf dem Rückwege wird die Treue des Mörös schweren Prüfungen unterworfen. Welche natürliche Hindernisse treten ihr entgegen? (a. Die Überschwemmung, b. die raubende Rotte, c. die körperliche Ermattung.) — Unterscheide diese Hindernisse nach ihrem Ursprung! (Das erste geht von der Natur aus, das zweite von feindlichen Menschen, und das dritte entspringt aus der Schwäche der eigenen Natur.) — Wie überwindet Mörös die drei Hindernisse? (Das erste besiegt er durch Mut und Kraft; das zweite überwindet er durch verzweifelte Kraftanstrengung; das dritte besiegt er durch den Einfluß höherer Mächte.) — Welche inneren Hindernisse, d. h. Versuchungen, hatte Mörös zu besiegen? (a. Durch die versänglichen Worte der Wanderer: „Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen“ mußten Zweifel an dem Gelingen der Rettung seines Freundes in ihm entstehen. b. Die Nachricht des treuen Dieners mußte ihm vollends jede Hoffnung nehmen, den Freund retten zu können; dazu fordert jener ihn so dringend auf, zurückzubleiben, zu fliehen, damit er das eigene Leben rette. c. Auch deutet der Hausverwalter an, daß die Ankunft des Mörös dem Freunde in keinem Falle nutzen werde; der Tyrann werde beide hinrichten lassen.) — Mit welchen Worten ist der Sieg des Mörös über diese Versuchung ausgesprochen? („Und ist es zu spät 2c.“) — Denkt an die Geschichte, aus der Schiller den Stoff zu seinem herrlichen Gedichte geschöpft hat! Sind da auch so viel Hindernisse angegeben, die Mörös zu beseitigen hat? Welche Hindernisse hat also der Dichter erfunden oder ersonnen? — Die vom Dichter erfundenen Hindernisse haben einen zweifachen Zweck; welches ist der wohl? (a. Sie entschuldigen die späte Ankunft des Mörös, b. stellen sie dessen unerschütterliche Treue ins hellste Licht.) — In welche Abschnitte ist des Mörös Heimreise durch die Hindernisse geteilt? — Die einzelnen Abschnitte des Weges sind auch von der Sonne scharf geschieden. Mit welchen Worten deutet der Dichter die Tageszeiten an?

1. Den Morgen: „Ehe das dritte Morgenrot scheint.“
2. Den Mittag: „Im Mittag steht die Sonne.“
3. Die ersten Stunden des Nachmittags: „Die Sonne versendet glühenden Brand.“
4. Die spätern Stunden des Nachmittags: „Die Sonne blickt durch der Zweige Grün und malt auf den glänzenden Matten der Bäume gigantische Schatten.“
5. Den Abend: „Es schimmern in Abendrots Strahlen von ferne die Zinnen von Syrakus.“
6. Die Nacht: „Die Sonne geht unter.“

3. Welchen Eindruck machte die Ankunft des Möros auf das versammelte Volk? Welche Wirkung machte die Treue des Möros auf den König? Welchen Wunsch spricht der Tyrann schließlich aus? — Das war ein kühner Wunsch im Munde des Tyrannen; weshalb? — Woraus kann man auf die Festigkeit des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Möros und Selinuntius schließen? (a. Möros überwindet alle äußern und alle innern Hindernisse, um nicht untreu zu werden, um seinem Freunde das gegebene Wort zu lösen. b. Selinuntius verliert die Hoffnung auf die Wiederkehr seines Freundes keinen Augenblick, und aller Hohn des Tyrannen konnte ihn in dem Glauben an seines Freundes Treue keinen Augenblick wankend machen.) — Möros' Seele wird von der Treue gegen den Freund ganz erfüllt, ganz beherrscht. Was herrscht, ist eine Macht, und die Freundestreue ist fürwahr eine Tugend, die viel vermag; das sehen wir an Möros. Die Treue macht seine Arme gewaltig gegen die Flut des Stromes; sie macht ihn stark zum Kampfe gegen die raubende Rote; sie hält seine Sinne in der Ermattung wach, daß er die erfrischende Quelle endeckt; sie giebt ihm Kraft, auch die inneren Hindernisse zu besiegen; sie läßt in Möros' Seele die Furcht vor dem Tode nicht aufkommen; sie rettet den Freund und rührt das Volk; sie befehrt endlich den Tyrannen, und das ist der schönste und glänzendste Triumph, den die Freundestreue feiert. Inwiefern kann also die Freundestreue eine Macht genannt werden?

„Herrlich erscheint der Treue Gewalt im Kampf mit den Räubern,
Herrlich im Kampf mit dem Strom und mit des Tagesgestirns
Alles versengender Blut; doch höheren Sieg noch erringt sie,
Da an der Göttlichen Strahl schmilzt des Tyrannen Gemüt.“

(H. Viehoff.)

Ja, die Freundestreue ist eine Macht, und das ist es eben, was der Dichter an dem Beispiele des Möros und seines Freundes veranschaulichen wollte.

7. Schriftliche Übungen.

1. Übertragung des Gedichtes in Prosa.
2. Inhalt und Gliederung desselben.
3. Characterschilderung des Möros.

Ausführung:

Möros ist ein starker, gewandter und kühner Mann; er durchschwimmt den Strom, schlägt mit gewaltiger Hand die Räuber nieder und widersteht der glühenden Sonnenhize. — Stark und fest wie sein Körper ist sein Wille; kein Hindernis, keine Gefahr, keine Drohung schreckt ihn. — Er haßt die Knechtschaft und liebt die Freiheit, für die er zum Dolche greift. — Kleinmut und Verzagtheit sind ihm fremd; mutvoll ist er zum Sterben bereit. — Hart und rücksichtslos gegen sich selbst, ist er zart und edel gegen andere. Mit inniger und herzlicher Liebe ist er seiner Schwester zugethan; die letzten Stunden seines Lebens sollen nur ihr und ihrem Wohlergehen gehören. — Wahre, opferfähige Freundschaft besteht zwischen ihm und seinem Freunde. Er darf ihn dem Könige zum Bürgen anbieten, ob es sich bei dieser Bürgschaft auch um das Leben handelt. Er selbst aber beweist seinem Freunde die heldenmütigste Treue. Allen Versuchungen widersteht er, alle Hindernisse bekämpft und überwindet er in heißem Ringen. „Er schlachte der Opfer zweie und glaube an Liebe und Treue“, spricht er. — Möros ist eines der schönsten Beispiele von Freundestreue. (Hentschel.)

29. Der Kampf mit dem Drachen.

Friedrich v. Schiller.

- | | |
|---|---|
| <p>1. Was rennt das Volk, was wälzt
sich dort
Die langen Gassen brausend fort?
Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?
Es rottet sich im Sturm zusammen,
Und einen Ritter, hoch zu Roß,
Gewahr' ich aus dem Menschentroß;
Und hinter ihm — welch Abenteuer!
Bringt man geschleppt ein Ungeheuer;
Ein Drache scheint es von Gestalt,
Mit weitem Krokodilekrachen;
Und alles blickt verwundert bald
Den Ritter an und bald den
Drachen.</p> | <p>Und nach dem Kloster geht der Zug,
Wo Sankt Johannis des Täufers
Orden,
Die Ritter des Spitals, im Flug
Zu Räte sind versammelt worden.</p> |
| <p>2. Und tausend Stimmen werden laut:
„Das ist der Lindwurm, kommt
und schaut,
Der Hirt und Herden uns ver-
schlungen!
Das ist der Held, der ihn bezwungen!
Viel' andre zogen vor ihm aus,
Zu wagen den gewalt'gen Strauß,
Doch keinen sah man wiederkehren;
Den kühnen Ritter soll man ehren!“</p> | <p>3. Und vor den edlen Meister tritt
Der Jüngling mit bescheidnem
Schritt;
Nachdrängt das Volk mit wildem
Rufen,
Erfüllend des Geländers Stufen.
Und jener nimmt das Wort und
spricht:
„Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht;
Der Drache, der das Land verödet,
Er liegt von meiner Hand getötet;
Frei ist dem Wanderer der Weg,
Der Hirte treibe ins Gefilde,
Froh walle auf dem Felsenfleg
Der Pilger zu dem Gnadenbilde.“</p> |
| <p>4. Doch streng blickt der Fürst ihn an
Und spricht: „Du hast als Held
gethan;
Der Mut ist's, der den Ritter
ehret;
Du hast den kühnen Geist bewähret.</p> | <p>4. Doch streng blickt der Fürst ihn an
Und spricht: „Du hast als Held
gethan;
Der Mut ist's, der den Ritter
ehret;
Du hast den kühnen Geist bewähret.</p> |

- Doch sprich! was ist die erste Pflicht
Des Ritters, der für Christum
ficht,
Sie schmücket mit des Kreuzes
Zeichen?"
- Und alle rings herum erblicken.
Doch er, mit edlem Anstand, spricht,
Indem er sich errötend neiget:
„Gehorsam ist die erste Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig
zeigt.“
5. „Und diese Pflicht, mein Sohn,“
versetzt
Der Meister, „hast du frech verletzt.
Den Kampf, den das Gesetz versaget,
Hast du mit freulem Mut ge-
waget!“ —
„Herr, richte, wenn du alles weißt,“
Spricht jener mit gesetztem Geist;
„Denn des Gesetzes Sinn und
Willen
Vermeint' ich treulich zu erfüllen.
Nicht unbedacht'ig zog ich hin,
Das Ungeheuer zu betriegen;
Durch List und kluggewandten Sinn
Versucht ich's, in dem Kampf zu
siegen.“
6. Fünf unsers Ordens waren schon,
Die Zierden der Religion,
Des kühnen Mutes Opfer worden;
Da wehrtest du den Kampf dem
Orden.
Doch an dem Herzen nagten mir
Der Unmut und die Streitbegier;
Ja selbst im Traum der stillen
Nächte
Fand ich mich keuchend im Gefechte.
Und wenn der Morgen dämmernd
kam
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da faßte mich ein wilder Gram,
Und ich beschloß, es frisch zu wagen.
7. Und zu mir selber sprach ich dann:
Was schmücket den Jüngling, ehrt
den Mann?
Was leisteten die tapfern Helden,
Von denen uns die Lieder melden,
Die zu der Götter Glanz und
Ruhm
Erhub das blinde Heidentum?
Sie reinigten von Ungeheuern
Die Welt in kühnen Abenteuern,
- Begegneten im Kampf dem Leu'n,
Und rangen mit den Minotauren,
Die armen Opfer zu befreien,
Und ließen sich das Blut nicht
dauren.
8. Ist nur der Sarazen es wert,
Daß ihn bekämpft des Christen
Schwert?
Bekriegt er nur die falschen Götter?
Gesandt ister der Welt zum Retter;
Von jeder Not und jedem Harm
Befreien muß sein starker Arm.
Doch seinen Mut muß Weisheit
leiten,
Und List muß mit der Stärke streiten.
So sprach ich oft und zog allein,
Des Raubtiers Fährte zu erkunden;
Da flößte mir der Geist es ein;
Froh rief ich aus: Ich hab's ge-
funden!
9. Und trat zu dir und sprach dies
Wort:
Mich zieht es nach der Heimat
fort.
Du, Herr, willfahrtest meinen
Bitten,
Und glücklich ward das Meer durch-
schnitten.
Kaum stieg ich aus am heim'schen
Strand,
Gleich ließ ich durch des Künstlers
Hand,
Getreu den wohlbemerkten Zügen,
Ein Drachenbild zusammenfügen.
Auf kurzen Füßen wird die Last
Des langen Leibes aufgetürmet;
Ein schuppicht Panzerhemd umfaßt
Den Rücken, den es furchtbar
schirmet.
10. Lang strecket sich der Hals hervor,
Und gräßlich wie ein Höllenthor,
Als schnappt' es gierig nach der
Beute,
Eröffnet sich des Rachens Weite,
Und aus dem schwarzen Schlunde
dräun
Der Zähne stachelichte Reihn;
Die Zunge gleicht des Schwertes
Spitze;
Die kleinen Augen sprühen Blitze;
In eine Schlange endigt sich
Des Rückens ungeheure Länge,
Rollt um sich selber fürchterlich,
Daß es um Mann und Roß sich
schlänge.

11. Und alles bild' ich nach genau
Und kleid' es in ein scheußlich Grau;
Halb Wurm erschien's, halb Molch
und Drache,
Gezeugt in der gift'gen Lache.
Und als das Bild vollendet war,
Erwähl' ich mir ein Doggenpaar,
Gewaltig, schnell, von flinken Läufen,
Gewohnt, den wilden Ur zu greifen;
Die heß' ich auf den Lindwurm an,
Erhitze sie zu wildem Grimme,
Zu fassen ihn mit scharfem Zahn,
Und lenke sie mit meiner Stimme.
12. Und wo des Bauches weiches Bließ
Den scharfen Bissen Blöße ließ,
Da reiz' ich sie, den Wurm zu
packen,
Die spizen Zähne einzuhacken.
Ich selbst, bewaffnet mit Geschöß,
Besteige mein arabisch' Roß,
Von adeliger Zucht entstammt;
Und als ich seinen Zorn entflammt,
Rasch auf den Drachen spreng' ich los,
Und stachl' es mit den scharfen
Sporen,
Und werfe zielend mein Geschöß,
Als wollt ich die Gestalt durchbohren.
13. Ob auch das Roß sich grauend bäumt
Und knirscht und in den Zügel
schäumt,
Und meine Doggen ängstlich stöhnen,
Nicht raff' ich, bis sie sich gewöhnen.
So üb' ich's aus mit Emsigkeit,
Bis dreimal sich der Mond erneut.
Und als sie jedes recht begriffen,
Führ' ich sie her auf schnellen
Schiffen.
Der dritte Morgen ist es nun,
Daß mir's gelungen, hier zu landen;
Den Gliedern gönnt' ich kaum zu
ruhn,
Bis ich das große Werk bestanden.
14. Denn heiß erregte mir das Herz
Des Landes frisch erneuter Schmerz;
Zerrissen fand man jüngst die Hirten,
Die nach dem Sumpfe sich verirrtten.
Und ich beschließe rasch die That,
Nur von dem Herzen nehm' ich Rat.
Flugs unterricht' ich meine Knappen,
Besteige den versuchten Rappen,
Und, von dem edlen Doggenpaar
Begleitet, auf geheimen Wegen,
Wo meiner That kein Zeuge war,
Reit' ich dem Feinde frisch entgegen.
15. Das Kirchlein kennst du, Herr,
das hoch
Auf eines Felsenberges Foch,
Der weit die Insel überschauet,
Des Meisters kühner Geist erbauet.
Verächtlich scheint es, arm und klein,
Doch ein Mirakel schließt es ein:
Die Mutter mit dem Jesusknaben,
Den die drei Könige begaben.
Auf dreimal dreißig Stufen steigt
Der Pilgrim nach der steilen Höhe;
Doch hat er schwindelnd sie erreicht,
Erquickt ihn seines Heilands Nähe.
16. Tief in den Fels, auf dem es
hängt,
Ist eine Grotte eingesprenzt,
Vom Tau des nahen Moors be-
feuchtet,
Wohin des Himmels Strahl nicht
leuchtet.
Hier haufete der Wurm und lag,
Den Raub erspähend, Nacht und
Tag.
So hielt er, wie der Höllendrache,
Am Fuß des Gotteshauses Wache;
Und kam der Pilgrim hergewallt
Und lenkte in die Unglücksstraße,
Hervor brach aus dem Hinterhalt
Der Feind und trug ihn fort zum
Frasse.
17. Den Felsen stieg ich jetzt hinan,
Oh' ich den schweren Strauß be-
gann;
Hin kniet' ich vor dem Christus-
kinde
Und reinigte mein Herz von Sünde.
Drauf gürt' ich mir im Heiligtum
Den blanken Schmuck der Waffen
um,
Bewehre mit dem Spieß die Rechte,
Und nieder steig' ich zum Gefechte.
Zurück bleibt der Knappen Troß;
Ich gebe scheidend die Befehle
Und schwinge mich behend auf Roß,
Und Gott empfehl' ich meine Seele.
18. Kaum seh' ich mich im ebenen Plan,
Flugs schlagen meine Doggen an,
Und bang beginnt das Roß zu
keuchen,
Und bäumet sich und will nicht
weichen.
Denn nahe liegt, zum Knäuel geballt,
Des Feindes scheußliche Gestalt

- Und sonnet sich auf warmem
Grunde.
Auf jagen ihn die flinken Hunde;
Doch wenden sie sich pfeilgeschwind,
Als es den Rachen gähmend teilet
Und von sich haucht den gift'gen
Wind
Und winselnd wie der Schafal heulet.
19. Doch schnell erfrisch' ich ihren
Mut;
Sie fassen ihren Feind mit Wut,
Indem ich nach des Tieres Lende
Aus starker Faust den Speer ver-
sende.
Doch machtlos, wie ein dürrer
Stab,
Brast er vom Schuppenpanzer ab;
Und eh' ich meinen Wurf erneuet,
Da bäumet sich mein Roß und scheuet
An seinem Basiliskensblick
Und seines Atems gift'gem Wehen,
Und mit Entsetzen springt's zurück,
Und jezo war's um mich geschehen.—
20. Da schwing' ich mich behend vom
Roß,
Schnell ist des Schwertes Schneide
bloß;
Doch alle Streiche sind verloren,
Den Felsharnisch zu durchbohren.
Und wütend mit des Schweifes
Kraft
Hat es zur Erde mich gerafft;
Schon seh' ich seinen Rachen gähnen,
Es haut nach mir mit grimmen
Zähnen,
Als meine Hunde, wutentbrannt,
An seinen Bauch mit grim'm'gen
Bissen
Sich warfen, daß es heulend stand,
Von ungeheurem Schmerz zerrissen.
21. Und eh' es ihren Bissen sich
Entwindet, rasch erheb' ich mich,
Erspähe mir des Feindes Blöße,
Und stoße tief ihm ins Gekröse,
Nachbohrend bis ans Heft, den
Stahl.
Schwarzquellend springt des Blutes
Strahl.
Hin sinkt es und begräbt im Falle
Mich mit des Leibes Riesenballe,
Daß schnell die Sinne mir ver-
gehn.
- Und als ich neu gestärkt erwache,
Seh' ich die Knappen um mich stehn,
Und tot im Blute liegt der
Drache.“ —
22. Des Beifalls lang gehemmte Lust
Befreit jetzt aller Hörer Brust,
So wie der Ritter dies gesprochen;
Und, zehnfach am Gewölb' ge-
brochen,
Wälzt der vermischten Stimmen
Schall
Sich brausend fort im Wiederhall.
Laut fordern selbst des Ordens
Söhne,
Daß man die Heldenstirne kröne,
Und dankbar im Triumphgepräng'
Will ihn das Volk dem Volke
zeigen;
Da faltet seine Stirne streng
Der Meister und gebietet Schweigen.
23. Und spricht: „Den Drachen, der
dies Land
Verheert, schlugst du mit tapfrer
Hand;
Ein Gott bist du dem Volke worden,
Ein Feind kommst du zurück dem
Orden,
Und einen schlimmern Wurm gear
Dein Herz, als dieser Drache war.
Die Schlange, die das Herz ver-
giftet,
Die Zwietracht und Verderben
stiftet,
Das ist der widerspenst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech em-
pöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt;
Denn er ist's, der die Welt zer-
stört.
24. Mut zeigt auch der Mameluck,
Behorsam ist des Christen Schmuck;
Denn wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtesblöße,
Da stifteten, auf heil'gem Grund,
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen.
Dich hat der eitle Ruhm bewegt —
Drum wende dich aus meinen
Blicken!
Denn wer des Herren Joch nicht
trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht
schmücken.“

25. Da bricht die Menge tobend aus,
Gewalt'ger Sturm bewegt das
Haus,
Um Gnade flehen alle Brüder;
Doch schweigend blickt der Jüng-
ling nieder,
Still legt er von sich das Gewand
Und küßt des Meisters strenge
Hand

Und geht. Der folgt ihm mit dem
Blicke,
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und spricht: „Umarme mich, mein
Sohn!
Dir ist der här't're Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz! Es ist der Lohn
Der Demut, die sich selbst be-
zwungen.“

1. Geschichtliche Grundlage des Gedichtes.

Der Inhalt des Gedichtes findet sich umständlich genau in Vertots Geschichte der Johanniter, wonach das Ereignis stattgefunden unter Helion de Villeneuve, Großmeister des Ordens von 1323—1345. Der kühne Ritter hieß Dieudonné (Deodat) von Sozon. Derselbe wurde nach dem Tode des Großmeisters 1346 zum Nachfolger erwählt und starb als solcher 1353. Sein Grabmal zierte die Aufschrift: Draconis extincor (Drachentöter). — Die ausführliche Mitteilung des Vorganges nach der Quelle ist nicht von nöten, da Schiller sich im ganzen genau an letztere angeschlossen hat.

2. Erläuterungen.

1. Rhodus, Hauptstadt auf der an der Südwestküste von Kleinasien liegenden Insel gleichen Namens.

2. Lindwurm (aus lint und wurm, von welchen Wörtern jedes Schlange bedeutet, zusammengesetzt) wird vom Dichter abwechselnd mit Drache und Wurm gebraucht.

3. Sankt Johannis des Täufers Orden, die Ritter des Spitals, die Mitglieder des Johanniter-Ordens, die Hospitaliter. — Kurz vor den Kreuzzügen, nämlich 1048, hatten Kaufleute aus Amalfi in Jerusalem ein Benediktinerkloster gekauft und dasselbe als Zufluchtsstätte für die von den Muselmännern bedrückten Christen eingerichtet. Dieses Kloster hatte fortan ein Hospital für Pilger, und die dort dienenden Mönche wurden zunächst Hospitaliter genannt, empfangen aber später den Namen Johanniter, nach einer neuen Kapelle, welche man dem hl. Johannes dem Täufer weihte. Diese Genossenschaft verwandelte der derzeitige Abt Raimund de Puy im Jahre 1120 in einen geistlichen Ritterorden, dessen Glieder das Gelübde des Gehorsams, der Armut und der Keuschheit ablegten. Die Mitglieder zerfielen in Ritter, Geistliche und dienende Brüder. Den Schutz der Christen gegen die Ungläubigen übernahmen erstere, die Leitung und Besorgung des Gottesdienstes die Priester; die Armen- und Krankenpflege war der Beruf der letzten Klasse. Sie trugen als Ordenstracht einen schwarzen Mantel mit einem achtspeizigen weißen Kreuze. Lange widerstand ihre Tapferkeit den türkischen Waffen; endlich mußten sie aus dem Lande weichen und zogen nach Rhodus (1310), und als sie auch hier von den Feinden vertrieben wurden,

gingen sie nach der kleinen Felseninsel Malta (1530). Darum haben sie auch den Namen Rhodiser= und Malteser=Ritter geführt.

4. Die tapferen Helden der heidnischen Sage sind die Heroen oder Halbgötter der Griechen, wie Herkules und Theseus, welche die leidende Menschheit von allerlei übermenschlichen Plagegeistern befreiten. Herkules besiegte den unverwundbaren nemeischen Löwen; Theseus tötete den Minotaurus im Labyrinth zur Areta.

5. Ur = Auerchs.

6. Sarazenen, eigentlich Morgenländer; später = Araber.

7. Den versuchten, eingeübten, erprobten Rappen.

8. Mirakel = Wunderwerk, hier = Gnadenbild.

9. Höllendrache, der Satan, der die Christen zu verderben sucht.

10. Schakal, ein in ganz Asien häufig vorkommendes Tier, wolf= oder fuchsähnlich; wegen seiner Farbe gewöhnlich Goldwolf genannt.

11. Der Gifthauch des aufgesperzten Rachens, das Geheul und der Basiliskenblick, das sind drei Eigentümlichkeiten, welche dem nachgebildeten Drachen nicht mitgeteilt werden konnten.

12. Mamelucken hießen ursprünglich die kaukasischen Sklaven, welche ein Sultan Ägyptens im 13. Jahrhundert kaufte und kriegerisch ausbilden ließ. In diese unter den Türken stehende Sklaventruppe wurden auch die Gefangenen eingereiht, welche vom Christentum zum Islam abfielen. „Um so demütigender ist des strengen Meisters Wort: Mut zeigen, heißt nur etwas thun, dessen auch die Sklaven der Ungläubigen fähig sind; aber Demut und Gehorsam üben nach dem Vorbilde des Herrn, der sich selbst erniedrigte und gehorsam war, bis zum Tode, das ist der Schmuck eines christlichen Ritters.“

13. Mit dem Gewand legt der Ritter das Kreuz ab und empfängt mit dem Kreuze das Gewand wieder. Zwei Kämpfe sind dem Ritter gelungen, der harte über den Drachen im Moore, der härtere über den schlimmeren Wurm im Herzen, über den Geist des Hochmuts und der Widerspenstigkeit.

3. Inhalt und Gedankengang des Gedichtes.

Der Dichter schildert zuerst den Triumphzug des Ritters nach dem Kloster durch die Straßen von Rhodus, beginnt also eigentlich mit dem Ende. Hieran reiht sich des Jünglings Mitteilung an den versammelten Orden über die gelungene Tötung des Drachen, auf die dann unmittelbar die sehr ernste Vorhaltung des Großmeisters wegen frecher Verletzung der ersten Ritterpflicht folgt. Diese veranlaßt den Jüngling, umständlich seine That zu rechtfertigen und als im Sinne des Gesetzes darzustellen, und zwar dadurch, daß er sagt, er habe sie nicht unbedachtam unternommen, wie jene fünf vom Ungeheuer

zerrissenen Ordensbrüder, und zu zeigen sucht, wie der christliche Ritter noch mehr, als die in Liedern gepriesenen tapfern heidnischen Helden die Pflicht habe, seine Mitmenschen von jeder Not zu befreien. Um zu beweisen, wie bedachtsam und klug er zu Werke gegangen sei, erzählt er ganz ausführlich, in welcher Weise er sich, sein Ross und ein Doggenpaar drei Monate lang zu diesem Kampfe vorbereitet habe. Der Dichter benützt diesen Umstand, um uns das Ungeheuer noch vor dem Kampfe zu schildern und uns mit seinem am Fuße eines Kirchleins liegenden Aufenthaltsorte bekannt zu machen. Nun folgt die Schilderung des Kampfes, und damit schließt der Jüngling. Volk und Ordensbrüder äußern sich darauf sehr beifällig über die kühne That; aber der Großmeister tadelt sie hart, entwickelt dabei den Zweck des Ordens und zeigt, daß der Jüngling aus eitlen Ruhm gehandelt habe und darum ferner nicht würdig sei, sich mit dem Ordenskreuz zu schmücken. In natürlicher Weise schließt sich hieran eine Schilderung des Eindrucks, den dies Urtheil auf das Volk, die Ordensbrüder und den Jüngling hervorbringt. Die Begnadigung des Ritters, nachdem er sich bescheiden unter das Ordensgesetz und die zuerkannte Strafe unterworfen, bildet den Schluß des Gedichtes. (Üben.)

4. Gliederung des Gedichtes.

1. Der siegreiche Einzug des Ritters mit dem erlegten Drachen. (Str. 1—2.)
2. Die kurze Meldung der Heldenthat durch den Jüngling. (Str. 3.)
3. Der Vorwurf und die Anklage des Ordensmeisters. (Str. 4—5.)
4. Die Verteidigungsgründe des Ritters gegen die erhobene Anklage. (Str. 6—21.)
5. Der Eindruck der Verteidigungsrede. (Str. 22—24.)
6. Der Sieg des Ritters über sich selbst. (Str. 25, Vers 4, 5 und 6.)
7. Die Begnadigung des Ritters. (Str. 25, Vers 7—12.)

5. Inhalt der einzelnen Strophen, resp. Überschriften zu denselben.

1. Der Einzug des siegreichen Ritters. 2. Der Jubel des Volkes und die Lobpreisung des Jünglings. 3. Die Meldung der Heldenthat. 4. Des Ordensritters erste Pflicht. 5. Die Anklage des Ordensmeisters und die Rechtfertigung des Jünglings im allgemeinen. 6. Das Mitleid des Ritters mit den gefallenen Brüdern und mit den Leiden des Volkes. 7. Die Heldenthaten der Heroen der Vorzeit. 8. Die Aufgabe des Ritters. 9. Der Urlaub; die Nachbildung des Ungeheuers. 10. Die Schilderung des nachgebildeten Drachen. 11. Die Einübung der Doggen. 12. Die Einübung des Rosses. 13. Die Beharrlichkeit des Ritters; seine Rückkehr nach Rhodus. 14. Der Entschluß des Ritters, den Kampf mit dem wirklichen Drachen zu wagen. 15. Das Kirchlein auf Rhodus. 16. Aufenthaltort des Drachen. 17. Rüstung

der Seele und des Leibes. 18. Schrecken des Rosses und der Doggen. 19. Angriff des Ungeheuers seitens des Ritters. 20. Die Not des Ritters; Rettung durch die Hunde. 21. Sieg des Ritters. 22. Lob und Fürsprache des Volkes und der Ordensbrüder. 23. Die Beurteilung der That des Ritters. 24. Die Beurteilung des Ritters selbst. 25. Begnadigung des Ritters.

6. Fragen und Aufgaben zur Vermittelung des Verständnisses.

1. Gib die Äußerungen des Volkes auf dem Wege zum Kloster an! Welche Mitteilung macht der Jüngling seinem Großmeister zunächst? Wie urteilt dieser über des Jünglings kühne That? Mit welchen Worten erkennt er des Jünglings heldenmütigen Sinn an? Mit welchen Worten bezeichnet er die Heldenthat als eine Verletzung der ersten Ritterpflicht? Wie sucht der Jüngling seine That zu rechtfertigen? (Die Verteidigungsgründe, welche der Jüngling anführt, sind folgende: 1. Er nahm an, das Verbot sei kein unbedingtes; 2. sein Verfahren gegenüber dem Wagnisse der andern Ordensbrüder schien eine Übertretung bedingungsweise zu rechtfertigen; 3. das Mitgefühl mit den gefallenen Brüdern und mit den Leiden des Volkes regte sich im Herzen; 4. das Beispiel der Heroen der Vorzeit trieb ihn dazu an; 5. die Ritterpflicht schien es zu fordern; 6. der angeborene Heldensinn reizte dazu an; 7. die Vernunft zeigte die Möglichkeit des Gelingens; 8. zur speciellen Rechtfertigung schildert er die Art und Weise des Kampfes und seinen Erfolg.) — Erzähle, welche Vorbereitungen zum Kampfe der Jüngling traf! Beschreibe das Drachenbild, das er anfertigen ließ! Erzähle, was er that, um seine Doggen und sein Roß für den Kampf einzuüben! — Wodurch werden die letzten Bedenken des Ritters, ob er den Kampf aufnehmen solle, beseitigt? Wo hauset das Ungeheuer? Beschreibe das Kirchlein auf der Höhe! Worin besteht die letzte Vorbereitung des Ritters zum Kampfe? Schildere den Kampf mit dem Drachen! Sprich dich darüber aus, welchen Eindruck die Schilderung des Kampfes auf das Volk und auf die Ordensbrüder machte! Wie wird die Verteidigungsrede von dem Großmeister aufgenommen? Mit welchen Worten weist er den Jüngling aus dem Orden? Wie verhielt sich das Volk bei der Beurteilung des Jünglings? Wie die Ordensbrüder? Wie jener selbst? Worin besteht der „härtere Kampf“, der dem Ritter gelungen? (In der edlen Selbstverleugnung; in der bescheidenen Unterwerfung unter das Ordensgesetz und die zuerkannte Strafe.) — Wie wurde die edle Selbstüberwindung und Demütigung des Ritters belohnt? (Er erhielt Verzeihung seines Fehlers und ein Kreuz, vielleicht das Komturkreuz, als Zeichen einer höhern Würde.)

2. Beweise, daß der Jüngling Körperstärke und Körpergewandtheit besaß! Zeige, daß er mitleidig war! Daß er unerschrocken, mutig, tapfer und kühn war! Daß er Beharrlichkeit und Ausdauer

befah! Desgleichen, daß er Klugheit und Geistesgegenwart besaß! Daß er bescheiden und demütig war? — Warum durfte er die kühne That nicht unternehmen? Zeige, daß er seinen Fehler einsah! Daß er denselben bereute! — Wie unterscheidet sich der Großmeister von den Ordensrittern? Zeige, daß er gerecht war! Daß er in seinen Grundsätzen fest und unerschütterlich war! Daß ihm das Gesetz über alles hoch stand! — In welchem Augenblicke gefällt dir der Großmeister am besten? Und der Jüngling? — Ja, da möchte man beide mit umarmen.

7. Grundgedanke des Gedichtes.

Ritterlicher Heldenmut verdient Lob und Anerkennung; ungleich höher indes steht der freudige Gehorsam und die demütige Unterwerfung unter die Pflicht des Gesetzes.

8. Zweck des Gedichtes.

Der Dichter beabsichtigte nicht, die Heldentüchtigkeit des Ritters durch dessen Sieg über den Drachen darzustellen, sondern dessen christliche Demut, die vollkommenste Selbstüberwindung und tiefste Demütigung bei der größten Tapferkeit und dem höchsten Mute. Die Worte der Überschrift: „Der Kampf mit dem Drachen“, haben einen doppelten Sinn, indem sie sich einmal auf den Kampf mit dem eigentlichen Lindwurm beziehen, dann aber auch auf die Worte des Meisters:

„Und einen schlimmern Wurm gear
Dein Herz, als dieser Drache war.“

9. Form des Gedichtes.

Das Gedicht ist nach Form und Gehalt eine Perle unserer Litteratur. Die einzelnen Strophen bestehen aus drei vierzeiligen Gliedern, zwei sich gleichen Stollen und einem Abgesang. Das Versmaß ist das jambische. Die Aufeinanderfolge der teils männlichen, teils weiblichen Reime ist aa bb cc dd e f e f. — Die Sprache ist äußerst glänzend und von höchstem Wohlklang; viele Stellen des Gedichtes besitzen eine große malerische Kraft.

10. Schriftliche Übungen.

1. Inhalt und Gliederung des Gedichtes.
2. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen in Form von kurzen Überschriften.
3. Erzählung nach der zeitlichen Aufeinanderfolge der Ereignisse.
4. Schilderung des Kampfes mit dem Drachen.
5. Charakterschilderung des Großmeisters.

6. Charakterschilderung des Ritters.

Ausführung:

Der Ritter (Dieudonné von Gozon) besitzt eine Menge trefflicher Eigenschaften. Wie sich von jemandem, der sich dem Ritterstande widmet, erwarten läßt, ist er kraftvoll und gewandt. Mit starker Faust stößt er dem Drachen das Schwert ins Gekröse; behend schwingt er sich vom Roß, und schnell zieht er das Schwert. — Mut und Tapferkeit beseelen ihn; den furchtbaren Lindwurm, der schon manchen Ritter tötete, will er bekämpfen. — Bei Kraft und Mut wohnen Geistesgegenwart und Klugheit; das zeigt sowohl die planmäßige Vorbereitung zum Kampfe als dieser selbst. — Nicht eitle Ruhmsucht treibt ihn zum kühnen Wagen, sondern herzliches Erbarmen mit dem bedrängten Volke. — Vor dem Kampfe wendet er sich im Gebet zu Gott; er ist frommen und gläubigen Sinnes. — Aber bei allen guten Eigenschaften hat der Jüngling auch Schwächen. Er ist nicht frei von Eigendünkel. Er hält sich für weiser als den Meister, der den Kampf mit dem Drachen aus gutem Grunde untersagte. — Er handelt gegen das erlassene Verbot des Ordensmeisters; er ist ungehorsam. — Auch ist er unredlich; denn er verschafft sich den Urlaub durch Angabe falscher Thatsachen. Aber seine Fehler erscheinen dadurch in einem milderen Lichte, daß er, durch den Großmeister von seinem Irrtum überzeugt, sich in Demut beugt.

7. Das Kirchlein auf Rhodus.

Ausführung:

Das Kirchlein auf Rhodus, das der Ritter vor Beginn des Kampfes aufsuchte, lag auf der Spitze eines hohen Felsens; weit bis an die Grenzen der Insel und darüber hinaus war es zu sehen. — Ein steiler Weg führte zu ihm hinauf; neun und neunzig Stufen mußten erstiegen werden, ehe man es erreichte. — Es war klein und schmucklos in seinem Äußern; aber sein Inneres barg ein köstliches Kleinod, ein berühmtes Marienbild mit dem Jesuskinde, umgeben von den Weisen aus dem Morgenlande. — Nie war es leer auf den Stufen und am Altare; tausende von Gläubigen wallfahrteten dorthin, um Trost in Leiden, Rettung aus Not, Mut zu kühner That zu ersehen. — Eine herrliche Aussicht erfreute dort oben Auge und Herz. Man überschaute nicht nur das ganze schöne Eiland mit seinen Bergen und Thälern, seinen Wiesen und Wäldern, sondern blickte noch tief in das weite, unendliche Meer hinein. — Aber bald durfte niemand mehr der schönen und heiligen Stätte nahen; denn in einer Höhle am Fuße der Felsenhöhe hauseten ein gieriger Drache. Betrat jetzt ein frommer Pilger den Felsenweg zum Kirchlein, so fand er sicher den Tod. (Hentschel.)

30. Schwäbische Kunde.

Ludwig Uhland.

1. Als Kaiser Rotbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge wüßt und leer.
Dasselbst erhob sich große Not,
Viel Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher deutsche Reitermann
Hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußte der Reiter die Mähre tragen.
2. Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand.
Des Köhlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach;
Doch hätt' er's nimmer aufgegeben,
Und kostet's ihm das eigne Leben.
3. So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück.
Da sprengten plötzlich in die Quer
Fünzig türkische Reiter daher;
Die huben an auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
4. Der wackre Schwabe forcht sich nit,
Ging seines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und thät nur spöttlich um sich blicken,
Bis einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
5. Da walt dem Deutschen auch sein Blut,
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
6. Als er das Tier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht,
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch in Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten sieht man wie zur Linken
Einen halben Türken heruntersinken.
7. Da packt die andern kalter Graus,
Sie fliehn in alle Welt hinaus,
Und jedem ist's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurch geschnitten.

8. Drauf kam des Wegs 'ne Christenschar,
Die auch zurückgeblieben war:
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
9. Von denen hat's der Kaiser vernommen,
Der ließ den Schwaben vor sich kommen
Und sprach: „Sag an, mein Ritter wert,
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?“
Der Held bedacht' sich nicht zu lang':
„Die Streiche sind bei uns im Schwang,
Sie sind bekannt im ganzen Reiche.
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche.“

1. Vorbereitung der Auffassung.

1. In der zweiten Hälfte des Mittelalters kam ganz Europa in Bewegung, um das heilige Grab zu Jerusalem und wo möglich ganz Palästina den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Das war aber keineswegs eine leichte Aufgabe. Denn sowohl die aus ihren südlichen Wüsten hervorgebrungenen Araber wie die aus den nördlichen Steppen herabgekommenen türkischen Stämme waren kriegerische Völker, tapfere und gewandte Reitercharen, mit der Natur des Landes und des Klimas vertraut, während die Franzosen, Engländer und Deutschen, aus denen die Kreuzheere vorzugsweise bestanden, nicht nur mit dem Feinde, an dessen Kampfart sie nicht gewöhnt waren, sondern auch mit ebenso ungewohnten Entbehrungen und Beschwerlichkeiten, die sich aus der Beschaffenheit des Landes ergaben, zu kämpfen hatten. Dazu kam die unter den Christen immer wieder ausbrechende Uneinigkeit, das Hadern um die größere Ehre und den größern Besitz, so daß das schon Gewonnene zuletzt doch wieder verloren ging. — Im Jahre 1189 unternahm auch der Kaiser Friedrich Barbarossa einen Kreuzzug zur Befreiung des heiligen Landes. Saladin, Sultan von Ägypten und Syrien, hatte 1187 Jerusalem erobert und den Halbmond auf die christlichen Kirchen gepflanzt. Kaiser Friedrich, der von Regensburg aufbrach, schlug das Heer des Sultans von Iconium in Kleinasien, eroberte diese Stadt, fand aber bald darauf im Flusse Saleph seinen Tod. In dem Heere Friedrichs befanden sich besonders viele Ritter aus Schwaben, das ist das Land zwischen Oberrhein und Neck. Die Schwaben haben, wie jedes andere Volk ihre Eigentümlichkeiten und zeichnen sich namentlich dadurch aus, daß sie recht still in sich gelehrt sein können, nicht viel Wesens machen, ruhig und gelassen ihres Weges gehen, ohne andere zu stören und ohne sich selbst durch kleine Störungen aus der Ruhe bringen zu lassen. Dieser löblichen Eigenschaften ungeachtet, haben die Schwaben manchen Spott von andern deutschen Volksstämmen erfahren. So sagt man: „Der Schwabe wird nie klug“, oder „vor dem vierzigsten Jahre nicht klug.“ Ferner: „Welches Land liefen die

Schwaben nicht aus!“ Macht jemand einen unüberlegten, von Geistesbeschränktheit zeugenden Streich, so wird er als ein „Schwabensreich“ bezeichnet. Aber ungeachtet dieser weitverbreiteten Redensarten hat Schwaben nicht nur eine große Reihe der gewaltigsten Helden und Kaiser, sondern auch der berühmtesten Dichter hervorgebracht, wie in letzterer Beziehung schon die Namen: Schiller und Uhland beweisen. Vielleicht giebt es keinen deutschen Stamm mehr, der den Grundtypus des deutschen Wesens so rein erhalten hat, wie der schwäbische. Der gutmütige Schwabe erträgt zwar mit Gelassenheit eine Zeitlang die Angriffe auf seine Person, aber weiß sie auf das kräftigste zu züchtigen, wenn dieselben feindselige Absichten verraten.

2. Einen schlagenden Beweis hierfür liefert uns das Verhalten jenes schwäbischen Ritters, der sich in dem Kreuzheere Friedrichs I. befand, und der in Kleinasien, kurz vor der oben erwähnten Schlacht bei Konium, eine Heldenthat verrichtete, die uns in Staunen und Verwunderung setzt. In einem alten Werke (Annales Suevici von Crusius) wird darüber also berichtet: „Auf diesem Zuge (3. Kreuzzuge) soll ein Allemanne von riesigem Körper und ungeheurer Kraft weit hinter den Seinen zurückgeblieben sein, da er langsam sein durch die Anstrengung ermüdetes Pferd führen mußte. Fünzig Sarazenen beschossen ihn aus der Ferne mit Pfeilen. Doch da er durch seinen Schild und starken Panzer geschützt war, verfolgte er ungestört seinen Weg. Als aber einer von den Feinden, den seine Kühnheit stach (ärgerte), an ihn heranritt und mit dem Schwerte nach ihm schlug, hieb dieser mit starker, heldenhafter Hand die beiden vordern Füße des feindlichen Pferdes mit einem Schlage ab. Und da dieser noch auf dem gefallenem Pferde sitzen blieb, hieb er Kopf, Brust, Bauch, ja auch den Sattel des Pferdes mit einem Schlage des Schwertes durch, so daß er auch noch den Rücken des Pferdes verwundete.“ — Wer kann die Geschichte von dem starken Ritter wiederholen? —

3. Aus dieser Anekdote hat Ludwig Uhland ein vortreffliches Gedicht geschaffen, das ich euch jetzt vorlesen will. Nach dem Vorlesen kann zunächst ein kurzer Vergleich zwischen dem Gedichte und dem vorgefundenen Stoffe stattfinden. Was hat Uhland von der Anekdote beibehalten? Was hat er hinzugedichtet? Hat er auch etwas weggelassen? Mit welchen Eigenschaften hat er seinen Helden ausgestattet? Welche Eigenschaften verrät der Ritter in der dem Gedichte zu Grunde liegenden Erzählung? (Nur Körperstärke und Körpergewandtheit befundet er, während der Uhlandsche Held daneben auch Verstand und Mutterwitz besitzt.)

2. Erläuterungen.

1. Kunde, Nachricht; hier gleich Sage.
2. Lobesam oder Lobesan bedeutet löblich, lobwürdig, lobenswert; jetzt ist das Wort veraltet.

3. Fromm wird das Heer genannt, nicht als ob die Ritter und Mannen einer besondern Frömmigkeit sich befließigt hätten, sondern weil es zu einem frommen Zwecke ausgezogen war; die Streiter betrachteten den Kreuzzug als ein Gott wohlgefälliges Werk.

4. Den Trunk sich abgethan = den Trunk sich abgewöhnt, den Trunk abgelegt. — Die Deutschen, namentlich aber die Soldaten früherer Zeit, standen immer in dem Rufe, starke Becher zu sein. Was letztere in dieser Hinsicht geleistet, daran erinnert noch die Redensart: „Er säuft wie ein Landsknecht.“

5. Roß, ein Pferd edler Art; Kößlein, ein kleines Roß, hier indes: liebes, wertcs Roß; Mähre, schlechtes, elendes Pferd; Pferd, der zur Bezeichnung der Gattung gebräuchliche Name.

6. In die Quer = quer über den Weg des Schwaben.

7. Forcht sich nit = fürchtete sich nicht. — Der Dichter, selbst ein Schwabe, schwäbelt hier mit Absicht.

8. Spöttlich und spöttisch unterscheiden sich ungefähr, wie die Verben spötteln und spotten, so daß also jenes den leichtern Spott und darin oft, wie hier, das Schimpfliche bezeichnet.

9. Das Schwert hat eine breite, gerade Klinge. Das Wort wird auch bildlich gebraucht, z. B.: Die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst. Unsere Worte können Schwerter werden, die aufs tödlichste verwunden. — Der Degen hat auch eine gerade Klinge, ist aber leichter, zierlicher als das Schwert. Der Säbel hat eine gekrümmte Klinge. Türkensäbel, krummer Säbel.

10. Graus, eine Verstärkung von Grauen. Das Wort bezeichnet auch den Gegenstand, der Grausen erregt, z. B.: „Da kommt schon der nächtliche Graus; sie sind's, die unholdigen Schwestern.“

11. Christenschar, Pilgerschar, wallende Schar.

12. Was Arbeit = was für Arbeit oder was der Arbeit.

13. Die Streiche sind bei uns im Schwang, sie sind im Schwabenlande üblich, sind dort nichts Seltenes, Ungewöhnliches oder Neues.

14. Halt auch halter = halte ich, meine ich, wie ich dafür halte. Oft ist es ein reines Flickwort, ohne besondere Bedeutung.

3. Inhaltsangabe des Gedichtes.

Kaiser Rotbart kam auf seinem Kreuzzuge durch ein wüstes, unfruchtbares Land. Besonders viel Glend stellte sich dort in einem weiten, öden Gebirge ein, welches er mit seinem Heere durchziehen mußte. Bald erhob sich in demselben große Not. Es fehlte an Brot und Wasser, und mancher brave Reitersmann fand den Tod. Auch an Futter für die Pferde mangelte es; viele starben, andere wurden so matt, daß sie kaum noch den Reiter zu tragen vermochten. — Da begegnete es einem schwäbischen Ritter, daß sein Kößlein schwach und krank wurde. Er stieg ab und führte es am Zügel nach,

obgleich er die Gefahr kannte, die ihm als Nachzügler drohte. — Plötzlich sprengten nun fünfzig türkische Reiter auf ihn zu, schossen mit Pfeilen auf ihn und warfen die Lanzen nach ihm. Der Schwabe aber kannte keine Furcht; er zog ruhig weiter, fing mit großer Gewandtheit die Geschosse mit seinem Schilde auf und blickte nur spöttisch zu seinen Feinden hinüber. — Als jedoch einer der Türken heransprengte, um mit dem Säbel auf ihn einzuhaufen, da verlor er endlich die Geduld. Er zog sein Schwert und hieb dem Türkenrosse die Vorderbeine ab. In dem Augenblicke aber, als das Tier zusammenbrach, schwang er nochmals das Schwert und halbierte dem Türken Kopf und Kumpf, daß es den Sattelknopf durchschlug und noch tief in des Pferdes Rücken drang. Die übrigen Türken ergriffen, als sie das sahen, in größter Angst die Flucht. — Bald darauf kam eine Pilgerschar desselben Weges; die sah voll Erstaunen des Schwaben Heldenthat und erzählte sie dem Kaiser. — Dieser ließ den Ritter vor sich kommen und fragte ihn, wer ihn solche Streiche gelehrt habe. Ohne sich lange zu besinnen, gab derselbe zur Antwort, daß dergleichen Streiche in seiner Heimat nichts Außergewöhnliches und als Schwabenstreiche überall bekannt seien.

4. Gliederung des Gedichtes.

Der Inhalt des Gedichtes zerfällt in zwei Hauptabschnitte. Der erste umfaßt die zehn ersten Verse, der zweite den übrigen Teil des Gedichtes. Der erste Abschnitt versetzt uns zu dem nach dem heiligen Lande ziehenden Kreuzheere des Kaisers Friedrich Barbarossa. Er zeigt uns dasselbe auf diesem Zuge in einem wüsten und leeren Gebirge, in dem Pferde und Menschen den größten Hunger und Durst leiden müssen. — Der zweite Abschnitt hält uns eine Reihe von Bildern vor, die uns in einem „Herrn aus Schwabenland“ einen deutschen Ritter — einen Helden zeigen, und zwar einen, der selbst kaum weiß, daß er einer ist.

Auf dem ersten Bilde sehen wir den Herrn aus Schwabenland, weit hinter dem Kreuzheere zurück, langsam zu Fuß wandern und sein vom Hunger krankes und mattes Roß am Zaume nach sich ziehen.

Ein zweites Bild zeigt uns, wie von der Seite der Heerstraße her fünfzig türkische Reiter auf unsern schwäbischen Ritter lossprengen und von einiger Entfernung aus Spieße nach ihm werfen und Pfeile auf ihn abschießen; wie er aber inmitten dieser Gefahr ruhig seine Straße zieht und nur mit seinem Schilde die nach ihm gesendeten Spieße und Pfeile in geschickter und sicherer Weise auffängt.

Auf einem dritten Bilde erblicken wir einen der fünfzig Sarazenen ganz in der Nähe des Ritters, seinen krummen Säbel nach demselben schwingend; den Ritter aber, wie er mit einem Hiebe dem Türkenpferde beide Vorderfüße abhaut und mit einem zweiten noch mächtigeren Hiebe Kopf und Leib in Stücken spaltet und durch den

Sattel bis in den Rücken des Pferdes eindringt, so daß rechts und links ein halber Türke vom Pferde sinkt.

Ein viertes Bild zeigt uns, wie die übrigen neun und vierzig Türken, nachdem sie die Heldenthat des Ritters gesehen, in wildester Flucht nach allen Richtungen sich zerstreuen.

Auf einem fünften Bilde sehen wir christliche Pilger, welche, zum Kreuzheere gehörend, demselben auch nachziehen, und als sie an die Stelle kommen, wo der Ritter seine Heldenthat vollbracht hat, in der Nähe sich ansehen, was sie von der Ferne aus bemerkt haben.

Auf einem letzten Bilde erblicken wir den wackern Schwaben vor seinem Kaiser und vernehmen des Kaisers traulich foppende Frage und des Ritters schlagende mutterwitzige Antwort.

Man pflegt einem Bilde eine Über- oder Unterschrift zu geben. Thun wir das mit unsern sechs Bildern auch, aber so, daß jede Unterschrift den Ritter als Gegenstand der Darstellung nennt. — Um eine rechte Überschrift zu dem ersten Bilde zu finden, ist daran zu denken, was den Ritter zu einem Nachzügler des Kreuzheeres gemacht hat. Es liegt in den Worten:

„Er hätt' es nimmer aufgegeben,
Und kostet's ihm das eigne Leben.“

Betreffs des zweiten Bildes wird zu achten sein auf die Worte:

„Der wackre Schwabe forcht sich nit.“

Die Unterschrift zum dritten Bilde wird leicht gefunden. Um für die drei folgenden eine zu finden, ist daran zu denken, daß von den den Ritter angreifenden Türken einer von ihm getötet worden ist, und daß die andern vor ihm geflohen sind; welchen Eindruck die That des Ritters auf die nachziehende Christenschar gemacht hat, und was sich in der Antwort des Ritters offenbart. Und welches werden nun die Überschriften sein? Diese:

1. Der mitleidige Ritter. 2. Der furchtlose Ritter. 3. Der tapfere Ritter. 4. Der siegreiche Ritter. 5. Der bewunderte Ritter. 6. Der unverlegene Ritter. (Otto.)

Kurz und übersichtlich dargestellt ist der Inhalt des Gedichtes folgender:

I. Das Kreuzheer in den öden Steppen.

II. Der schwäbische Ritter.

1. Sein Mitleid mit seinem kranken Pferde.
2. Seine Furchtlosigkeit beim Herannahen der Türken.
3. Seine Tapferkeit im Kampfe mit den Türken.
4. Sein Sieg über die Türken.
5. Seine Bewunderung seitens der nachziehenden Pilger.
6. Seine Unverlegenheit dem Kaiser gegenüber.

5. Charakteristik des schwäbischen Ritters.

1. Woraus ersieht man, daß der Ritter groß und stark war? Was zeugt von seiner Körperkraft? Zeige, daß ihm auch

Körpergewandtheit nicht fehlt! Worin zeigt sich seine Unerforschrodenheit? sein Mut? seine Tapferkeit? (Seine Unerforschrodenheit zeigt sich darin, daß er nicht aus seiner ruhigen Fassung kommt, als plötzlich die fünfzig türkischen Reiter auf ihn zusprengen; sein Mut giebt sich darin zu erkennen, daß er angesichts der Gefahr keine Furcht empfindet; seine Tapferkeit bekundet sich darin, daß er inmitten der Gefahr standhaften und kräftigen Widerstand leistet.) — Beweise, daß er ein mitleidiges Herz hatte! Desgleichen, daß er Verstand und Mutterwitz besaß! — Zusammenfassung der charakteristischen Züge des Ritters!

2. Hierauf kann den Schülern die Aufgabe gestellt werden, die Eigenschaften des Ritters in den Worten des Gedichtes nachzuweisen.

Seine Körperkraft erhellt aus den Worten:

„Von hohem Wuchs und starker Hand.“

„Er haut ihm ab mit einem Streich
Die beiden Vorderfüß zugleich.“

„Haut durch bis auf den Sattelnopf,
Haut auch den Sattel noch in Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken.“

Seine Körpergewandtheit:

„Dieß sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und thät nur spöttlich um sich blicken.“

Seine Unerforschrodenheit:

„Da sprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkische Reiter daher.“

„Der wackre Schwabe forcht sich nit,
Ging seines Weges Schritt vor Schritt.“

Sein Mitleid:

„Er hätt' es nimmer aufgegeben,
Und kostet's ihm das eigne Leben.“

Sein Verstand und Mutterwitz:

„Der Held bedacht' sich nicht zu lang zc.“

6. Zweck des Gedichtes.

Der Zweck des Gedichtes ist, das Wesen des schlichten, thatkräftigen deutschen Ritters zu charakterisieren und zugleich das allgemein verbreitete Vorurteil von der Beschränktheit und Unbedachtsamkeit der Schwaben zu entkräften.

7. Bemerkung über die Darstellungsweise des Gedichtes.

Einen ungesuchten, ungekünstelten, einfachen und treuherzigen Ausdruck nennt man einen natürlichen oder naiven. Unser Gedicht ist nun durchweg in einem treuherzigen, unbefangenen Tone gehalten. Aber einige Ausdrücke sind doch besonders hervorzuheben. In welchen Versen finden sich solche?

Da sind zu bemerken die Verse 6, 8, 9, 10, 23, 25, 39, 40, 48 und die Antwort des Ritters. Scherz, Witz und kindliche Unbefangenheit charakterisieren die Verse. Auch ein feiner Spott tritt darin zu Tage, daß der Dichter von dem frommen Heere sagt:

„Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan.“ —

Die eigentümliche Färbung erhält der Ausdruck
a. durch einige altertümliche Stellungen und Wendungen,
b. durch die Anwendung des schwäbischen Dialektes.

8. Schriftliche Übungen.

1. Inhaltsangabe des Gedichtes.
2. Charakteristik des schwäbischen Ritters.

Ausführung:

Der schwäbische Ritter ist ein stattlicher Herr von schlankem Wuchs und kräftigem Körperbau. Zu seinem Rosse hat er eine so große Liebe, daß er, als es durch Futtermangel und Anstrengungen herunter gekommen ist, ihm nicht mehr zumutet, ihn zu tragen. Da er das Tier unmöglich im Stiche lassen kann, so bleibt er mit demselben zurück, ungeachtet ihm die Gefahr, die ihm hieraus erwachsen konnte, nicht unbekannt war. Sein treues Tier und er sind so sehr eins miteinander, daß er eher sein Leben als sein Ross preisgegeben hätte. Das ist ein edler Zug unseres Schwaben. Solch herzliches Mitleid mit dem treuen Tiere weist auf ein Herz hin, das gewiß auch bei der Not des Mitbruders nicht kalt geblieben ist und berechtigt zu der Annahme, daß unser Ritter die Standespflicht: Witwen und Waisen, Kindern und Greisen, Kranken und Gebrechlichen Schutz zu gewähren, wohl stets erfüllt haben wird. Aus dem Zurückbleiben des Ritters und seinem Verhalten gegen die angreifenden Türken ersehen wir zugleich, daß er frei von aller Furcht ist und eine Kaltblütigkeit besitzt, die jedem Kriegsmanne zu großer Ehre gereichen würde. Als das verächtlich von ihm behandelte Gesindel es ihm aber zu arg macht, wird sein Zorn erregt, und er legt einen Mut und eine Tapferkeit an den Tag, welche die Türken erschreckt und sie fliehen macht. Bei der Unterredung mit dem Kaiser ist er nicht um eine Antwort verlegen. Er versteht den Spott, der in des Kaisers Frage liegt, und wendet ihn in einer Weise, die dafür zeugt, daß er nicht nur das Herz, sondern auch den Kopf auf dem rechten Fleck hat, daß er nicht bloß Körperkraft und Tapferkeit, sondern auch Verstand und Mutterwitz besitzt.

3. Beschreibung eines der unter 4 kurz besprochenen Bilder.

31. Der blinde König.

Ludwig Uhland.

1. Was steht der nord'schen Fechter
Schar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in seinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft, in bitterm Harne
Auf seinen Stab gelehnt,
Daß überm Meeresarme
Das Giland wiederönt:
2. „Sieh, Räuber, aus dem Fels-
verließ
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenspiel, ihr Lied so süß,
War meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
Haft du sie weggeraubt;
Dir ist es ewig Schande,
Mir beugt's das graue Haupt.“
3. Da tritt aus seiner Klust hervor
Der Räuber, groß und wild,
Er schwingt sein Hünerschwert
empor
Und schlägt an seinen Schild:
„Du hast ja viele Wächter,
Warum denn litten's die?
Dir dient so mancher Fechter,
Und keiner kämpft um sie?“
4. Noch stehn die Fechter alle stumm,
Tritt keiner aus den Reih'n.
Der blinde König kehrt sich um:
„Bin ich denn ganz allein?“
Da faßt des Vaters Rechte
Sein junger Sohn so warm:
„Bergönn' mir's, daß ich fechte!
Wohl fühl' ich Kraft im Arm.“
5. „O Sohn! der Feind ist riesen-
stark,
Ihm hielt noch keiner stand.
Und doch! in dir ist edles Mark,
Ich fühl's am Druck der Hand.
Nimm hier die alte Klinge!
Sie ist der Skalden Preis.
Und fällst du, so verschlinge
Die Flut mich armen Greis!“
6. Und horch! es schäumt und es
rauscht
Der Rachen übers Meer,
Der blinde König steht und lauscht,
Und alles schweigt umher,
Bis drüben sich erhoben
Der Schild' und Schwertes Schall,
Und Kampfgeschrei und Toben
Und dumpfer Wiederhall.
7. Da ruft der Greis so freudig
bang:
„Sagt an, was ihr erschaut!
Mein Schwert, ich kenn's am
guten Klang,
Es gab so scharfen Laut.“ —
„Der Räuber ist gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn;
Heil dir, du Held vor allen,
Du starker Königssohn!“
8. Und wieder wird es still umher,
Der König steht und lauscht:
„Was hör' ich kommen übers Meer?
Es rudert und es rauscht.“
„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
In sonnenhellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild.“
9. „Willkommen!“ ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab,
„Nun wird mein Alter wonnig sein
Und ehrenvoll mein Grab.
Du legst mir, Sohn, zur Seite
Das Schwert von gutem Klang,
Gunilde, du befreite,
Singst mir den Grabgesang.“

1. Geschichtliche Grundlage.

Den Stoff entlehnte Uhland aus Saxo.¹⁾ Derselbe erzählt: „Der Dänenkönig Wermund war alt geworden und hatte das Augenlicht verloren. Sein einziger Sohn war groß an Körper und stark an Kraft, schien aber stumpfen Geistes zu sein; er verhielt sich stumm, lachte niemals und nahm an keinem Spiele teil. Geschah es da, daß der König von Sachsen Boten an Wermund schickte, die ihn aufforderten, das Reich, das er wegen Alters und Blindheit nicht mehr verwalten könne, ihrem Herrn abzutreten. Habe er aber einen Sohn, der mit dem Sachsenkönige zu kämpfen wage, so solle das Reich dem Sieger zufallen. Wermund erbietet sich, den Zweikampf mit eigener Hand auszufechten; die Gesandten aber erklären, daß ihr König sich nicht der Schmach aussetzen werde, mit einem Blinden zu fechten. Da tritt zum Erstaunen aller Wermunds Sohn Uffo hervor und erklärt, er sei nicht bloß bereit, mit dem Sachsenkönige den Zweikampf zu bestehen, — sie möchten außerdem noch den Tapfersten aus dem Sachsenvolke dazu senden. — Der Vater wundert sich ob der kühnen Rede des Jünglings und muß sich erst mit seinen Händen überzeugen, daß es sein Sohn ist, der so heldenmütig gesprochen hat, ehe er es glauben kann. Sodann schenkt er dem Sohne sein berühmtes Schwert Streg, und dieser fährt hinüber auf eine Insel der Eider, auf welcher der Zweikampf stattfinden soll. Lauschend steht der König Wermund mit den Seinigen am Ufer, und als er den wohlbekanntem Klang seines Schwertes vernimmt, fragt er die Umstehenden, wem der scharfe Ton gegolten. Die Antwort lautet: Dem Sachsenkönig; dem habe die Schneide nicht eine Wunde geschlagen, sondern sie habe den ganzen Mann mitten durch in zwei Stücke zerlegt. Und abermals vernimmt der König den Klang seines Schwertes, und auf seine Frage erfährt er, daß auch der zweite Kämpfe von seinem Sohne siegreich überwunden ist.

Den ersten Teil der Sage hat Uhland fallen lassen, er übergeht die scheinbare Stumpfheit des Sohnes, seine Stummheit und riesige Körperkraft und erwähnt nur seine Jugend. In der Sage kämpft dieser um das Reich, dem alten König bangt für seinen Thron; Uhland macht die Tochter des blinden Königs zum Gegenstande des Streites. Durch das Hereinziehen der Königstochter wird dem an sich rauhen und reckenhaften Charakter der Sage ein Element beigemischt, das über die kriegerisch-harten Züge einen mildernden Schimmer wirft.

2. Erläuterungen.

1. Fechter Schar = Ritterschar, Schar der Kämpfer.
2. Bord = Rand, Einfassung, z. B. am Bord des Schiffes; hier = Meeresufer, Meeresstrand.

¹⁾ Saxo, zubenannt Grammaticus, war ein berühmter dänischer Geschichtsschreiber; er starb als Propst zu Roskilde im Jahre 1204.

3. Harm = tiefer, anhaltender, innerlich verkränkender (und so verzehrender) Schmerz.

4. Verließ = eine sich unter die Erde verlierende tiefe Höhle, besonders das tiefe finstere Gefängnis auf den alten Ritterburgen, das öde Burgverließ. Felsverließ = dunkle, tiefe Felsenhöhle.

5. Hünenschwert = Riesenschwert. Hüne ist eine in Niederdeutschland sehr gebräuchliche Form für Riese. Im Mittelalter bezeichnete das Wort einen gewaltigen Helden und auch, ohne allen Nebensinn leiblicher Größe, einen Unterthan des Königs Etzel von Heunen- oder Ungarland.

6. Edles Mark, edles Blut; Kraft und Stärke.

7. Skalde ist der Dichter oder Sänger der alten nordgermanischen Völker.

8. Blutiger Lohn = blutige Strafe.

9. Sonnenhelle Haare = hochblondes, goldlockiges Haar.

3. Gliederung des Gedichtes.

- I. Angabe des Ortes und der Personen der Handlung. (Str. 1.)
- II. Rückforderung der Königstochter. (Str. 2.)
- III. Auftreten des Räubers und seine trotzige Herausforderung. (Str. 3.)
- IV. Annahme des Kampfes seitens des Königssohnes. (Str. 4—7.)
 1. Vorbereitung zum Kampfe.
 2. Kampf und Sieg des Königssohnes.
- V. Rückkehr des Siegers mit der Schwester. (Str. 8.)
- VI. Freude des Vaters. (Str. 9.)

4. Besprechung über den Inhalt des Gedichtes.

Was teilt uns Str. 1 über den blinden König und seine Umgebung mit? (Der König steht auf einem hohen Felsenvorsprunge und schaut in bitterm Harne nach dem gegenüberliegenden Gilande; sein Haar ist ergraut; seine Gestalt ist gebeugt, und er lehnt sich deshalb auf den stützenden Stab. Seine Umgebung besteht aus einer großen Schar trotziger Krieger, welche alle glänzend gerüstet sind.) — Wodurch gewinnt der König sofort unsere Teilnahme? (a. Durch sein hohes Alter; b. durch seine Blindheit; c. durch seine gebeugte Gestalt; d. durch seinen bittern Schmerz.) — Wodurch wird unser Mitgefühl noch gesteigert? (Es steigert sich, wenn wir erfahren, daß dem altersschwachen, blinden Könige die einzige Tochter geraubt worden, und wenn wir hören, daß der freche Räuber dieselbe nicht herausgeben will, obschon der greise Vater so flehentlich darum bittet.) — Mit welchen Worten fordert der blinde König seine Tochter zurück? („Gieb, Räuber, aus dem Felsverließ die Tochter mir zurück!“) — Was hätte den Räuber zur Rückgabe der Jungfrau bewegen sollen? (a. Alter und Blindheit des Vaters; b. der Umstand, daß die Geraubte

vermöge ihrer Sangeskunst des Vaters einzige Freude war; c. die unrühmliche, schmachvolle Art des Raubes.) Welchen Erfolg hatte die Rückforderung der Königstochter? (Dem Flehen des Greises setzt der Räuber trotzig Herausforderung entgegen; er pocht auf seine Stärke und auf seine Waffen und beruft sich auf das Recht des Stärkeren.) — Woraus geht hervor, daß der Räuber sehr groß und stark war? (Es heißt von ihm: er war groß und wild. Das riesige Schwert schwang er mit Leichtigkeit; sein wildes, grimmiges Aussehen und seine trotzig Worte benehmen allen Kriegern des Königs den Mut; keiner von ihnen tritt hervor, um mit dem Riesen zu kämpfen.) — In welchem Augenblicke gewinnt der blinde König unsere ganze Teilnahme? (Als die Ritter rings um ihn verstummen, und er sich wie ganz allein fühlt.) — Was gab dem jungen Sohn plötzlich die große Kraft und den hohen Mut? Wie rüstet ihn der Vater zum Kampfe aus? Beschreibe den Kampf zwischen dem Königssohne und dem Räuber! Wie begrüßt der blinde König den siegreichen Sohn und die durch ihn befreite Tochter? Welche Aussichten des Königs verwandeln seinen Gram in mild verklärte Freude? (Die Aussicht auf ein wonniges Alter und ein von Liebe und Heldenruhm verherrlichtes Grab.) — Die drei Hauptpersonen des Gedichtes sind: der blinde König, sein junger Sohn und der Räuber. Den König charakterisieren innige Liebe zu seinen Kindern, besonders zu seiner Tochter, sowie ängstliche Sorge, damit die Ehre des Hauses nicht getrübt werde. — Der Sohn sieht seinen Vater aller Hilfe bar; die Liebe zu diesem macht ihn plötzlich zum kampfbereiten Helden. — Der Räuber ist roh und gefühllos; der Begriff der Ehre ist ihm vollständig fremd; das begangene schmachvolle Unrecht beschönigt er, indem er sich auf das Recht des Stärkeren beruft.

5. Grundgedanke des Gedichtes.

Des Heldengreifenalters Zierde und Wonne sind würdige Nachkommen: eine Tochter, die durch zarte Liebe und die schöne Kunst des Gefanges tröstet, ein Sohn, der des Hauses Ehre schützt und angethane Unbill rächt. Wem solche Kinder das Grab bereiten, der ist wohl gebettet. (Sinnig.)

6. Schriftliche Übungen.

Aufschreiben der dem Gedichte zu Grunde liegenden Sage.

32. Die Rache.

Ludwig Uhland.

1. Der Knecht hat erstochen den edeln Herrn,
Der Knecht wär' selber ein Ritter gern.
2. Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain
Und den Leib versenket im tiefen Rhein.

3. Hat angelegt die Rüstung blank,
Auf des Herren Roß sich geschwungen frank.
4. Und als er sprengen will über die Brück',
Da stuzet das Roß und bäumt sich zurück.
5. Und als er die güldenen Sporen ihm gab,
Da schleudert's ihn wild in den Strom hinab.
6. Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt,
Der schwere Panzer ihn niederzwingt.

1. Vorbereitung der Auffassung.

1. Ein burgundischer Ritter zog zu einem großen Turnier, das der Herzog von Schwaben ausgeschrieben hatte. Er war vom Kopf bis zu den Füßen geharnischt und mit Sammet und Seide, mit Gold und feinem Pelzwerk prächtig geschmückt. Auch sein Pferd war mit glänzendem Eisenblech überzogen. Der Ritter ließ sein Roß auf dem ungebahnten Wege langsam gehen und war in Gedanken mit dem Turnier beschäftigt, wo er sich Ruhm und Ehre zu erwerben gedachte. Hinter ihm her schritt finster und trozig sein Knappe, dessen Geschäft es seit mehreren Jahren gewesen, des Streitrosses zu pflegen, die Rüstung zu putzen und die Waffen zu tragen. Er wäre gern längst selbst ein stattlicher Ritter geworden, wie sein Herr; aber niemand hatte ihn bisher zum Ritter schlagen wollen. Wie oft hatte er die Rüstung seines Herrn im stillen angelegt, wenn sie blank gepuzt war! Und jedesmal hatte er sie mit dem Bewußtsein getragen, daß es ihm niemand ansehen könne, daß er kein wirklicher Ritter sei. Bei jedem Kriege, bei jedem Gesellenstechen hatte er sich auszuzeichnen gesucht; nirgends aber hatte er sich die Sporen verdienen können, und sein Ehrgeiz blieb unbefriedigt. Er beneidete jeden, der die blanke Rüstung tragen und sein Streitroß tummeln durfte, und haderte mit seinem Schicksal.

In solcher Stimmung folgte er heute seinem Herrn, dessen Lanze er trug. Plötzlich stieg ein schwarzer Gedanke in seiner Seele auf. „Warum soll ich mich länger plagen?“ dachte er. „In Schwaben kennt niemand meinen Herrn. Wenn ich in seiner Rüstung auf dem Turnier erscheine, wird mich jeder für einen ebenbürtigen Ritter halten.“

Sie hatten eben einen dunklen Wald erreicht, in welchem sie das Klauschen des nahen Rheinstromes hörten. Der treulose Knappe hatte sich schnell entschlossen. Er faßte die Lanze, ersah sich eine unbedeckte Stelle am Rücken seines Herrn und stieß dem arglosen Ritter die mörderische Waffe in den Leib. Der Ritter that einen lauten Schrei und sank leblos von seinem Pferde, das sich hoch aufbäumte. Der Mörder ergriff den Zügel des Rosses und band es an einen Baum. Dann entkleidete er den entseelten Herrn, schleppte die blutige Leiche

an den Fluß, beschwerte sie mit einem Stein und warf sie in die brausende Flut. Als die Wogen über der sinkenden Leiche zusammenschlugen und der Blick des Mörders zufällig auf das offene, starre Auge seines Gebieters fiel, da war es ihm, als hörte er die Wellen um Rache zum Himmel schreien, und unter Grausen verließ er den unheimlichen Ort.

An einer nahen Quelle reinigte er jetzt die Kleider des getöteten Ritters von den Blutflecken, legte sie an und schwang sich auf das widerstrebende Roß. In fliegendem Galopp ritt er von dannen; denn der Wind im Hain und das Laub am Baum sausten ihm Entsetzen zu, und krächzende Raben schreckten ihn durch ihr Geschrei.

Endlich lüchtete sich der Wald, und vor ihm lag die Brücke, die über den Rheinstrom führte. Er suchte den Lauf des dampfenden Rosses zu hemmen; aber das störrische Tier ließ sich nicht halten und lenken. Mit schäumendem Maule und weit geöffneten Nüstern flog es zur Brücke. Aber warum bleibt es nun stehen? Brachten Wind und Wellen ihm einen Gruß aus dem Grabe des Herrn? — Kein Streicheln und Pfeifen, kein Schlagen und Schelten half. Als endlich der Mörder dem edlen Tiere verzweiflungsvoll die goldnen Sporen tief in den Leib drückte, bäumte sich das Roß hoch empor und schleuderte den unerfahrenen Reiter in den wilden Strom. Wieder erklang das Rachelied der Wellen; wieder umschwirrten ihn krächzende Raben. Er rang und ruderte mit Riesenkraft; aber der schwere Panzer, einst das Ziel seiner Wünsche, zog ihn hinab, hinab in die Tiefe des Flusses, in welchem der treulose Schurke vor wenigen Minuten seinen Herrn begraben hatte. (Kehr.)

2. Die heimtückische That des untreuen Knappen hat Uhland in beispielloser Kürze dargestellt — in zwölf knappen Zeilen. Das Gedicht, worin er das gethan, führt die Überschrift: „Die Rache“; es lautet also: „Der Knecht hat erstochen 2c.“ — Nach dem Vorlesen der Ballade möge der Gedankengang derselben festgestellt und den Kindern die Idee des Gedichtes zum Verständnis gebracht werden. Weiter dürfte nach meiner Ansicht nichts zu thun sein, da die Vorbereitung auf alles das hellste Licht wirft.

2. Gliederung des Gedichtes.

1. Der Mord und die Veranlassung dazu.
2. Der Knecht im Ritterschmucke.
3. Die Flucht des Knappen.
4. Des Mörders Strafe.

3. Grundgedanke des Gedichtes.

Alle Schuld rächt sich auf Erden. — Jede böse That, auch die im geheimen vollbrachte, wird bestraft und gerächt. — Womit du sündigest, damit wirst du bestraft. — Untreue schlägt den eignen Herrn. — Zu höhern Ämtern und Würden gehört auch geistige

Befähigung und Begabung; ein Mann von hohem Ruf muß auch innern Beruf haben. Wer einem Amte nicht gewachsen ist, den macht das Amt unglücklich. — Die blinkende Rüstung hat den Knecht gelockt, die schwere zieht ihn nieder auf des Stromes Grund.

„Was du erstrebst, nicht ist es dir zum Heil,
Wenn sein Besitz mit Sünd' dir wird zu teil.“

4. Schriftliche Übungen.

1. Inhaltsangabe des Gedichtes.

Ausführung:

Ein Knecht hat seinen Herrn im dunkeln Hain erstochen, den Leichnam in den Rhein versenkt, sich die Rüstung angelegt und das Streitroß bestiegen. Als er über die Brücke sprengen will, stutzt das Pferd und bäumt sich zurück. Der Knecht spornt es, wird aber von dem Roße in den Strom geschleudert und von dem schweren Panzer so niedergezogen, daß er ertrinkt.

2. Erweiterung des Gedichtes. (Vergleiche: Vorbereitung der Auffassung.)

3. Charakteristik des Knechtes.

Ausführung:

Der Knecht ist ein sehr ruchloser und treulofer Mensch. Die Sucht nach höherer Lebensstellung macht ihn zum Verbrecher; weil er selber gern ein Ritter wäre, ermordet er seinen edlen Herrn. Aber auch die Habsucht hat ihren Anteil am Morde; davon zeugt die große Hast und Eilfertigkeit, mit der er sich des Herrn blanke Rüstung und dessen Roß aneignet. Er glaubt ein Ritter zu sein, wenn er die äußern Zeichen des Rittertums anlegt, und sieht in seiner Beschränktheit nicht ein, daß ihm alle innern Bedingungen dafür fehlen. In der That ist er aller Eigenschaften eines echten Ritters bar, selbst der Mut geht ihm ab. Seinen Herrn ersticht er im dunkeln Hain, versenkt den Leichnam in den Fluß und entfernt sich eiligst von dem Orte des Mordes, weil er sich vor dem Entdecktwerden fürchtet. Er ist ein feiger und heimtückischer Schurke, der seinen Gebieter rücklings anfällt und meuchlings umbringt.

4. Der treue Knecht.

Unter Benutzung des nachstehenden Gedichtes von Rückert wird der Inhalt der vorliegenden Ballade ins Gegenteil umgewandelt.

5. Zur Vergleichung.

Der Herr und sein Knecht.

1. Es ritt ein Herr, das war sein Recht,
Zu Fuße ließ er gehn den Knecht.
Er reitet über Stock und Stein,
Daß kaum der Knecht kann hinterdrein.
Der Treue schleppt sich hinterher
Dem leichten Ritt und fürchtet sehr,
Zu Falle komm' er schwer.

2. „Herr, Herr!“ erscholl des Knechtes Ruf:
„Ein Nagel ging Euch los vom Huf;
Und schlägt Ihr nicht den Nagel ein,
So wird der Huf verloren sein.“
„„Ei! Nagel hin und Nagel her!
Der Huf hat ja der Nägel mehr
Und hält noch ungefähr.““
3. Und wieder schallt des Knechtes Ruf:
„Herr, losgegangen ist ein Huf;
Und schlägt ihr nicht das Eisen an,
So ist es um das Roß gethan.“ —
„„Hufeisen hin, Hufeisen her!
Das Rößlein hat Hufeisen mehr
Und geht noch wie vorher.““
4. Und eh' der dritte Ruf erschallt,
Da ist es an den Stein geprallt,
Das Rößlein liegt und steht nicht auf;
Geendet ist des Herren Lauf.
Er spricht nicht mehr: „Roß hin, Roß her!“
Er rafft sich auf und schreitet schwer
Mit seinem Knecht einher.

Fr. Rückert.

33. Das Schloß am Meer.

Ludwig Uhland.

- | | |
|---|--|
| 1. Hast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
Die Wolken drüber her. | 5. „Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh:
Einem Klage lied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu.“ |
| 2. Es möchte sich nieder neigen
In die spiegelklare Flut,
Es möchte streben und steigen
In der Abendwolken Glut. | 6. Sahest du oben gehen
Den König und sein Gemahl,
Der roten Mäntel Wehen,
Der goldnen Kronen Strahl? |
| 3. „Wohl hab' ich es gesehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber stehen
Und Nebel weit umher.“ | 7. Führten sie nicht mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Strahlend im goldnen Haar? |
| 4. Der Wind und des Meeres Wallen
Gaben sie frischen Klang?
Vernahmst du aus hohen Hallen
Saiten und Festgesang? | 8. „Wohl sah ich die Eltern beide
Ohne der Kronen Licht
Im schwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau sah ich nicht.“ |

1. Vorbereitung der Auffassung.

Hart am Gestade des wogenden Meeres stand in alten Zeiten ein prächtiges Schloß. Weithin war es sichtbar und von solcher Höhe, daß man meinte, es rage bis in die Wolken. Gar herrlich war es anzusehen, besonders in der rosigen Beleuchtung der Abendsonne. In diesem Schlosse wohnte der König des Landes. Er war

ein großer Freund und Verehrer der edlen Dicht- und Sangeskunst, bei dem die fahrenden Säger immer gastliche Aufnahme fanden. In den weiten und geräumigen Hallen des hohen Schlosses herrschte stets fröhliches Leben; Gesang und Saitenspiel mischte sich mit dem Gesange der Meereswogen, die rauschend an die Quadern des Sockels schlugen. Doch die höchste Wonne des Königs war seine einzige geliebte Tochter mit goldig wallendem Haare, strahlend in Schönheit gleich der Sonne. War das Wetter nicht zu stürmisch und unfreundlich, so lustwandelten der König und seine Gemahlin allabendlich auf dem flachen Dache des Schlosses, die schöne Tochter, ihres Alters Lust und Augenweide, in ihrer Mitte führend; alle waren in Purpur gekleidet, und der Eltern Häupter schmückten strahlende Kronen. Eine besondere Pracht entfaltete sich in dem hohen Schlosse bei den Turnieren, welche der reiche König häufig veranstaltete. Aus allen Theilen des weiten Reiches kamen alsdann die Ritter und edlen Herren in lichten Scharen herangezogen, keiner blieb zu Haus; denn nirgends gab es glänzendere Feste, nirgends wurden die Ritter köstlicher bewirtet, und nirgends bot sich ihnen mehr Gelegenheit, Ehre und Ruhm zu erwerben, als am Hofe des Königs. Weit über des Reiches Grenzen verbreitete sich der Ruf von des Fürsten Reichtum und von seiner lieblichen Tochter strahlender Schönheit. Auch der Königssohn eines fremden Landes erhielt davon Kunde, und er faßte den Entschluß, das Schloß am fernen Meeresstrande aufzusuchen. Wirklich erschien er auch auf dem nächsten Turnier, das der prächtliebende König ausgeschrieben hatte, und obwohl er nicht dazu eingeladen war, fand er trotzdem die freundlichste Aufnahme. Unerkannt nahm er an den Kampfspieleil teil und zeichnete sich vor allen Rittern so sehr aus, daß die Turnierrichter ihm einstimmig den Preis zuerkannten. Derselbe bestand in kostbaren Waffen, und welches Glück für den siegreichen Ritter: er empfing den Dank aus der Hand der herrlichen Königstochter. Von ihrem Gemach aus hatte diese den Ritterspielen täglich zugesehen und den stattlichen Fremdling bereits liebgewonnen; gern bot sie ihm deshalb ihre Hand zum Kusse dar. Doch der verneigt sich dankend, indem er sagt, ein Königssohn dürfe wohl die Stirne küssen. Ein freudig süßer Schrecken durchrieselt die schöne Jungfrau bei diesem Wort; was sie im Herzen still gewünscht, es hat sich verwirklicht: der siegreiche Ritter ist ein Held aus fürstlichem Geschlechte. Verlegen zieht sie sich in ihr Gemach zurück, doch die bisherige Zuneigung zu dem fremden Ritter verwandelt sich schnell in heiße Liebe zu dem herrlichen Königssohn. Und ihre Liebe bleibt nicht unerwidert; der erste Anblick ihrer holden Erscheinung hat des Jünglings Herz gefesselt. Während die Ritter nach beendigtem Turnier zu den Ihrigen ziehen, verbleibt er am gastlichen Hofe des Fürsten, weil er sich nicht von der schönen Königstochter trennen kann. Die gegenseitige Liebe der beiden wuchs von Tag zu Tag, obgleich keines

dem andern dieselbe gestand. Freudig hätte die schöne Jungfrau dem jungen Helden Herz und Hand geschenkt; jedoch dieser wagte es nicht, darum anzutragen, weil er fürchtete, eine abschlägige Antwort zu erhalten, und so schied er denn endlich, seine Liebe stumm in sich verschließend, von dem hohen Schlosse mit dem Vorsatz und in der Hoffnung, durch rühmliche Heldenthaten sich des hohen Preises würdig zu machen. — Die erwünschte Gelegenheit, sich auszeichnen zu können, bot sich ihm nach der Rückkehr in die Heimat sofort, da seinem königlichen Vater von einem streitsüchtigen Fürsten der Krieg angesagt worden. Von Thatendurst erfüllt und das Bild der schönen Königstochter im Herzen tragend, stellte sich der feurige Held an die Spitze des Heeres und zog mit demselben in das feindliche Land. Der Krieg zog sich indes in die Länge; er dauerte mehrere Jahre, und gleichwohl brachte er dem tapferen Königssohn weder Sieg noch Ruhm. Die zarte Jungfrau am fernen Strande, der er seit seinem Abzuge vom hohen Schlosse keine weitere Kunde von sich gegeben, auch niemals ein Zeichen seiner Liebe gesendet, verzehrte sich in Sehnsucht um ihn; die aussichtslose, in sich verschlossene Liebe zu ihm brachte ihr den frühen Tod, — und während er sich um ihretwillen kühn in Kampf und Gefahr stürzte, ruhte sie schon auf der Totenbahre, ertönten bereits ernste Trauergesänge an ihrem Sarge, weinten die tiefbetrübten Eltern schon monatelang bittere Thränen auf ihr Grab. Der bedauernswerte Krieger! Wohl ihm, daß er die traurige Nachricht von dem Hinscheiden der geliebten Königstochter nicht vernommen! Möchte er sie nie erfahren! Doch traurige Botschaften treffen gewöhnlich am frühesten ein; so ging es auch hier. Aus dem Lande, wohin des Helden ganzes Sinnen und Trachten gerichtet war, erschien nämlich eines Tages ein Wanderer; den ließ der Königssohn alsbald vor sich bringen, um ihn nach dem Schicksale der am fernen Meeresstrande weilenden Königstochter auszuforschen. Um dem Fremden nicht das Geheimnis seiner Liebe zu der edlen Jungfrau zu verraten, fragte er erst nach dem Schlosse, dann nach dem Leben in demselben, darauf nach den königlichen Eltern und erst zuletzt nach der Jungfrau. — Das Zwiegespräch, das auf diese Weise zwischen dem fürstlichen Feldherrn und dem Wanderer stattfand, hat Ludwig Uhland ganz meisterhaft in dem Gedichte „Das Schloß am Meer“ dargestellt, das ich euch jetzt vorlesen will.

2. Inhalt und Gliederung des Gedichtes.

Das Gedicht enthält drei Fragen, und auf jede derselben folgt unmittelbar die Antwort. — Wer stellt die Fragen? Wer giebt die Antwort? — Die Fragen beziehen sich a. auf das Schloß, b. auf das Leben im Schlosse, c. auf die Bewohner des Schlosses.

Jede Frage bildet ein mit wenigen Strichen, aber mit den glänzendsten Farben entworfenes Gemälde, und jedem derselben stellt

die Antwort in einfacherer Zeichnung das Gegenbild gegenüber — dieselben Linien, aber grau in Grau gemalt. Dreimal zwei Gemälde werden uns in dem kurzen Gedichte vorgeführt; in sachlicher Beziehung ergibt sich also folgende

Gliederung.

1. Das Schloß.

Erstes Bild: Das Schloß im rosigen Sonnenschein. (Str. 1 und 2.)

Zweites Bild: Das Schloß in Nacht und Nebel gehüllt. (Str. 3.)

2. Das Leben im Schlosse.

Drittes Bild: Das fröhliche Leben im Schlosse. (Str. 4.)

Viertes Bild: Die herzerreißende Klage im Schlosse. (Str. 5.)

3. Die Bewohner des Schlosses.

Fünftes Bild: Die hochbeglückten Eltern. (Str. 6 und 7.)

Sechstes Bild: Die tiefbetrübten Eltern. (Str. 8.)

Wer entwirft das erste, dritte und fünfte Bild? wer das zweite, vierte und sechste? — Beschreibe du das erste Gemälde! das zweite! — Stelle es dem ersten gegenüber und beachte den Gegensatz zwischen beiden Gemälden! zc. zc.

3. Wirkung des Gedichtes.

Das vorliegende Gedicht ist vielleicht das wirkungsvollste Erzeugnis Ahlandscher Muse. Der mächtige Eindruck, den dasselbe auf jeden fühlenden Menschen macht, hat seinen Grund in folgendem:

1. Die zu Grunde liegende Thatsache, der Tod der herrlichen Königstochter, ist an und für sich höchst ergreifend.

2. Dazu kommt, daß dieselbe gleichsam in die Ferne gerückt ist und sich langsam und stufenweis vor den Augen aufbaut.

3. Außerst wirksam ist ferner das geheimnisvolle Dunkel,¹⁾ das über der ganzen Situation lagert. Der Dichter giebt weder eine Andeutung über die Personen, welche sich über das Schloß unterhalten, noch macht er eine nähere Mitteilung über den Tod der Jungfrau, oder über den Eindruck, welchen die Kunde von demselben auf den forschenden Frager hervorbringt.

4. Sehr packend sind endlich die spannenden Fragen, welche gegen das Ende hin immer eiliger werden, sowie die ergreifenden Gegensätze, welche in unserm Gedichte vorkommen.

¹⁾ Gerade wegen dieses geheimnisvollen Dunkels, in welches die Personen zc. gehüllt sind, ist das Gedicht den Kindern nicht verständlich; wird jedoch der Inhalt desselben in geeigneter Weise vorbereitet, so schwindet dasselbe sofort, und wird der Standpunkt gewonnen, von dem aus das Gedicht zu betrachten ist. Die Vorbereitung der Auffassung ist hier unbedingt notwendig; ohne dieselbe ist das Gedicht gar nicht zu fassen und zu packen, während nach derselben alles licht und klar ist, und alles sich wie von selbst ergibt.

4. Grundgedanke des Gedichtes.

Das Gedicht ist ein vortrefflicher Ausdruck des Gegensatzes zwischen ehemaligem Glück und nunmehriger Trauer.

5. Schriftliche Übungen.

1. Beschreibung eines der im zweiten Abschnitt besprochenen Bilder.
2. Vor und nach des Vaters Tode.
3. Weihnachten
 - a. bei Lebzeiten der Mutter,
 - b. nach dem Tode der Mutter.

34. Der Reiter und der Bodensee.

Gustav Schwab.

1. Der Reiter reitet durchs helle Thal;
Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.
2. Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut' an den Bodensee;
3. Noch heut' mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.
4. Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er braust auf rüstigem Roß feldein.
5. Aus den Bergen heraus ins ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand.
6. Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt;
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.
7. In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus;
Die Bäume gingen, die Felsen aus.
8. So fliegt er hin eine Meil' und zwei;
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei.
9. Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr.
10. Keinen Wanderzmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Weg vertraut.
11. Fort geht's wie auf Samt auf dem weichen Schnee;
Wann rauscht das Wasser? wann glänzt der See?
12. Da bricht der Abend, der frühe, herein;
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.
13. Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.
14. Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn;
Dem Roße giebt er den scharfen Sporn.

15. Und Hunde bellen empor am Pferd,
Es winkt im Dorf ihm der warme Herd.
16. „Willkommen am Fenster, Mägdelein!
An den See, an den See, wie weit mag's sein?“
17. Die Maid, sie staunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Rahn ;
18. Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich sprach', aus dem Rachen stiegest du.“
19. Der Fremde schaudert, er atmet schwer:
„Dort hinten die Ebne, die ritt ich her.“
20. Da reckt die Magd die Arm' in die Höh':
„Herr Gott, so rittest du über den See!
21. An den Schlund, an die Tiefe bodenlos
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!
22. Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht trachte hinunter die Rinde dich?
23. Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut,
Der hungrigen Hecht' in kalter Flut?“
24. Sie rufet das Dorf herbei zu der Mär,
Es stellen die Knaben sich um ihn her ;
25. Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja segne du dich!
26. Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch!
Brich mit uns das Brot und iß vom Fisch!“
27. Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.
28. Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr.
29. Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.
30. Im Ohr ihm donnert's wie frachend Eis;
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.
31. Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

1. Quelle des Gedichtes.

Die Quelle zu diesem gelungenen Gedichte bildet eine mündliche Sage am Bodensee. Gewöhnlich wird die Begebenheit ins Jahr 1695 verlegt, wo der See am 5. Februar zufror. Die Einwohner der umliegenden Städte und Dörfer machten damals Spaziergänge über das Eis und hielten sogar Schützenfeste auf demselben. Am 3. Februar 1830 fror der See wieder zu, und im zuletztverfloßenen

Winter (1879—80) war die Eisdecke so dick und stark, daß die Umwohner des Sees darauf Schlittensfahrten und allerlei andere Belustigungen veranstalteten.

2. Erläuterungen.

1. Bühl = Hügel. — Vergleiche die Erläuterungen zu Nr. 17.
2. Der Abend, der frühe = der frühe Abend. — Die Nachsetzung des attributiven Adjektivums findet auch in Str. 21 und 22 statt: Tiefe bodenlos = bodenlose Tiefe; die Rinde dicht = die dicke Rinde.
3. Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund, der Reiter versetzt sich in Gedanken hinein.

3. Inhaltsangabe des Gedichtes.

Ein Reiter reitet zur Winterszeit im schnellen Trabe dem Bodensee zu, um sich noch vor Eintritt der Nacht mit dem Rahne übersetzen zu lassen. Da der Schnee die Wege unkenntlich gemacht hat, so muß er feldlein über Dorn und Stein reiten. Nach einiger Zeit kommt er aus den Bergen heraus ins ebene Land. Dorf und Stadt bleiben nach und nach hinter ihm, und der Schnee dehnt sich vor ihm aus wie ein weites Sandfeld. Er reitet mehrere Meilen, ohne Unebenheiten zu sehen oder zu fühlen, ohne einen andern Laut zu hören, als das Schreien der Schneegans und das Flattern des Wasserhuhns. Den See kann er nicht erspähen. Da bricht der Abend herein. Aus der Ferne blinkt ihm Lichtschein entgegen. Er sieht wieder Hügel und fühlt wieder unter sich die Unebenheiten des Bodens. Nach kurzem Ritt kommt er in ein Dorf und fragt da ein Mägdlein nach der Entfernung bis zum Bodensee. Dieses erstaunt über die Frage und versichert, daß der See bereits hinter ihm liege. Der Reiter schaudert; er ahnt, daß er über den See geritten ist. Voller Verwunderung schildert das Mägdlein die Gefahr, in der er geschwebt hat, und ruft die Dorfbewohner herbei, um das Unerhörte selbst zu vernehmen. Man wünscht dem Fremden Glück zu dem gethanen Ritt und ladet ihn ein, sich zu erquicken. Aber die große Gefahr, in der er sich unbewußt befunden und welcher er ahnungslos entronnen, tritt nun in allen Einzelheiten vor sein geistiges Auge, und das Grauen vor den Bildern seiner Vorstellung tötet ihn plötzlich. (Üben.)

4. Gliederung der Erzählung.

1. Vorhaben des Reiters.
2. Ritt über den Bodensee.
3. Ankunft im Dorfe.
4. Frage des Reiters.
5. Antwort des Mägdleins.
6. Ahnung des Reiters.

7. Schilderung der Gefahr seitens des Mägdleins.
8. Bewußtwerden der Gefahr seitens des Reiters.
9. Tod des Reiters.

5. Zur Würdigung und zum Verständnis des Stückes.

Ein ergreifendes Gedicht! Der Eindruck, den es auf jeden fühlenden Menschen hervorbringt, ist ein mächtiger. Zunächst wird uns das Vorhaben des Reiters mitgeteilt und die Eile geschildert, mit der er sein nächstes Ziel, den Bodensee, zu erreichen sucht. Darauf wird ausführlicher der Ritt durch die baum- und menschenlose Ebene beschrieben. Man weiß alsbald, daß die weite, öde Fläche der überfrorene Bodensee ist, und ahnt, was sich ereignet. Mit ängstlicher Spannung und Sorge folgen wir dem raschen Reiter und möchten sein Pferd antreiben, damit es dem „schwarzen Grunde“ eiligst entrinne und sein Herr glücklich entkomme; jeden Augenblick fürchten wir, daß das weiße Sandfeld zerreißen werde, und so schnell des „rasenden Hufes Stoß“ an die bodenlose Tiefe schlägt, so schnell schlägt und pocht unser Herz, fürchtend, daß der „gräßliche Schlund“ sich gähnend spalte, um den Reiter zu verschlingen. Nur eines ist's, was uns gewissermaßen beruhigt, nämlich der Umstand, daß der Reiter nicht ahnt, in welcher entsetzlicher Gefahr er schwebt. Wie schrecklich, wenn er sich plötzlich bewußt geworden, daß er sich auf dem See befinde! Wir zittern wahrlich nicht ohne Grund für ihn; denn wie aus der lebhaften Schilderung des Mägdleins erhellt, befand er sich in der That in größter Gefahr. Die Eisdecke über den See war noch sehr dünn, und keiner der Dorfbewohner hätte es gewagt, darüber zu gehen, geschweige darüber zu reiten. Wie einen Rettungsstrahl begrüßen wir deshalb den „fernen Lichtschein“; wir atmen wieder freier, in der Hoffnung, mit dem Reiter bald das feste Land zu erreichen. Und es währt nicht lang, so setzen wir mit ihm den Fuß auf den sichern Boden. Unwillkürlich rufen wir aus: Gott sei Dank! und den stürmischen Reiter möchten wir sofort zum Halten zwingen, um ihm sogleich zu erzählen, welche schrecklicher Gefahr er glücklich entkommen und welche Pein wir seinetwegen ausgestanden. Jedoch das Bewußtwerden der Gefahr könnte den ahnungslosen Reiter plötzlich vernichten; deshalb wünschen wir im Herzen Glück zu dem gethanen Ritt und begleiten ihn still bis zum nahen Dorfe. Wie freut es uns, daß er da so wohlbehalten ankommt, und daß man ihm so freundliche Rede und Antwort steht! Doch ach! auch welche neue Pein! Was wir aus zarter Schonung gegen den Reiter nicht auszusprechen wagten, — eines Mägdleins beredter Mund macht es ihm in drastischer Weise alsbald kund. Das böse gute Mädchen! Könnten wir ihm ein Zeichen geben, daß es schweige! Kaum hat der Reiter „das erste Wort gehört“, so erstarrt er auf seinem Pferd; der feste Boden schwankt unter ihm; er versetzt sich im Geiste in die

Mitte des Sees, und der Gedanke, über dem schwarzen Abgrunde geschwebt zu haben, erfüllt ihn mit solchem Schrecken, daß er tot vom Rosse herabsinkt. — Man ersieht hieraus, wie gefährlich das Bewußtwerden der Gefahr sogar nach bereits überstandener Gefahr wirkt.

6. Grundgedanke des Gedichtes.

Ein plötzlicher Schrecken übt noch nach glücklich überstandener Gefahr eine vernichtende Macht auf den Menschen aus. (Vergleiche den Schlusssatz des vorigen Abschnittes.)

7. Form des Gedichtes.

Das Gedicht ist in Reimpaaren geschrieben; die zweizeilige Strophenform ist vollsmäßig und hier sehr wirkungsreich. Die Verse sind aus Jamben und Anapästen gebaut. — Die Sprache ist einfach, kräftig und schön, ganz dem Gegenstande angemessen. Sehr gelungen ist der Ritt über den Bodensee geschildert; die Hast und Eile des Reiters wird durch die kurzen beflügelten Sätze vortrefflich zum Ausdruck gebracht.

8. Schriftliche Übungen.

1. Inhaltsangabe des Gedichtes.
2. Der Bodensee. (Beschreibung.)

Ausführung:

Der Bodensee, auch das schwäbische oder deutsche Meer genannt, umfaßt bei mittlerem Wasserstande einen Flächenraum von etwa 9 □ Meilen. Er ist über 7 Meilen lang und beinahe 2 Meilen breit. Die Tiefe zwischen Lindau und Bregenz beträgt 70m, zwischen Friedrichshafen und Arbon gegen 300m. Er ist nicht, wie die meisten Schweizerseen, mit schroffen Felsen umgeben; seine Ufer werden vielmehr von einem freundlichen Berg- und Hügellande umfaßt, auf welchem zahllose Dörfer, Schlösser und Städte liegen. Seine grünlichen Wellen plätschern zwar meist friedlich an den Ufern; braust aber der wütende Föhn auf die Flut hernieder, dann gehen die Wogen wild und hoch, schlagen tosend an die Ufer und versenken manches Schiff. Auch an Inseln fehlt es dem See nicht; am Eingange in den Überlinger See liegt das reizende Inselchen Mainau und im Zeller- oder Untersee die Insel Reichenau. Der Bodensee bespült nicht weniger als fünf Staatengebiete, nämlich: Baden, Württemberg, Baiern, Osterreich und die Schweiz. Städte am Bodensee sind a. auf der Schweizer Seite: Rorschach, Arbon, Romanshorn und das zu Baden gehörige Konstanz, b. auf der deutschen Seite: Bregenz, Lindau, Friedrichshafen, Immenstadt und Überlingen.

35. Das Grab im Busento.

August Graf von Platen.

1. Nächtlich am Busento lispeln, bei Cosenza, dumpfe Vieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder.
2. Und den Fluß hinauf, hinunter, ziehn die Schatten tapfrer Goten,
Die den Marich beweinen, ihres Volkes besten Toten.
3. Allzufrüh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schultern blond umgaben.
4. Und am Ufer des Busento reichten sie sich um die Wette;
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.
5. In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung, auf dem Pferde.
6. Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.
7. Abgelenkt zum zweitenmale, ward der Fluß herbeigezogen; —
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.
8. Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab versehren!“
9. Sangen's, und die Lobgefänge tönten fort im Gotenheere; —
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

1. Geschichtliche Grundlage.

Marich, der kühne und siegreiche Anführer der Westgoten, drang im Jahre 410 nach Rom und eroberte die Stadt zum drittenmal. Drei Tage verweilte er dort und zog dann weiter, um das reiche Sicilien und Afrika zu erobern. In Cosenza aber, einer Stadt an dem kleinen Flusse Busento, ereilte den 34jährigen Helden der Tod. Der Schmerz der Goten über den Verlust ihres Führers war groß und aufrichtig. Sie bereiteten ihm ein Grab, wie sie es des Helden für würdig hielten. Sie leiteten den Busento ab und ließen in dem Bette desselben durch römische Gefangene ein Grab herstellen. In dieses wurde Marich mit vielen Schätzen gelegt und dann der Fluß wieder in sein altes Bett geleitet. Die aber das Grab gegraben, wurden getötet, damit niemand dasselbe auffinden und schänden könne.

2. Erläuterungen.

1. Die Zeilen 1—4 drücken eigentlich eine nächtliche Erscheinung aus, wie sie die Phantasie des Dichters wohl schaffen kann. Er hat sich im Geiste zur Nachtzeit an die Ufer des Busento versetzt, und seine durch die geheimnisvolle Örtlichkeit erregte Phantasie führt ihm

jene Erscheinungen vor, welche in den vier ersten Versen geschildert werden.

2. Was das dem Gedicht zu Grunde liegende historische Faktum angeht, so weicht der Dichter in zwei Punkten von demselben ab. Er läßt nämlich die Arbeit nicht durch gefangene Römer, sondern durch die Goten selbst ausführen, und übergeht die Tötung derjenigen, die des Helden Grab bereitet hatten, mit Stillschweigen. Durch jene Abänderung erscheint die ganze Handlung als ein Zeichen treuester Liebe und Anhänglichkeit der Goten zu ihrem Könige; durch die Weglassung der Mordscene bleibt das Werk der innigsten Liebe und Verehrung ohne entstellenden Flecken.

3. Dumpfe Lieder = Klagelieder.

4. Aus den Wassern schallt es Antwort, d. h. Marichs Geist antwortet auf die Gesänge seiner früheren Gefährten.

5. Und in Wirbeln klingt es wieder, d. h. die Schatten der Goten erwidern des gefallenen Feldherrn Gruß durch lauten Schlachtenruf, welchen Wirbelschlag und Waffenge töse zu begleiten pflegte.

6. Reichten sie sich um die Wette = waren sie abwechselnd und mit Eifer thätig.

3. Gliederung des Gedichtes.

1. Schilderung der Erscheinungen, welche die aufgeregte Phantasie des Dichters diesem vorführt. (V. 1—4.)

2. Das Begräbnis des Gotenkönigs. (V. 5—17.)

3. Wunsch, daß Marichs Lob sich in alle Länder und über alle Meere ausbreiten möge. (V. 18.)

4. Grundgedanke des Gedichtes.

Echte Helden leben auch nach dem Tode fort. — „Wenn der Leib in Staub zerfallen, lebt der große Name noch.“

5. Form des Gedichtes.

Die Strophen des Gedichtes sind zweizeilig; die Verse sind aus Trochäen gebildet und haben in der Mitte einen Einschnitt, eine Cäsur, d. i. eine Stelle, wo man beim Lesen zum Pausieren genötigt wird. Das breit hinwallende Metrum entspricht ganz dem Stolze des tapfern, selbstbewußten Volkes, und wiederum das fallende Maß ganz seiner Trauer. Die Reime sind weiblich und sämtlich muster-gültig.

6. Schriftliche Übungen.

1. Marichs Begräbnis.

2. Vergleichung des Gedichtes von Platen mit dem von G. Pfizer.

7. Zur Vergleüchung.

Alarichs Grab.

1. Was ist dem kühnen Volk widerfahren,
Daß das Lager von Trauer wiederhallt?
Alarich starb, noch jung an Jahren,
Aber an Siegen und Tugend alt!
Kindlich weinen die starken Goten
Um den geliebten, stattlichen Toten.
2. Edel ist es, die Toten zu ehren,
Und ein Trost, bei der Vergänglichkeit Grau'n
Opfer zu spenden an heil'gen Altären
Oder ewige Pyramiden zu bau'n;
Aber ein andres ward hier erfonnen,
Denn die Lieb' ist ein unerschöpfter Bronnen.
3. Als hätten dem Krieg entsagt sie zur Stunde,
Graben sie, als gält' es köstliches Gold;
Wühlen tief in der Erde hartem Grunde,
Dort, wo dröhnend der Strom die Wellen rollt;
Mit edlen, silberblinkenden Waffen
Wird ein anderes Bette dem Flusse geschaffen.
4. Und in den leeren, starrenden Wänden,
Die entblößt noch kein Auge geschaut,
Wird von der Liebe treuen Händen
Ein prächtiges Grab dem Helden erbaut;
Die Schätze, vom Römer beweint, nicht bedenken
Die Goten sich, sie dem Grabe zu schenken.
5. Wenn das Totengemach vollendet,
Und die Leiche im sichern ruht,
Wird wieder zur alten Bahn gewendet
Des verbannten Stroms sehnstüchtige Flut,
Daß ungestört in unnahbarer Tiefe
Mit seinen Thaten der König schlief.
6. In der Nacht, der unheimlich dunkeln,
Stehen am Ufer der Krieger Reih'n;
Schwärzlich lodernde Lichter funkeln
In die gähnende Tiefe hinein,
Und von ferne in schwellendem Tanze
Nahen die Wasser beim Fackelglanze.
7. Wie ein Verbannter, der strafend kehret,
Löschet der Fluß der Fackeln Strahl.
Aber siehe! da scheint sein Lauf gestört:
Er stößt auf Alarichs Totenmal.
Wird er die flüchtige Eile hemmen?
Wird er in Eis seine Fluten dämmen?
8. Es teilen scheu sich die ersten Wellen;
Aber die nächsten mit dumpfem Gebraus
Höher und höher ums Grabmal schwellen,
Und die letzte der Fackeln löscht aus.
Klage erschallet tausendtönig
Um den versenkten Heldenkönig.

G. Pfizer.

36. Die Sonne bringt es an den Tag.

Abalbert v. Chamisso.

1. Gemächlich in der Werkstatt saß
Zum Frühtrunk Meister Nikolas.
Die junge Hausfrau schenkt' ihm ein;
Es war im heitern Sonnenschein. —
Die Sonne bringt es an den Tag.
2. Die Sonne blinkt von der Schale Rand,
Malt zitternde Kringle an die Wand,
Und wie den Schein er ins Auge faßt,
So spricht er für sich, indem er erblakt:
„Du bringst es doch nicht an den Tag.“
3. „Wer nicht? was nicht?“ die Frau fragt gleich;
„Was stierst du so an? Was wirst du so bleich?“ —
Und er darauf: „Sei still, nur still;
Ich's doch nicht sagen kann, noch will.
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.“
4. Die Frau nur dringender forscht und fragt,
Mit Schmeicheln ihn und Hadern plagt,
Mit süßem und mit bitterm Wort;
Sie fragt und plagt ihn fort und fort:
„Was bringt die Sonne nicht an den Tag?“
5. „Rein, nimmermehr!“ — „Du sagst es mir noch.“ —
„Ich sag' es nicht.“ — „Du sagst es mir doch.“ —
Da ward zuletzt er müd und schwach
Und gab der Ungefügmen nach. —
Die Sonne bringt es an den Tag.
6. „Auf der Wanderschaft, 's sind zwanzig Jahr',
Da traf es mich einst gar sonderbar;
Ich hatt' nicht Geld, nicht Ranzen, noch Schuh',
War hungrig und durstig und zornig dazu. —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.
7. Da kam mir just ein Jud' in die Quer,
Kingsher war's still und menschenleer:
Du hilfst mir, Hund, aus meiner Not!
Den Beutel her, sonst schlag' ich dich tot!
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.
8. Und er: „Bergieße nicht mein Blut,
Acht Pfennige sind mein ganzes Gut!“
Ich glaubt' ihm nicht und fiel ihn an;
Er war ein alter, schwacher Mann —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag!
9. So rücklings lag er blutend da;
Sein brechendes Aug' in die Sonne sah;
Noch hob er zuckend die Hand empor,
Noch schrie er röchelnd mir ins Ohr:
„Die Sonne bringt es an den Tag!“

10. Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm
Und kehrt' ihm die Taschen um und um:
Acht Pfenn'ge, das war das ganze Geld.
Ich scharrt' ihn ein auf selbigem Feld —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.
11. Dann zog ich weit und weiter hinaus,
Kam hier ins Land, bin jetzt zu Haus. —
Du weißt nun meine Heimlichkeit,
So halte den Mund und sei gescheit!
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.
12. Wann aber sie so flimmernd scheint,
Ich merk' es wohl, was sie da meint,
Wie sie sich müht und sich erboft. —
Du, schau nicht hin, und sei getrost! —
Sie bringt es doch nicht an den Tag."
13. So hatte die Sonn' eine Zunge nun;
Der Frauen Zungen ja nimmer ruhn. —
„Gevatterin, um Jesus Christ,
Laßt euch nicht merken, was ihr nun wißt!“ —
Nun bringt's die Sonne an den Tag.
14. Die Raben ziehen krächzend zumal
Nach dem Hochgericht, zu halten ihr Mahl.
Wen flechten sie aufs Rad zur Stund' ?
Was hat er gethan? wie ward es kund ?
Die Sonne bracht' es an den Tag.

1. Quelle des Gedichtes.

Den Stoff zu dem obigen Gedichte hat der Dichter Chamisso höchst wahrscheinlich aus dem von Grimm mitgetheilten Volksmärchen: „Die klare Sonne bringt's an den Tag“ entlehnt. Dasselbe lautet: Ein Schneidergesell reiste in der Welt auf sein Handwerk herum. Nun konnte er einmal keine Arbeit finden, und war die Armut bei ihm so groß, daß er keinen Heller Zehrgeld hatte. In der Zeit begegnete ihm auf dem Wege ein Jude, und da dachte er, der hätte viel Geld bei sich, und stieß Gott aus seinem Herzen, ging auf ihn los und sprach: „Gieb mir dein Geld, oder ich schlag dich tot!“ Da sagte der Jude: „Schenkt mir doch das Leben, Geld habe ich keines und nicht mehr als acht Heller.“ Der Schneider aber sprach: „Du hast Geld, und das soll auch heraus!“ brauchte Gewalt und schlug ihn so lange, bis er nah am Tode war. Und wie der Jude nun sterben wollte, sprach er das letzte Wort: „Die klare Sonne wird es an den Tag bringen“, und starb damit. Der Schneidergesell griff ihm in die Tasche und suchte nach Geld; aber er fand nicht mehr als die acht Heller, wie der Jude gesagt hatte. Da packte er ihn auf, trug ihn hinter einen Busch und zog weiter auf sein Handwerk. Wie er nun lange Zeit gereist war, kam er in eine Stadt bei einem Meister in Arbeit; der hatte eine schöne Tochter; in die verliebte er sich und heiratete sie und lebte in einer guten,

vergnügten Ehe. — Überlang, als sie schon zwei Kinder hatten, starben Schwiegervater und Schwiegermutter, und die Jungen hatten den Haushalt allein. Eines Morgens, wie der Mann auf dem Tische vor dem Fenster saß, brachte ihm die Frau den Kaffee, und als er ihn in die Unterschale gegossen hatte und eben trinken wollte, da schien die Sonne darauf und blinkte oben an der Wand so hin und her und machte Kringel daran. Da sah der Schneider hinauf und sprach: „Ja, die will's gern an den Tag bringen und kann's nicht!“ Die Frau sprach: „Ei, lieber Mann, was ist denn das? Was meinst du damit?“ Er antwortete: „Das darf ich dir nicht sagen.“ Sie aber sprach: „Wenn du mich lieb hast, mußt du mir's sagen“, — und gab ihm die allerbesten Worte, es sollt's kein Mensch wieder erfahren, und ließ ihm keine Ruhe. Da erzählte er, vor langen Jahren, wie er auf der Wanderschaft ganz ohne Geld gewesen, habe er einen Juden erschlagen, und der Jude habe in der letzten Todesangst die Worte gesprochen: „Die klare Sonne wird's an den Tag bringen.“ Nun hätt's die Sonne eben gern an den Tag bringen wollen, und hätt' an der Wand geblinket und Kringel gemacht, sie hätt's aber nicht gekonnt. — Darnach hat er sie noch besonders, sie dürste es niemand sagen, sonst käm' er um sein Leben. Das versprach sie auch. Als er aber zur Arbeit sich gesetzt hatte, ging sie zu ihrer Gebatterin und erzählte es der, wenn sie es keinem Menschen wieder-sagen wollte. Ehe aber drei Tage vergingen, wußte es die ganze Stadt, und der Schneider kam vor Gericht und ward hingerichtet. So brachte es doch die klare Sonne an den Tag.

2. Erläuterungen.

1. Zum Frühtrunk, um den Frühtrunk, d. i. den Kaffee, einzunehmen.

2. Bitternde Kringel, kleine Ringe, durch den Widerschein der Schale oder Tasse gebildet.

3. Da traf es mich einst gar sonderbar, da kam ich einst in eine sonderbare Lage, in einen sonderbaren Fall.

4. Er war ein alter, schwacher Mann. — Dieser Vers deutet nur leise den bald beendigten Kampf an. Seine tödtliche Verwundung, sein Hinstürzen wird übersprungen; wir finden ihn in der folgenden Strophe schon zum Tode verwundet daliegen.

5. Kam hier ins Land, bin jetzt zu Haus. — Nach dem oben mitgetheilten Volksmärchen war dies Land nicht seine Heimat, sondern er ließ sich hier nur häuslich nieder.

3. Gliederung des Gedichtes.

Der Inhalt des Gedichtes zerfällt in zwei Haupttheile:

1. Das Wechselgespräch zwischen Mann und Frau beim Frühtrunk. (Str. 1—12.)
2. Die Folgen des Gesprächs beim Frühtrunk. (Str. 13 u. 14.)

4. Inhalt der einzelnen Strophen, resp. Überschriften zu denselben.

1. Meister Nikolaus mit seiner Frau beim Frühtrunk. 2. Das Spiel der Sonne an der Wand und des Meisters Erblassen. 3. Vergebliches Forschen der Frau. 4. Dringenderes Forschen der Frau. 5. Endliche Gewährung ihrer Bitte. 6. Die Not auf der Wanderschaft. 7. Der Entschluß, einen Juden zu berauben. 8. Des Juden vergebliche Bitte und Versicherung seiner Armut. 9. Die Drohung des sterbenden Juden. 10. Der Raubmord. 11. Des Meisters Bitte um Geheimhaltung des Erzählten. 12. Gedanken des Meisters beim Betrachten des Sonnenscheines. 13. Das ausgeplauderte Geheimnis. 14. Die Bestrafung der Mordthat.

5. Besprechung über den Inhalt des Gedichtes.

In der ersten Strophe werden die beiden Personen des Gedichtes genannt. Was wird von dem Meister gesagt? was von seiner Frau? Woraus geht hervor, daß Meister Nikolaus äußerlich in guten Verhältnissen lebte? Weshalb währte die heitere Stimmung des Meisters nicht lange? Wodurch wurde dieselbe getrübt? Mit welchen Worten deutet der Dichter dies schon in der ersten Strophe an? Auf welche Weise wird die Sonne das Mittel, die böse That des Meisters an den Tag zu bringen? Welchen Eindruck machten die „zitternden Kringel“ auf den Meister? Aus welchen Worten des Gedichtes geht das hervor? Was that der Meister, um die Stimme des Gewissens zu unterdrücken? Was heißt es: er spricht die Worte für sich? — Die Frau hat den Ausruf deffenungeachtet gehört, nur ist er ihr nicht recht verständlich; denn sie weiß nicht, wer nichts an den Tag bringen soll, und was nicht an den Tag gebracht werden soll. Beides will sie wissen; deshalb fragt sie hastig: „Wer nicht? was nicht?“ Drücke diese beiden Fragen in vollständigen Sätzen aus! — Infolge dieser Fragen gerät der Meister aufs neue in Angst und Schrecken. Aus welchem Grunde? Bemerkte die Frau den Schrecken ihres Mannes? Wodurch verriet sich derselbe? — Was thut der Meister, um nicht durch weitere Fragen seitens der Frau an seinen Ausruf erinnert zu werden? (Er gebietet ihr, still zu sein, und erklärt zugleich, daß ihre Fragen doch nutzlos sein würden.) — Indem er aber entschieden hinzufügt: „Die Sonne bringt's nicht an den Tag“, hat er die erste Frage seiner Frau beantwortet; sie weiß nun, wer etwas an den Tag bringen soll. Ihre Neugierde wird durch die geheimnisvollen Worte noch mehr gereizt, und sie wendet alle möglichen Mittel an, um auch zu erfahren, was die Sonne nicht an den Tag bringen soll. In welchen Zeilen des Gedichtes ist das dargestellt? Woraus erschen wir, daß sich der Mann gegen die Beantwortung der Frage sträubte? — Die Frau erreicht

gleichwohl ihr Ziel; nach langem Quälen erzählt ihr Mann endlich, was die Sonne nicht an den Tag bringen solle. Mit welchen Worten beginnt und mit welchen Worten schließt die Erzählung des Meisters? Geib den Inhalt mit deinen eigenen Worten wieder! — Wozu ermahnt der Meister seine Frau, nachdem er ihr sein Geheimnis offenbart? Hat die Frau Schweigen beobachtet? Welches sind die Folgen ihrer Schwachhaftigkeit? — Welchen Todes mußte der Meister sterben? — Schwere Verbrecher, insbesondere Mörder, wurden in früheren Zeiten „gerädert“, d. h. es wurden ihnen mittels eines Rades die Glieder zerschmettert, darauf der Leichnam auf das Rad geflochten und mit demselben auf einer hohen Stange zur Schau ausgestellt als ein warnendes Zeichen für die bei solchen Hinrichtungen gewöhnlich zahlreich versammelten Menschen. — Der Dichter denkt sich auch bei dieser Hinrichtungsscene viele Zuschauer zugegen und läßt sie die neugierigen Fragen ausrufen:

„Wen flechten sie aufs Rad zur Stund?
Was hat er gethan? Wie ward es kund?“

Nur die letzte Frage wird beantwortet, und zwar mit dem Wiederholungssatze, der wie ängstiger Glockenschlag das ganze Gedicht durchtönt:

„Die Sonne bracht' es an den Tag.“

Dieser Vers kann als Antwort des Dichters oder eines über den Vorfall unterrichteten Zuschauers betrachtet werden.

6. Grundgedanke des Gedichtes.

Gott weiß auch die geheimsten und verborgensten Verbrechen ans Licht und zur Bestrafung zu ziehen. Dieser Gedanke ist sowohl in der Überschrift als in dem Rehrreim klar ausgesprochen; er könnte auch mit dem Sprichwort wiedergegeben werden: „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen.“ — In Bezug auf den Grundgedanken sind mit dem vorliegenden Gedichte verwandt: „Die Kraniche des Ibykus“ von Schiller, „Die Posaune des Gerichts“ von Auerbach, und die Sage von den „Raben des heiligen Meinrad“.

7. Form des Gedichtes.

Das Gedicht zählt vierzehn Strophen; jede derselben besteht aus fünf jambischen Versen. Die Reime sind durchgehends männlich; die vier ersten Zeilen jeder Strophe haben ungetrennte oder gepaarte Reime; die letzte Zeile ist reimlos. — Eine Eigentümlichkeit unseres Gedichtes besteht darin, daß der letzte Vers der ersten Strophe, teils in derselben, teils in etwas veränderter Form, auch in allen übrigen Strophen als Schlußvers wiederkehrt. Ein solcher in allen Strophen wiederkehrender Vers wird Rehrreim, auch Refrain, d. h. Wiederholungssatz, genannt. Der Rehrreim hat meistens den Zweck, die Hauptpersonen

und wichtigsten Umstände der Begebenheit ins Gedächtnis zurückzurufen. In dem vorliegenden Gedichte ist die Anwendung desselben von großer Wirkung: immer wieder werden wir durch denselben an des erschlagenen Juden letztes Wort erinnert, und immer wieder tritt uns dadurch der Hauptgedanke des Stückes vor die Seele. — In dem „Gewitter“ von Schwab steht der Rehrreim weniger mit dem Inhalte der einzelnen Strophen, als vielmehr mit dem Ganzen im Zusammenhange, ja er verbindet eigentlich die einzelnen Strophen des Gedichtes erst zu einem Ganzen. — Der Refrain kommt auch bei anderen Strophengebilden vor, z. B. bei der sechs- und siebenzeiligen Strophe, wo er aus zwei, resp. aus drei Versen besteht.

8. Schriftliche Übungen.

1. Konzentration des Inhaltes.

Ausführung:

Meister Nikolaus, der mit seiner Frau beim Frühtrunk sitzt, sieht plötzlich, daß die Sonne an der Wand spielt, und erblickt infolgedessen. Dies, sowie einige Worte, welche er unvorsichtiger Weise ausspricht, veranlassen die Frau, nach der Ursache der heftigen Gemütsbewegung ihres Mannes zu fragen, der ihr nach längerem Sträuben endlich erzählt, daß er vor zwanzig Jahren auf der Wanderschaft einen armen Juden erschlagen und seiner geringen Barschaft beraubt habe, und daß dieser sterbend die Worte ausgerufen: Die Sonne bringt es an den Tag. Ungeachtet der Ermahnung des Mannes teilt die Frau ihr Geheimnis mit, und der verjährte Raubmord wird durch Hinrichtung des Mörders gerächt.

2. Übertragung des Gedichtes in Prosa (mit Benutzung des Grimmschen Volksmärchens).
3. Vergleichung des Gedichtes mit dem Grimmschen Märchen.
4. Charakteristik der Personen des Gedichtes.

Ausführung:

(Schülerarbeit.)

Die beiden Personen des Gedichtes, der Meister und seine Frau, sind sehr rohe und gemeine Naturen. Wie empörend ist nicht die Mordthat, die der Meister auf der Wanderschaft verübte! Wie roh und gefühllos muß ein Mensch sein, der einen altersschwachen Mann anfallen, erschlagen und berauben kann! Wie verstockt muß derjenige sein, der über eine so schändliche That nicht die geringste Reue empfindet! Der rohe und gemeine Charakter des Meisters spiegelt sich in der ganzen Erzählung wieder. Er spricht von dem Morde wie von einer Kleinigkeit und braucht dabei die gemeinsten Ausdrücke, wie:

„Da kam mir just ein Jud' in die Quer.“

„Du hilfst mir, Hund, aus meiner Not!
Den Beutel her, sonst schlag' ich dich tot!“

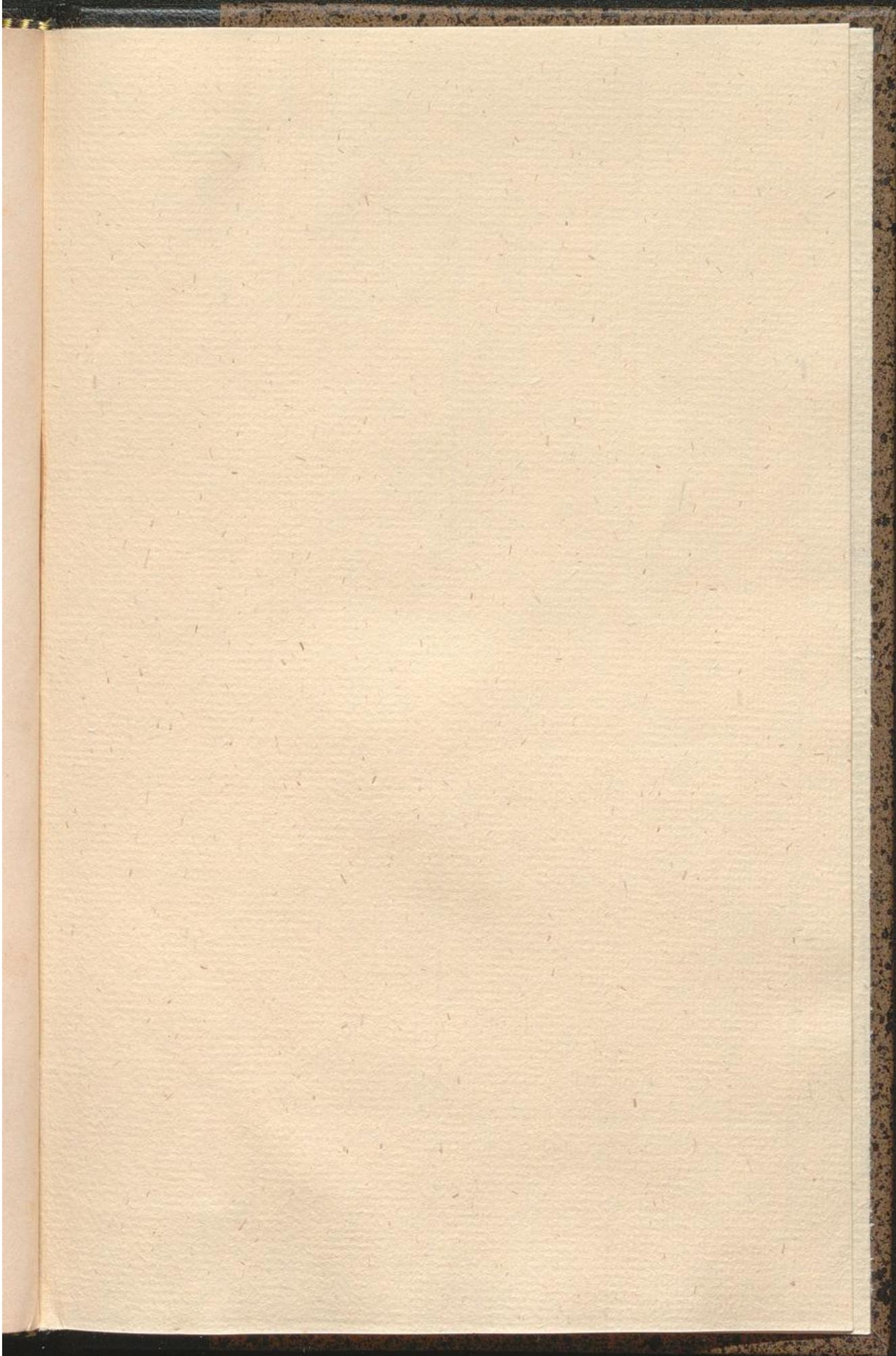
„Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm
Und kehrt' ihm die Taschen um und um.“

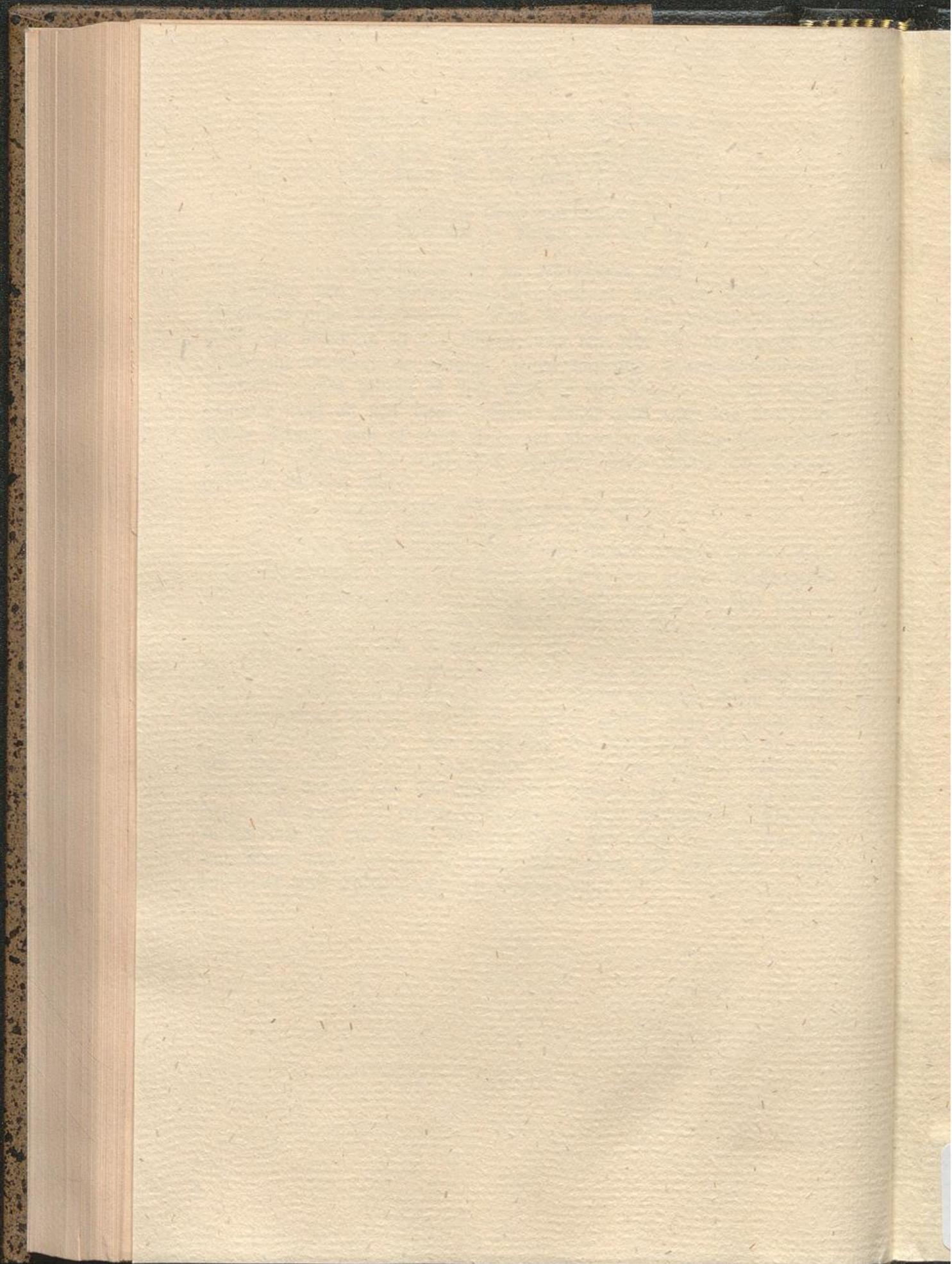
„Ich scharrt' ihn ein auf selbigem Feld.“

Trotz der beispiellosen Roheit kann er doch die Stimme des Gewissens nicht unterdrücken. Das Drohwort des sterbenden Juden hallt ihm beständig in den Ohren, und wie sehr ihn die Furcht vor Erfüllung desselben beunruhigt, sehen wir aus seinen abwehrenden Worten: „Du bringst es doch nicht an den Tag.“ — „Die Sonne bringt's nicht an den Tag.“ Seine Angst geht auch aus dem Umstande hervor, daß er seine Frau zur Bewahrung seiner Heimlichkeit ermahnt. Damit sie nicht auch erschrecke beim Spiel der Sonne, giebt er ihr den Rat:

„Du, schau nicht hin, und sei getroßt:
Sie bringt es doch nicht an den Tag.“

Die Frau legt dieselbe Roheit und Unmenschlichkeit an den Tag. Nicht ein einziges Wort des Mitleids über den armen Erschlagenen oder des Entsetzens über den bösen Mörder kommt über ihre Lippen. Ihr graut nicht vor des letztern Nähe, und sie hat weder ein Wort des Trostes noch der Ermahnung für ihren unglücklichen Mann. Die hervorstechendsten Eigenschaften der Frau sind indes grenzenlose Neugier und Schwachhaftigkeit. Kaum entfährt ihrem Gatten das bedeutsame Wort, so will sie sogleich wissen, was es damit für eine Bewandnis habe. Sie plagt ihn mit süßen und bitteren Worten, mit Schmeicheleien und Vorwürfen, bis er ihre Neugier befriedigt, und kaum hat sie von ihm Aufklärung erhalten, so eilt sie zur Nachbarin, um dieser die soeben erfahrene Neuigkeit mitzuteilen. Da, wo es sich um ihr und ihres Mannes Wohl und Weh handelt, kann sie den Mund nicht halten; sie verrät sich zugleich als eine sehr unbesonnene und unvorsichtige Schwägerin.





SR-Media -
Sortimentsbuchbinderei



46519 Alpen
Tel. (02802) 800 111
RaI-RG 495

Einband säurefrei - 29.04.2007

Hu



P
06

Leineweber
Behandlung des Leesechuldes

DDH
1402